Mein Leben.

Mein Leben.

Aufzeichnungen und Erinnerungen

von

Hoffmann von Fallersleben.

Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Den 21. März, also mit Frühlingsanfang reiste ich ab. Der Packpostwagen stimmte genau überein mit allen den Berichten, wie sie damals häufig in Reisebeschreibungen und Romanen zu lesen waren. Meine Reisegefährten, ein Mann und seine Frau, Auswanderer nach der Walachei, machten auf der preußischen Post eine gute Vorschule durch für die Weiterreise. In jedem Orte, ja an jedem einzeln liegenden Wirthshause wurde still gehalten, in den Städten dauerte der Aufenthalt mehrere Stunden.

Als wir vor Crossen ankamen, war ich sehr überrascht, eine so hübsche Gegend zu finden. Wie schön wird es erst in Schlesien sein! dachte ich mir. Auf dem ganzen Wege bis Breslau hin kam aber keine hübsche Gegend weiter als die um Grüneberg. Das Riesengebirge und selbst den Zobten sieht man nur aus der Ferne.

Nach zwei Tagen und drei Nächten kamen wir in Breslau an. Ich war sehr ermattet, an allen Gliedern wie gelähmt.

Breslau hatte etwas Fremdes für mich, es machte auf mich gar nicht den Eindruck einer deutschen Stadt. In den zwar geraden, aber schmalen Straßen, zwischen hohen, finsteren Häusern bewegte sich langsam eine wühlige Volksmenge, darunter Kerle in schmierigen Schafpelzen, in alten Schlafröcken, Bettler in zerlumpten Kleidern, nur hin und wieder Mädchen in sauberem, nettem Anzuge. Die öffentlichen Plätze sind viel

zu klein, als daß sie sonderlichen Eindruck machen könnten; der schönste ist von unansehnlichen Häusern umgeben. Der Raum um den Ring war an der Ost- und Südseite mit grundfesten Bauden besetzt und so verunstaltet. Die Kirchen, zwar keine Kunstwerke, aber doch von bedeutendem Umfange, traten nicht recht zum Vorschein, sie waren meist durch schlechte Anbaue entstellt. Von den großen öffentlichen Gebäuden gewährte mir nur die Universität von der Oderbrücke gesehen einen großartigen Anblick.

Ich war in einen bescheidenen Gasthof eingekehrt, da ich ja selbst nur bescheidene Ansprüche machen konnte, doch auch solchen genügte nicht ein längerer Aufenthalt. Nach acht Tagen war es mir so unheimlich, daß ich Alles aufbot, eine eigene Wohnung zu erlangen.

Mein erster Besuch galt dem Professor der Rechte, Dr. Förster, zweitem Custos der kön. und Universitäts-Bibliothek. Ich sollte vorläufig sein Stellvertreter und später sein Nachfolger werden. Er hatte seine Entlassung nachgesucht, um seiner Professur und seinen Rechtsstudien ganz leben zu können, er wollte jedoch vollständig entschädigt sein. Er schien nicht angenehm über meine Ankunft überrascht zu sein, er hatte nicht geahndet, daß so schnell in seiner Angelegenheit etwas geschehen würde, und was nun geschehen, entsprach nicht seinen Erwartungen; er schien zu glauben, daß sich eine für ihn günstige Entscheidung lange hinziehen könnte. Wir sprachen erst über gleichgültige Dinge und kamen dann auf die Bibliothek zu sprechen. 'Wie man mir in Berlin sagte, soll sie ja noch sehr in Unordnung sein —', so etwas äußerte ich ganz harmlos, gar nicht als m e i n e Ansicht. Diese Worte, die freilich wahr, aber gar nicht böse gemeint waren, galten für eine Kriegs-

erklärung. Förster sagte sie brühwarm seinem vertrautesten Freunde Unterholzner sofort wieder und dieser empört darüber kam sofort um seinen Abschied ein. Der Krieg gegen mich war begonnen und dauerte von diesem Augenblicke an bei der Bibliothek fort, nur durch längere und kürzere Waffenstillstände unterbrochen.

Ich besuchte dann den Bibliothecar Prof. Unterholzner. An ihn war ich durch das Ministerialrescript verwiesen worden. Er empfing mich recht freundlich. Nach kurzer Unterhaltung beschied er mich zum anderen Tage auf die Bibliothek.

Ich war sehr überrascht, ein so stattliches Gebäude zu finden, das zwar früher zu einem anderen Zwecke gebaut*), zu einer Bibliothek wie geschaffen war: viele, nicht zu große, nicht zu hohe Zimmer, mit breiten Wandflächen, mit den gehörigen Durchgängen, und nach allen Seiten hin hell. Im zweiten und dritten Stocke lange Corridore, an beiden Seiten mit Büchergestellen.

Unterholzner kam und führte mich durch die einzelnen Säle und machte mich flüchtig mit der Aufstellung bekannt. Dann zeigte er mir die verschiedenen Kataloge im Arbeitszimmer, sprach kurz über ihre Einrichtung und wies mir in einem abgelegenen Zimmer eine Arbeit zu: das Ordnen und Verzeichnen der Ordensgeschichte (Historia Sodalitiorum), und — überließ mich meinem Schicksale.

Ordensgeschichte! ich hatte mich bisher gar nicht darum bekümmert und niemand dachte wol damals, daß die Mönche jemals wieder eine Bedeutung erlangen würden. Die Bücher waren einmal da und mußten geordnet und verzeichnet werden.

*) Stiftsgebäude der Augustiner Chorherren, aufgehoben 1810.

Es war eine ziemliche Masse, ganz erklärlich: unsere Bibliothek hatte alle Bücher der aufgehobenen schlesischen Klöster in sich aufgenommen, und jedes Kloster hatte was seinen Orden betraf fleißig gesammelt. Es gruppierte sich Alles leicht nach den vier Hauptregeln der vier Heiligen, des heil. Augustinus, Benedictus, Franciscus und Ignatius. Am meisten Schwierigkeit machte die Ermittelung des ersten Erscheinens eines Werkes, da manche nur in sehr späten Auflagen vorhanden waren.

Das Personal der Bibliothek war nach dem Tode des Oberbibliothecars Prof. Johann Gottlob Schneider Saxo († 12. Januar 1822):

Bibliothecar: Dominicus Unterholzner seit 1815, nachdem er schon zuvor mit dem Beginn seiner Professur bei der Bibliothek thätig gewesen war. Bis zu Wachler's Anstellung vertrat er den Oberbibliothecar.

Erster Custos: Johann Christoph Friedrich, Dr. Phil., ein Theologe, 1811 als Gehülfe, 1812 als Custos angestellt. Er führte das Ausleihebuch.

Zweiter Custos: Prof. August Wilhelm Förster, war sehr kränklich, kam nur dann und wann auf die Bibliothek, und seit er 1824 Rector der Universität war, gar nicht.

Canzlist: Müller, nachher Secretär, ein fleißiger, unverdrossener Arbeiter, schrieb eine gute Hand, wußte gut Bescheid in der Bibliothek und war gegen jedermann freundlich und gefällig.

Außerdem arbeitete noch als Freiwilliger der nachher durch seine theologischen Schriften sehr bekannt gewordene Dr. Anton Theiner. Er hatte sich Hoffnung gemacht, Förster's Nachfolger zu werden, er war von Unterholzner und dem Curator dazu sehr warm empfohlen worden. Er besaß theologische und sprach-

liche Kenntnisse und wurde für das Fach der Theologie verwendet. Übrigens war er sehr kurzsichtig und schrieb keine sonderliche Hand.

Seit Gründung der Bibliothek im J. 1811 waren sehr viele Beamte, Gehülfen und Freiwillige dabei thätig gewesen, anfangs sogar zwei Oberbibliothecare, Schneider und Bredow, und doch war noch kein Alles umfassender alphabetischer Katalog vorhanden. Der jetzige bestand aus vier besonderen, und jeder derselben war nach anderen Grundsätzen angelegt. Der historische bestand aus zwei Abtheilungen, die erste umfaßte die Verfasser nach dem Alphabet, die zweite die anonymen Schriften unter deutschen Rubriken; im juristisch-theologischen ging beides durcheinander, aber das Anonyme war unter lateinische Wörter gebracht; der schlechteste war der sogenannte physicalische, worin die Naturwissenschaften, voll Verstößen gegen das Alphabet, so daß er zu vielen Doubletten verführte; der beste, der sogenannte neue Katalog, von Unterholzner erst geschaffen, enthielt die Philologie, die Neulateiner, und die neuen Sprachen und Litteraturen. Die philologischen Artikel, von U. selbst ausgearbeitet und zierlich geschrieben, waren musterhaft.

Real- oder wie wir sie nannten Stand-Kataloge waren nicht von allen Fächern vorhanden und die vorhandenen zum Theil sehr schlecht. Bei der Leidenschaft Unterholzner's Alles neu und besser zu ordnen, stand auch mir eine Fülle von Arbeiten in Sicht.

Ich hatte mir eine Wohnung ganz in der Nähe der Bibliothek gemiethet und konnte von dort aus mit wenigen Schritten hinüberkommen. Ich hatte zwei Stuben, wozwischen noch eine Schlafkammer. Ich zahlte dafür jährlich 48 ℔, für Bedienung monatlich 1/2 ℔ und dem Stiefelputzer monatlich 1 ℔. Die

Aussicht war ganz hübsch: ich sah bis zur Dombrücke, und wenn ich das Fenster öffnete, links nach der Mühlen- und rechts nach der Sandbrücke. Die vordere Stube war zu geräuschvoll, ich bezog die nach dem Hofe hinausliegende, um ungestört arbeiten zu können.

Auf der Bibliothek schien sich Alles für mich gut zu gestalten. Zu Anfange Julis schrieb ich meinem Bruder:

'Die ersten Unannehmlichkeiten verschwanden bald. So viel Neid sich hie und da regte, eben so viel Wohlwollen zeigte sich überall. Mein Eifer für die Bibliothek ward bald ruchtbar, und wo man nichts von mir wußte, hatte man doch schon von einem unermüdlichen Bücherwurm gehört, dessen einsames, anspruchloses Leben eher Mitleiden, Theilnahme und Aufmunterung verdiene als irgend eine kränkende Behandlung. Mußte ich letztere auch anfangs erfahren, so war ich durchaus nicht Schuld daran, sondern nur mein plötzliches Erscheinen und das Unerwartete meiner Anstellung. Beides konnte nicht lange währen, und man mußte bald einsehen, daß man Unrecht thäte, mich als die Ursache des Mißfallens festzuhalten. — Unterholzner ist, seit er mich sah, mir gewogen und immer und überall so freundschaftlich, daß ich das Verhältniß der Untergebenheit nie drückend gefühlt habe. Wir arbeiten oft gemeinschaftlich, berathen das Beste der Bibliothek und sind in unseren Ansichten und Wünschen einstimmig.'

Durch Unterholzner's Vermittelung erhielt ich endlich auch die mir bisher verweigerten Bibliotheksschlüssel. Ich konnte nun die lange Tageszeit freier benutzen, ich blieb länger auf der Bibliothek, suchte nach und nach alle einzelnen Fächer kennen zu lernen und machte bei der Gelegenheit hübsche Entdeckungen.

Unter den Handschriftbruchstücken, womit meist die alten Bücherdeckel inwendig beklebt waren, entdeckte ich manches

wichtige, so unter anderen Bruchstücke aus den verloren gegangenen Stücken von Maerlant's Spieghel historiael.*)

Mein geselliger und wissenschaftlicher Verkehr war bisher gering. Von der Hagen und Büsching, mit denen ich früher schon in Briefwechsel stand, hatte ich persönlich kennen gelernt. Beiden gebührt das Verdienst, in der traurigsten Zeit Deutschlands auf das Altdeutsche aufmerksam gemacht zu haben.

Büsching war ein langweiliger, philisterhafter Gesellschafter und trockener Professor, der durchaus nicht litt an Überfluß geistiger Fähigkeiten und Kenntnisse. Er hatte den besten Willen etwas Gutes zu leisten, war aber trotzdem und bei allem Fleiße gehemmt durch die Unzulänglichkeit seines Geschickes und den Mangel an Geschmack. Seine Angst, daß ich ihm einmal Mitbewerb (Concurrenz) machen könnte, ließ ihn immer unmittheilender und kälter gegen mich werden, und wie ich das merkte, suchte ich seinen Umgang nicht weiter.

Von der Hagen dagegen konnte, so ledern er auch in seinen Schriften war, doch im Verkehre recht lebendig, mitunter sogar geistreich sein. Er war begabt, fleißig und strebsam, und suchte den bisherigen Mangel an gründlichen grammatischen Kenntnissen im Altdeutschen zu tilgen und den Anforderungen mehr und mehr zu genügen, welche man seit Grimm's Forschungen an jeden Germanisten machen konnte, zumal an einen Herausgeber altdeutscher Dichtungen. Er hatte eine reiche Bibliothek und sich aus aller Welt Enden Abschriften alter Handschriften und Drucke zu verschaffen gewußt. Ich war gerne bei ihm.

Er war fast immer zu Hause. Er hatte Freunde genug,

---

*) Horae belg. P. 1. ed. 2. p. 80.

sie besuchten ihn aber nicht und konnten es auch nicht gut: seine Frau stand in so übelem Rufe, daß man es mir, der ich doch nicht verheirathet war, sogar verdachte, in sein Haus zu gehen. Während er in seinem Zimmer an der Minne Tristans zu Isolde sich ergötzte, ging der Buchhändler Schön mit Frau v. d. Hagen als s e i n e r Isolde spazieren.

V. d. Hagen gab damals Gottfrieds von Straßburg Werke heraus in zweitem Druck,. der erste war zu seinem doppelten Vortheil abgebrannt: er bezog die dem Drucker eigentlich gebührenden Entschädigungskosten und konnte zugleich sein Buch jetzt in besserer Gestalt veröffentlichen. Ich überließ ihm dazu meine Bruchstücke von Eilhart; sie wurden dem 2. Th. S. 313—321 angehängt.

Von Henriette hatte ich seit Jahr und Tag nichts erfahren. Ich wollte und konnte ihr nicht schreiben. Was sollte ich mir Hoffnungen erwecken, die nie in Erfüllung gehen sollten? Sie wußte nicht was aus mir geworden war. Sie hatte mich nicht vergessen und suchte ihr Andenken zu erneuen durch sehr liebe werthvolle Geschenke, die bei meinem Bruder in Berlin abgegeben waren. Ich erhielt sie erst Anfang Julis, ihr Brief war vom 8. Mai:

'Nehmen Sie beigelegte Kleinigkeiten als Erinnerungen von der Freundin aus dem stillen Thale an; unendliche Freude habe ich bei den kleinen Handarbeiten empfunden, sie liegen schon so lange Zeit da, mir fehlte bisher der Muth sie Ihnen zu schicken. Lassen Sie mich hoffen, daß Sie meine kleinen Sachen nicht verschmähn. Ihre Lieder machten mir so unendlich viele Freude, daß es mich schmerzt, Ihnen nichts Besseres geben zu können — so mag denn der Reichere die Gaben der Ärmeren, die nichts anderes zu schaffen weiß, gütig annehmen — — Ich scheide mit

wehmüthigem Herzen, und wende dabei noch einmal einen Blick zur Vergangenheit.'

Ich war sehr überrascht, und wehmüthig gestimmt; auch mein Blick wendete sich zur Vergangenheit, und doch fühlte ich mich frei von aller Schuld, daß dieser Vergangenheit keine ihr entsprechende Zukunft folgte.

Ich hatte in meinen bisherigen freien Stunden im April und Mai den ersten Theil meiner Horae belgicae vollendet. Ich machte nun eine saubere Abschrift und fügte eine Zueignung an die Universität zu Leiden hinzu und schickte mein Werk an dieselbe ein.

Darauf hin hatte schon den 14. Juni die Universität zu Leiden mich zum Doctor ernannt, ich erhielt das Diplom, auf Pergament geschrieben und mit dem großen Universitäts-Siegel versehen, erst den 25. Juli. Diese glänzende Ehrenbezeigung freute mich und alle meine Freunde gar sehr. Das Diplom lautet:

RECTOR & SENATUS UNIVERSITATIS
LUGDUNO-BATAVÆ LECTORIBUS SALUTEM.

Honorum omnium, tum civilium tum literariorum illud inprimis consilium esse, ut qui aliquo genere meritorum aliis antecellant, novam ab illis honoribus commendationem habeant, acceptâque laude ad præclara quævis incitentur, communis omnium sermo est. Neque tamen hanc solam aut præcipuam esse illorum honorum præstantiam, merito semper judicarunt majores. Incipientes præmiis incitare præclarum est et jucundum, sed præclarius sane et jucundius est, honoribus illos ornare, qui sine tali incitamento ad eximiam eruditionis laudem pervenerunt, cum et in se multum inde splen-

doris redire probe intelligant, quibus grata horum præmiorum distribuendorum provincia demandata est. Hæc autem opportunitas Viros eruditione et doctrina præclaros honorandi, uti et Nobis Rectori et Senatu Universitatis Lugduno-Batavæ semper grata et accepta fuit, ita nunc maxime, quod Viro Doctissimo HENRICO HOFFMANN von FALLERSLEBEN, ad jura honoresque Philosophiæ Theoreticæ Magistri et Litterarum Humaniorum Doctoris deesset, a nobis supplendum esse censuimus. Neque id sane eo animo, ut quid inde Viri Doctissimi laudibus accederet, verum ut nostræ erga Virum Celeberrimum benevolentiæ aliquod monumentum foret. Qua propter Nos, pro potestate nobis concessa, eundem HENRICUM HOFFMANN von FALLERSLEBEN, Philosophiæ Theoreticæ Magistrum et Literarum Humaniorum Doctorem creavimus, et renunciavimus, concessis ei juribus omnibus et immunitatibus, quæ legitime creato Philosophiæ Theoreticæ Magistro et Literarum Humaniorum Doctori vel lege vel consuetudine tribui solent. Cujus rei ut firma sit et testata fides, Diploma hoc publicum, manu Actuarii nostri subscriptum ac majore Academiæ Sigillo confirmatum, ei dari curavimus. LVGD: BAT: ad Diem XIV. Junii, MDCCCXXIII.

M. Siegenbeek,
Academiæ Rector.

J. H. Van der Palm. J. Bake. J. Nieuwenhuis.
H. A. Hamaker. P. H. Peerlkamp. M. Tydeman.

S. Speijert van der Eijken,
Senat. Acad. ab Actis.

Meine Kenntniß der holländischen Sprache war jetzt auch in der Stadt bekannt geworden. Die Gerichte beehrten mich mit Zusendungen von Actenstücken, die ich ihnen übersetzen sollte. Ich unterzog mich der Arbeit ohne ein Honorar zu beanspruchen. Nur später, als mir dergleichen Sachen amtlich zugeschrieben wurden, als ob ich beeidigter Translator wäre, lehnte ich sie ab.

Eines schönen Tags kam ein stattlicher Mann auf die Bibliothek, der wie er sagte ein besonderes Anliegen an mich habe, er wende sich an mich, da er wisse, daß niemand ihm in Breslau seine Bitte erfüllen könne. — 'Nun, sagte ich, ich bin sehr gern bereit, wenn ich es nur im Stande bin. Was wünschen Sie denn?' — 'Ich bin der Schmid Pfeiffer. Nächstens feiert mein Schwiegervater, der Kaufmann Gottlieb Müller, sein 50jähriges Jubileum. Er ist in seiner Jugend in Holland gewesen und erinnert sich immer mit vieler Freude dieser Zeit. Nun möchte ich als Holländer verkleidet ihn mit einem Gedichte in holländischer Sprache begrüßen. Könnten Sie mir nicht ein solches verschaffen?' — 'Ich könnte das wol, aber versprechen kann ich es nicht. Kommen Sie nach acht Tagen wieder — habe ich bis dahin eins gemacht, gut; wo nicht, so dürfen Sie mir weiter nicht böse sein.'

Voller Hoffnung ging Herr Pfeiffer fort. Der Auftrag war mir so belustigend, daß ich mich bald in die gehörige Stimmung fand. Ich verfaßte das Gedicht. Zu bestimmter Zeit erschien Herr Pfeiffer und war sehr erfreut, als ich ihm das gewünschte Gedicht überreichte. Ich las es ihm einige Male vor, damit er sich die Aussprache merken sollte.

Kent gij mij nog, mijn lieve vriend?
Wat kijkt gij mij toch aan!

Ik denk, gij zult mijn Nederduitsch
Nog redelijk verstaan.

Is ook verleden menig jaar
En menig vrolijk' uur,
Ik voel nog, denk' ik aan mijn jeugd,
In 't hart een schitterend vuur.

Ik drink met u den rijnschen wijn
En vaar op 't golvend IJ,
En wander' op de kermisvreugd,
Als of 't van dag nog zij.

Wat wonder, 'k ben dezelve man,
Uw vriend van Amsterdam,
Zoo uit het verre vaderland
Nog u begroeten kwam.

Ik wensch u eenen goeden moed
En voorspoed allen tijd,
En dat gij ook op jaar en dag
Zoo kerngezond nog zijt.

Drink uit, drink uit dit glasje wijn!
't Raakt uw verjaardagsfeest*).
Vaar wel, nu trek ik vrolijk heen —
'k Ben ja bij u geweest.

Anfang Septembers bekam ich ein rheumatisches Fieber, erst heftige Hals-, dann Brustschmerzen. Vierzehen Tage lag ich im Bette, ich litt viel, die Nächte waren mir ganz schrecklich. Es war kein Wunder: der lange Aufenthalt auf der Bibliothek, Tag für Tag sieben bis acht Stunden, war mir nachtheilig geworden; dies ewige Einathmen der feuchtkalten Luft und Einschlucken des hundertjährigen moderigen Bücherstaubes hätte auch einer kräftigeren Natur als der meinigen

*) Den 29. August 1823 wurde der Gefeierte 75 Jahr alt.

schaden müssen. Ich war so matt geworden, so erschöpft, daß ich bei meinem ersten Spaziergange unterwegs zusammensank und langsam geführt nach Hause geleitet werden mußte.

Der Arzt hatte mir warmes Wasser mit Wein und Zucker verordnet. Und siehe da, der Wein kam wie gerufen. Eines Nachmittags klopft's, ich öffne, ein Mann steht draußen mit zwei Körben voll Mosel-, Rhein- und anderen Weinen und überreicht mir ein sehr freundliches Danksagungsschreiben des Herrn Friedrich Wilhelm Pfeiffer. Mein kleiner Scherz hatte also große Freude verbreitet, und diese frohe Kunde war mir eben so lieb wie die beifolgende gerade jetzt mir höchst willkommene Gabe.

Als ich mich einigermaßen wieder wohl fühlte, setzte ich meine Bibliotheks-Arbeiten mit Lust wieder fort, aber ich hatte eine wunderbare Sehnsucht in die Welt hinaus. Ich bat um Urlaub zu einer Reise und er wurde mir unter den jetzigen Umständen leicht gewährt. Ich reiste nach Berlin. Um recht schnell und bequemer hinüber zu kommen, benutzte ich die eben erst eingerichtete Schnellpost, welche damals, den 12. October, zum ersten Male fuhr und nur drei Personen beförderte.

Kurz vorher hatte ich noch nach Leiden mein Danksagungsschreiben besorgt.

Academia, quam orbis literarius merae eruditionis cunas, almam ingeniorum nutricem per secula vidit, hodieque non nisi summa observantia colit, benevolentiae erga me monumentum praeclarum fundavit. Grato animo tales honores, quibus me dignum agnovit, suscipio, et spero, quod amor et fervor, quo studium vernaculae linguae amplector magis dignum me vestris praemiis faciant. Magna est enim spes, quum vestra

ita magna sint praemia. Deus bene vertat, ut otia mea patriae nostrae dedicata, fructus prolixiores producant. Procul a vobis, Viri celeberrimi, copia vere exigua librorum et manuscriptorum haud sufficit ad unumquodque studium, aliis autem auxiliis privatus his contentus in animo mihi est lexicon linguae belgicae sec. XIV. et XV. conficere, haustum e fontibus, quos perlegere et eo consilio perscrutari incepi; quae vero mihi sunt in promtu vobiscum indies communicabo.

Cum viris de linguae cultura eiusque historia bene meritis et ego ausus sum, neglecto ut mihi videtur studio operam et diligentiam adhibere. Cuius voti mei compos, honore simul gaudeo, quem Vos, Viri amplissimi et summe venerandi, benevolenter mihi tribuistis, qui autem magis in studium meum redundat, cui nescio quae omnia beneficia debeo.

Valete et favete! Serius haec vobis acclamo quam speraveram, morbus enim gravis me oppressit quo autem iam defunctus laeto et grato animo plura addere potuissem. Nihil pulchrius autem mihi incidit in mentem, quam illud quod Franciscus Junius in Observationibus in Willeramum sec. XVII. dixit quodque ego quoque repetere possum:

'Novi acria vegetaque Belgarum ingenia, scio quanti sint amatores nitoris omniumque elegantiarum, exploratum quoque habeo quanto communis patriae patriique sermonis amore flagrent; atque adeo in spem maximam, et, quemadmodum confido, verissimam adducor, nunquam defore nostratium ingenia quae Teutonicam iuxta

mecum ad pristinae authoritatis maiestatisque gloriam tota virium suarum contentione revocare satagent.'

In insula quae vocatur
Arena prope Vratislaviam.
Pridie Calendas Octobres
MDCCCXXIII.

Der Aufenthalt in Berlin that mir sehr wohl: ich wurde im Meusebach'schen Hause und im Verkehre mit alten Freunden und Bekannten wieder recht heiter und frisch.

Dem Minister machte ich meine Aufwartung so wie auch einigen geheimen Räthen. So freundlich der Minister und der milde Nicolovius waren, so unfreundlich bewies sich der grämliche Süvern. Ich ärgerte mich dermaßen über diesen Mann, daß ich mir gelobte, ihn nie wieder zu besuchen. Als ich ihm erzählte, daß ich schwer krank gewesen sei und nur diese Reise zu meiner Erholung unternommen habe, fragte er mich so recht herzlos: 'Mußten Sie deshalb nach Berlin kommen?' Ja, er suchte sogar mich auszuforschen, ob ich mich nicht in Bonn an geheimen Umtrieben betheiligt hätte!

Nach meiner Rückkehr zu Anfange Novembers gab es wieder in der Bibliothek Arbeit vollauf. Unterholzner, immer leidenschaftlich und unaufhaltsam im Auflösen, Ordnen, Neugestalten, hatte mir ein heizbares Zimmer neben den Arbeitszimmern einrichten lassen. Darin wurde nun nach unserm gemeinschaftlichen Plane die Litteraturgeschichte umgearbeitet und verzeichnet. Dann wurde ein neues Fach gegründet: Biographia; bis jetzt standen die Lebensbeschreibungen zerstreut in allen Fächern.

Gegen den Schluß des Jahres trieb ich stark das Althochdeutsche. Ich arbeitete fleißig an einer Übersicht der ahd.

Glossen und ordnete alphabetisch die sogen. Trierer Glossen. Dann vollendete ich eine buchstäblich getreue Abschrift der Heidelberger Handschrift des Otfrid (Codex palatinus 42), welche mir die Universität besorgt hatte.

An Dichten war wenig zu denken, ich mußte trachten, trachten, daß ich durch wissenschaftliche Schriften die bereits eingenommene amtliche Stellung behauptete und eine bessere zu erhalten würdig erachtet würde.

Auch im neuen Jahre war der Briefwechsel mit Meusebach in lebhaftem Gange. Schon den Tag nach meiner Abreise von Berlin hatte M. damit begonnen. Zierlich auf feinem Papier in Octav schrieb er in Zeitschriftform 'Meine Entdeckungen', dann kamen: 'Neue Literatur-Briefe über alte Literatur', endlich 'Kornblumen'. Diese Briefe enthielten Anfragen, Wünsche, Beantwortungen meiner Fragen, Ergebnisse mühsamen Nachsuchens und Forschens, humoristische Bemerkungen, Sticheleien auf meine Neigungen und Bestrebungen, gewisse Äußerungen, die ich einmal harmlos oder unbesonnen gemacht hatte und dgl. Zu letzteren gehörte z. B. daß ich ihm einmal bei einem seiner Verse bemerkte: 'Solche Härte würde ich mir nie erlaubt haben.' Dies wurde nachher eine stehende Redensart, und im Scherz und Ernst verwendet. Er schrieb jedoch sehr gern an mich und wunderte sich selbst darüber, da er Jahre lang Andere auf Antwort warten ließ. 'Herr Bibliothekkustos! (schreibt er 20. Mai 23) wenn Sie überhaupt Neigung oder Anlagen zum Stolze hätten, Sie könnten stolz darauf seyn, so häufig und so lange Briefe von mir zu bekommen, wie wahrhaftig keiner meiner ältesten und geliebtesten Freunde! Und wie gesagt, wenn meine Frau hier nicht noch

was anschreiben wollte, ich fände kein Ende, so wenig wie meine Liebe und Ergebenheit für Sie eines finden wird.' Ferner am 19. Jan. 24 in einem langen Briefe: 'O wie müssen Sie mich mit Zauberey behext haben, daß ich Ihnen doch noch immer schreibe, alle andre dagegen (auf die ich gar nicht so böse bin wie auf Sie) schmachten lasse nach meinen göttlichen Briefen?'

In Breslau fand ich Gelegenheit, für Meusebach's Bibliothek mancherlei zu erwerben. Ich hatte ihm zu seinem Geburtstage und zu Weihnachten hübsche Sachen geschickt, dann und wann Einiges gekauft und Tausche für ihn vermittelt. Er war sehr erfreut darüber und erkannte meinen Eifer dankbar an. So schrieb er bereits im April 23: 'Ich fühle mich im Übrigen durch Ihren Feuereifer für mich so von Dankbarkeit durchdrungen, daß dieses Blatt keinen Platz haben würde, die Ausdrücke derselben ganz und würdig aufzunehmen' — und später mehrmals sogar: '— mein ganzer Zuwachs seit Ihrem Weggange in meiner Bücherey wird, wenn Sie diese ein Mahl wiedersehen, aus nichts bestehen als aus Andenken und Geschenken von Ihnen.'

Doch konnte er auch sehr aufgebracht sein, wenn er glaubte, daß ich seine Wünsche nicht gehörig berücksichtigt und seine Aufträge schlecht ausgeführt hätte.

Am 3. Mai 1824 hielt unsere Bibliothek eine öffentliche Doubletten-Versteigerung. Den größten Theil des Katalogs hatte ich angefertigt. Leider waren der Bücher aus der deutschen Litteratur nur wenige und diese wenigen meist schlecht gehalten. M. gab Aufträge, aber selbst bei den besseren Sachen nur geringe Preise. Ich erstand die Möglichkeit. M. erhielt die Sendung und war höchst unzufrieden, sah es als eine Gering-

schätzung an und meinte, ich betrachtete ihn nur als einen Liebhaber, den man mit solchem Schund befriedigen könne u. dgl. Ich war sehr ärgerlich darüber und nahm die Vorwürfe still hin. Ich wußte, daß er bald sein Unrecht einsehen und wieder gut werden würde. So war es auch. M. hatte ein weiches, wohlwollendes Gemüth, das nie lange zu zürnen vermochte, wenn in ihm die Überzeugung fortlebte, daß man nie die Absicht haben könnte, ihn zu beleidigen oder auch nur zu kränken. Er war nicht allein liebenswürdig, er konnte auch liebevoll sein. In seinen Briefen finden sich rührende Züge davon wie in seinem geselligen Verkehre. Im Frühjahr hatte mein Bruder geäußert, über's Jahr müßte ich mal herüber kommen. M. schrieb mir in Bezug darauf: 'Ich kann nicht läugnen, daß mir über einen solchen Bruder die hellen Thränen in die Augen traten; denn es ist (falls Sie nach meinem Tode ein Mahl aufgefordert würden, für die Staatszeitung diesen Artikel auszuarbeiten) ein besonderer Zug meiner Natur, daß mich nichts in der Welt so rührt als der Anblick der Liebe eines Andern zu einem Andern.'

Mein geselliger Verkehr beschränkte sich nur auf wenige Familien.

Den Oberlandesgerichts-Rath Carl von Winterfeld hatte ich schon im vorigen Jahre kennen gelernt. Er beschäftigte sich eifrig mit der Musik der Italiener und Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert*). Er hatte früher in Italien Studien dafür gemacht und viel gesammelt, und seitdem viel geforscht. Den Anfängen unsers evangelischen Kirchengesanges spürte er eifrig

*) Kurze Lebensnachrichten über ihn und ein Verzeichniß seiner Schriften in Carl Freih. v. Ledebur, Tonkünstler-Lexicon Berlins (Berl. 1861) S. 648. 649.

nach. Als Vorsteher des Instituts für Kirchenmusik hatte er Mittel und Gelegenheit, die Studien mit Erfolg fortzusetzen. Jeden Freitagabend waren bei ihm Sänger und Sängerinnen versammelt, es wurden dann Choräle und geistliche Lieder nach den Compositionen alter Meister vorgetragen. Winterfeld leitete das Ganze, seine Frau, mit einer reinen lieblichen Stimme begabt, sang die Hauptpartien. Ich war zu diesen Gesangvorträgen eingeladen, hatte große Freude daran und lernte die Mitglieder des kleinen Kreises zum Theil näher kennen.

Da Winterfeld nicht gerne die Bibliothek besuchte, so besorgte ich ihm was ich für seine Forschungen finden konnte. Dadurch blieben wir in fortwährender Beziehung, und nach und nach gestaltete sich ein recht freundschaftliches Verhältniß. Schon ein Jahr vorher, als Winterfeld in Berlin war und auch Meusebach besucht hatte, schrieb mir dieser: 'Unter anderem kam auch das Gespräch auf den jungen Freund, von dem ich Ihnen in meinem vorigen Schreiben gemeldet, und H. v. W. gestand, daß derselbe Anfangs allerdings etwas stürmisch (für den Anfang eben) eingedrungen sey; man habe aber bald das Wohlmeynen seines Eifers erkennen können und ihm von Herzen gut werden müssen; die Bekanntschaft dieses jungen Mannes habe ihm rechte Freude gemacht.'

Da ich nun einmal in Schlesien war und aller Wahrscheinlichkeit nach länger bleiben mußte, so wollte ich es auch genauer kennen lernen. Ich beschäftigte mich zunächst mit der schlesischen Mundart. Alles in den schlesischen Provinzialblättern darauf Bezügliche las ich und schrieb es aus so weit es mir zu einem schlesischen Idiotikon zu gehören schien. Nach einiger Zeit zerschnitt ich die einzelnen Wörter, ordnete sie alphabetisch

und klebte sie auf. Zu dieser Grundlage fügte ich was ich später aus dem Munde des Volkes sammelte oder in allerlei Druckschriften, in Gedichten, Verordnungen u. dgl. fand.

Bald darauf ging ich über zu der schlesischen Cultur- und Litteraturgeschichte. Besonderen Reiz für mich hatten die schlesischen Dichter. Ich suchte mir eine vollständigere Kenntniß von ihnen zu verschaffen als die bisherigen Geschichten der deutschen Litteratur gewährten. Mein Hauptaugenmerk richtete ich auf die Vor-Opitzianer und jene Zeitgenossen Opitzens, die bisher wenig oder gar nicht bekannt wurden.

Eine sehr ergiebige Quelle dafür eröffneten mir die vielen hundert Mischbände mit Hochzeit- und Leichengedichten, die ich alle für das neugegründete Fach der Biographie zerschneiden mußte. Wir hatten nämlich uns entschieden, daß bei dergleichen Gedichten und bei Leichenpredigten das biographische Interesse das überwiegende sei und deshalb alle Schriften der Art alphabetisch den Biographien einverleibt werden müßten. Daß die drei städtischen Bibliotheken reich an Schriften der beiden sogen. schlesischen Dichterschulen sein würden, schien mir mehr als wahrscheinlich und ich überzeugte mich bald. Leider waren diese Bibliotheken im Winter fast gar nicht, und im Sommer nur schwer zugänglich: die Bernhardin-Bibliothek war die Woche nur Einmal, die Elisabeth (Rehdigersche) zweimal geöffnet, die Magdalenen eigentlich gar nicht.

Die Bernhardin-Bibliothek hatte durch Vermächtnisse und Geschenke sehr viele Silesiaca erhalten. Sie waren verzeichnet und konnten leicht gefunden werden, obschon sie in den Fächern sehr zerstreut standen. Die Bibliothek war in einem großen unfreundlichen Raume neben der Kirche aufgestellt; die blinden Fenster und der verwitterte Ziegelsteinfußboden, die alten Bücher-

gestelle und so manche Curiositäten gaben ihr ein unheimliches Ansehen. Morgenbesser, Rector der Bürgerschule zu St. Bernhardin, war Bibliothecar und erhielt für dies Nebenamt eine Kleinigkeit, während doch seine Gewissenhaftigkeit und Gefälligkeit gar nicht genug belohnt werden konnten.

Die Magdalenen-Bibliothek machte einen ungleich besseren Eindruck. Sie stand in einem freundlichen langen Raume über der Sacristei. Der alte Professor Vogel führte mich hin so oft er Zeit hatte. Was ich in den alten Katalogen Sehenswerthes bemerkte, sah ich mir näher an und bekam es auch geliehen. Vogel war ein freundlicher Mann, der seine Bibliothek lieb hatte und im Stillen dafür thätig war. In einem Bücherbrette fand ich ein blechernes Behältniß in Buchform: 'Was ist denn das für ein Buch?' — 'Sehen Sie, erwiederte er lächelnd, wenn ich denn hier so alleine bin und mich eingeschlossen habe, dann hole ich mein Tabakskästchen hervor und rauche eine Pfeife gegen die kalte Luft.'

Die Elisabeth- oder Rehdiger'sche Bibliothek in der Elisabethkirche, die reichste und bedeutendste städtische Bibliothek, stand unter Beaufsichtigung und Verwaltung des Prorectors Karl Adolf Menzel. Ihre Benutzung war sehr erschwert: von den Büchern war gar kein Verzeichniß, von den Handschriften nur ein sehr ungenügendes vorhanden, und der Herr Prorector wußte zwar viel und mancherlei, von seiner Bibliothek aber sehr wenig. Der Mann that aber so als ob er Alles wisse und litt durchaus nicht, daß man viel selbst suchte. Nur mit Bitten und Betteln erlangte ich die Benutzung des Arletiusschen Vermächtnisses und dessen was mir bei flüchtigem Durchblick der Bücherreihen als beachtenswerth begegnete. Der Mann konnte recht unfreundlich sein. Schon seine krankhaft gerade

Haltung, als ob er einen Stock verschluckt hätte den er nicht los werden konnte, sein aschgraues, wenig Wohlwollen verrathendes Gesicht machten einen so unangenehmen Eindruck, daß man sich scheute, ihn um irgend eine Gefälligkeit anzusprechen. Das nächste Jahr (1825) wurde er Consistorial- und Schulrath, hatte sich aber vom Magistrat die Oberleitung der Bibliothek erbeten, die ihm natürlich gewährt wurde. Daß er die bisherigen Beziehungen nicht aufgab, geschah lediglich, um die ihm unangenehmen Persönlichkeiten nach wie vor von der Benutzung fern zu halten und hinfort diese öffentliche Bibliothek als seine Privatbibliothek zu verwerthen. Sein nächster College wurde sein Nachfolger im Schulamte und zugleich sein besoldeter Vertreter bei der Bibliothek, und zeichnete sich durch Unwissenheit und Ungefälligkeit aus; ein gewöhnlicher Hausknecht hätte mit mehr Humanität diesem Posten vorgestanden.

Über Jahr und Tag war ich bereits Custos 'vorläufig und zur Probe auf Ein Jahr.' Eine Entscheidung des Ministeriums war abhängig gemacht von Unterholzner's Berichte und dieser hatte erklärt 'niemals über mich zu berichten'. Zweimal war er vom Curatorium dazu aufgefordert und jedesmal hatte er ablehnend geantwortet, und das dritte Mal legte er das Mahnungsschreiben ad acta.

Der Bericht war also dem künftigen Oberbibliothecar überlassen und mein Schicksal in dessen Hände gegeben.

Wachler war 1815 einem Rufe nach Breslau gefolgt als Professor der Geschichte an der Universität und Consistorial- und Schulrath bei der Breslauer Regierung. Durch den Antheil, den er an den Turnstreitigkeiten seines Schwiegersohnes Franz Passow mit Menzel und Genossen genommen hatte, mehr aber noch durch seinen bedeutenden Einfluß auf das höhere

Schulwesen Schlesiens und seine theologischen Annalen war er mißliebig geworden und wurde als regierungsfeindlich gezwungen, seine Stellung bei der Regierung und seine Annalen aufzugeben. Er bezog seinen Gehalt aus der Regierungscasse noch fort, hatte aber gar keine amtliche Thätigkeit mehr. Die Regierung drang höheren Orts darauf, die wichtige Stelle wieder zu besetzen, zumal sie immer den Gehalt dafür ausbezahlte. Wachler mußte entschädigt werden und das Ministerium fand kein anderes Mittel, als Wachler zum Oberbibliothecar zu ernennen mit 860 ₰ Gehalt, freier Wohnung und Benutzung eines Gartens. Im Mai 1824 trat Wachler sein neues Amt an. Unterholzner war lange zweifelhaft gewesen, ob er bleiben sollte. Er hatte kurz vorher in einem Briefe an Savigny, den er offen auf seinem Schreibtische in der Bibliothek liegen ließ — doch gewiß in der Absicht, daß wir ihn lesen sollten —, sich eigen ausgesprochen, als ob es wol möglich wäre, daß er seine Beziehungen zur Bibliothek aufgeben könnte. Unterholzner blieb, Wachler hätte ihn gerne beseitigt gesehen und gab mir zu verstehn, daß wir gegen ihn zusammenhalten müßten. Ich ging auf nichts ein. Ich hatte Unterholzner zu lieb und ehrte zu sehr seine bibliothecarische Tüchtigkeit und Thätigkeit als daß ich mich zu irgend etwas gegen ihn hätte verleiten lassen können. Die Folge davon war: Wachler und Unterholzner, die sich einander fürchteten und endlich verständigten, wirkten bald mit und neben einander gegen mich.

Wachler war damals 57 Jahr alt, sah aber aus wie ein 80jähriger Greis. Der große Kopf mit den grauen Haaren und den großen Augen neigte nach vorn hin, sein Gang war langsam und unsicher, seine Sprache ruhig. Man glaubte einen besonnenen, friedliebenden, aller Welt gewogenen Mann vor

sich zu sehen. Und doch war er leidenschaftlich durch und durch, und parteiisch in allen Beziehungen des Lebens. Er polterte wie ein Renommist über die größten Kleinigkeiten und lobte oder billigte oder beschönigte wenigstens Alles was seine Partei- und Gesinnungsgenossen thaten. Er führte Deutschheit, Biederkeit, Humanität im Munde, und war der Intrigue gegen seine Collegen und Untergebenen dennoch fähig. Er konnte sehr bescheiden thun, und doch verdroß es ihn sehr, wenn er zweifelte, daß man ihn nicht für den größten Gelehrten seiner Zeit hielt. Als ich ihm eines Tages erzählte, daß die Franzosen von seiner Litteraturgeschichte ganz entzückt wären und sich nicht genug wundern könnten, daß ein einziger Mann Alles das gelesen hätte — und ich über diese französische Fanfaronnade lachte, da wurde er sehr ernst und schien es mir nicht wenig übel zu nehmen, daß ich so etwas lächerlich fand. Er hatte nie tief eindringende Studien gemacht, nie recht ein selbständiges Urtheil sich bilden können, nie die Masse des Wissens zu beherrschen gelernt, aber er besaß eine große Belesenheit, ein starkes Gedächtniß und das beneidenswerthe Geschick, das Gesammelte zu verarbeiten und jedem Dinge einen gewissen Anstrich zu geben. Er war unermüdlich fleißig und las viel, sehr viel, manchen Tag mehr als desselben Tags wol die halbe philosophische Facultät, er las Neues und Altes, Romane, Geschichtliches, Zeitschriften, die große französische Memoirensammlung von Petitot verschlang er. Dennoch aber konnte ich mich nie überzeugen, daß er die Acta Sanctorum durchgelesen hatte, obschon immer ein dicker Foliant davon auf seinem Pulte aufgeschlagen lag.

Kaum hatte Wachler sein neues Amt angetreten, so stellte sich schon heraus, daß er sich in unsere Anordnungen nicht

finden konnte und daß sein Schematismus der Wissenschaften sich auf eine große Bibliothek, die der Neuzeit angehörte, nicht mehr anwenden ließe. Er war in Rinteln und Marburg weiland Bibliothecar gewesen, aber diese Bibliotheken waren unbedeutend und erhoben sich nicht über das Bedürfniß der vier Facultäten. Was dort und in jener Zeit gut gewesen sein mochte, paßte hier nicht. Daß es bibliothecarische Gesichtspunkte geben könne, welche zweckmäßiger in ihrer Anwendung wären als die bisherigen wissenschaftlichen, wollte Wachler'n nicht einleuchten. So sollte durchaus die Heiligengeschichte bestehen. Uns kümmerte nicht, ob der Papst diesen oder jenen canonisiert hatte, wir ließen den Heiligen von heute da stehen wo er gestern als Nichtheiliger stand, und setzten die Acta Sanctorum zu den biographischen Sammlungen. Solcher Dinge gab es viele. Wenn dann Manches zur Sprache kam zwischen ihm und mir, so that dann Unterholzner, als ob er keinen Theil daran gehabt hätte und ich mußte der Sündenbock sein. Einmal gab es auch so etwas was Wachler'n nicht gefiel. Zufällig trat Unterholzner dazu, ich sah ihn an und grüßte. 'Ja, sagte W., sehen Sie den nur an, der wird Ihnen auch nicht helfen!' — 'Nun, meinte ich, irgendwohin muß ich doch sehen!'

Trotzdem war mein Verhältniß zu Wachler ein ganz leidliches: er machte ein günstiges Gutachten über meine bisherige Thätigkeit, die er doch nur wenig kannte, und ich wurde vom Minister von Altenstein unterm 8. August 1824 definitiv zum Custos mit 300 ℛ︁ Gehalt angestellt.

Meine freie Zeit benutzte ich den Sommer über meist mit dem Studium der ahd. Glossen und des Willeram. Der alte Druck der Glossae Salomonis in unserer Bibliothek gab mir

Veranlassung zu einer Abhandlung über diese Glossen, sie wurde mit einer Zueignung an E. G. Graff gedruckt. Ich nahm getreue Abschrift von der Rehdiger'schen Handschrift des Willeram, welche mir der Breslauer Magistrat zur Benutzung gestattet hatte, und verglich die Ebersberger Hs. nach einer Abschrift des Münchener Oberbibliothecars Dr. Scherer, die mir durch Vermittelung unsers Ministeriums besorgt war. Vorläufig kündigte ich meine Ausgabe des Willeram auf Subscription an.

Von dem Gedichte auf den heil. Georg veranstaltete ich eine neue Ausgabe und widmete sie Georg Friedrich Benecke, Bernhard Joseph Docen und Jacob Grimm. Sie erschien unter dem Titel:

Hymnus theotiscus in Sanctum Georgium. Ad fidem Codicis Vaticani edidit et supplevit A. H. Hoffmann, Fallerslebensis. Vratislaviae cIↄ Iↄ ccc xxiiij. 8⁰.

An diesen Arbeiten hatte ich große Freude. Auch wurde ich gerade jetzt noch mehr dazu ermuntert, da sich eine Aussicht für mich bei der Universität eröffnete. Durch v. d. Hagen's Versetzung an die Berliner Universität war die hiesige Professur für deutsche Sprache und Litteratur erledigt worden. Die Facultät hatte Grimm, Lachmann und mich vorgeschlagen. Ich dachte schon daran, mich zu habilitieren. Bald aber gab ich die Sache auf. Büsching, seit 1817 außerordentlicher Professor, wurde 1823 ordentlicher und beanspruchte Zulage. Er und andere bekamen dieselbe aus dem Hagen'schen Gehalte, es blieb wenig übrig. Da wünschte nun Büsching nicht länger mehr Archivar zu sein — als solcher bezog er den Hauptgehalt —, wollte aber volle Entschädigung; seinem Wunsche gemäß wurde ihm 1825 dieselbe, und zwar wieder aus dem Hagen'schen Gehalte, so daß nun nichts mehr für einen anderen übrig blieb.

Vorläufig hatte ich also bei meinem Custodiatsgehalt von 300 ℛ weiter keine Aussicht. Herr GR. Joh. Schulze schrieb den 11. Oct. 24: 'Für jetzt war es unmöglich, Ihre Besoldung zu erhöhen, es fehlte an Fonds und ich mußte, da Herr Neumann Ihre Anstellung eben nicht für nothwendig erklärt hatte, schon zufrieden seyn, Sie für jetzt nur zu fixieren. Mit der Zeit wird sich auch wohl das Andere finden, besonders wenn Sie, wie ich nicht zweifle, fortfahren Sich bei der dortigen Bibliothek unentbehrlich zu machen. Herr Wachler giebt Ihnen das beste Zeugniß.'

Erst den 11. November erhielt ich jedoch diese meine am 8. August bereits ausgefertigte Bestallung. Der kön. außerordentliche Regierungs-Bevollmächtigte und Curator der Universität hatte sie also ein volles Vierteljahr zurückgehalten und dagegen remonstriert! Einen engherzigeren, mißgünstigeren, falscheren Regierungsmenschen habe ich nie kennen lernen. Unter dem Scheine eines Wohlwollenden versprach er dies und jenes und beantragte hinterdrein gerade das Gegentheil, wie ich es denn später oft genug erleben mußte. Damit ich mich von seinem herrlichen Wohlwollen überzeugt hielte, begleitete er meine Bestallung 'mit der Eröffnung: daß in Rücksicht auf Ihr beyfallswürdiges Bestreben, die Benutzung der Bibliothek zu befördern und zu erleichtern und dadurch ein Haupt-Erforderniß eines Bibliothek-Custos zu erfüllen, die Bestallung mit Ausnahme des gesetzlichen Stempels gebührenfrey ausgefertiget worden.' Ach welche Großmuth! die muß ich loben.

Als Weihnachtsbescherung bereitete mir Meusebach eine Überraschung. Am 22. December meldete er mir, daß Ebert Wolfenbüttel wieder mit Dresden vertauschte, ich sollte mich nun sofort an die braunschweigische Regierung wenden und um

die Übertragung der durch Ebert's Fortgang erledigten Bibliothecar-Stelle einkommen, Ebert, den ich um seine Empfehlung brieflich ansprechen müsse, sei mir nicht ungeneigt gesinnt u. s. w.'

Ich bekam M.'s Brief erst den 28. December. So dringend er mich bat, sofort die nöthigen Schritte zu thun, so ließ mich mein Zweifel nicht dazu kommen: die Hoffnung — das Morgenroth, welches mir M. vormalte — war zu schön. Ich schrieb noch erst an M. Der war aber sehr böse, daß ich die schöne Zeit hatte verstreichen lassen. Ich wendete mich nun den 11. Januar 25 an Ebert und zugleich an das braunschweigische Ministerium. Ich erhielt von beiden nie Antwort. Nur den 31. Januar hatte ich noch die Freude von Meusebach's Hand zu lesen: 'Es wird nun, mein bester Henricus Custos, ein angenehmer Brief von Wolfenbüttel in Ihren Händen seyn und Ihnen gesagt haben, daß mein Morgenroth nicht gelogen war; und der Himmel gebe nun, daß dasselbe auch nicht lügen werde.' Ebert verließ Wolfenbüttel und kümmerte sich nie mehr um die dortige Bibliothek. Die Regierung zog seine 900 ℳ ein und wußte später billiger die Stelle zu besetzen.

So begann das neue Jahr mit einer getäuschten Hoffnung. Meusebach war recht ärgerlich gewesen, hatte sich aber doch über meine Weihnachtsbescherung recht gefreut. Es war dabei ein gedrucktes Doppeloctavblatt:

Poema vetustum theotiscum Kazungalii nomine olim et nunc quoque passim circumlatum in usum nobilissimi viri Caroli Gregorii Hartwigi Myorrhoi amplissimam carminum germanicorum collectionem instituri ioci causa edidit Henricus Custos. Cum Privilegio Jacobi Caesaris Grammaticorum. Typis Hausfreundianis impressum anno magnis ventorum flatibus intempestivo.

Am Schlusse eines Briefes, den ich den 12. Januar erhielt, heißt es: 'Antwort auf das Übrige und Dank für Bild, Bücher und Erzeugniß Ihrer Schnellpresse nächstens. — Und wenn ich Sie tausig Mohl ausputze wie nichts guts, so haben Sie doch keinen wärmern und treuern Freund als den Myorrhous.'

Mit Frühlingsanfang reiste ich zu meinem Bruder nach Berlin. Ich blieb vier Wochen dort. Ich war oft allein, oft auch mit meinem Bruder zu Meusebach eingeladen. Der alte traulich freundschaftliche und wissenschaftliche Verkehr wurde fortgesetzt.

Eines Tages war auch Wilhelm Müller eingeladen. Er wurde mir und den übrigen Gästen als Geh. Rath Spanknabe vorgestellt. Unter diesem Namen wurde oft im Meusebach'schen Hause ein Fremder vorgeführt und den übrigen blieb es überlassen, das Rechte herauszufinden. Diesmal wurden nun aber auch die Bekannten dem Fremden unter falschen Namen, Ämtern und Würden vorgestellt. M. hatte seinen Spaß daran, wenn die Entwickelung möglichst lange ausblieb und allerlei verfängliche Fragen gethan und Gespräche geführt wurden. Ein gefährlicher Scherz, der immer gut ablief. So fragte mich M., was ich von Wilhelm Müller's Gedichten hielte? Die Antwort fiel natürlich so günstig aus, daß sich der Herr Geh. Rath Spanknabe nur freuen konnte. Noch bei Tische löste sich Alles in Wohlgefallen auf und wir tranken auf das Wohl unsers schelmischen Wirthes *).

Den 21. April kehrte ich nach Breslau zurück.

---

*) S. Wilh. Müller's Brief und meine Erläuterungen dazu in meinen Findlingen S. 211—214.

Trotzdem, daß ich so sehr durch die Bibliotheksgeschäfte und wissenschaftliche Arbeiten in Anspruch genommen wurde, so suchte ich doch Zeit zu gewinnen zum Dichten.

Es war ein Bedürfniß für mich, die liebste Erholung, eine wahre Herzerquickung. Ich dichtete oft und gern, wie wenig ich auch von außen Anregung und Aufmunterung fand. Auf meinen einsamen Spaziergängen und selbst in der stillen Öde der Bibliothek sang ich mir ein Lied, das ich dann lange mit mir herumtrug, bis es mir fertig schien und ich es aufschrieb. Am Sonntagmorgen, wenn mich nichts an die Bibliothek mahnte und die Kirchenglocken rings um mich läuteten, übersah ich dann mein Heft und die Freude daran rief neue Lieder hervor.

In den Pfingstferien besuchte ich mit dem Maler Bräuer seine Eltern in Öls. Es war schönes Wetter, wir lustwandelten viel umher. Während er im Walde seine Studien machte, Baumgruppen und Bäume zeichnete, lag ich im Grase und dichtete. Es entstanden damals die Eintagschönchen (Gedichte 1834. 2. Th. S. 17).

Später gerieth ich in das Leben der Landsknechte und schwärmte für Georg von Frundsberg.

Mein Gehalt verbesserte sich unterdessen. Im Mai wurde Förster von seinem Custodenamte erlöst und ich erhielt die von ihm inne gehabte Wohnung. Mit Genehmigung des Ministeriums vermiethete ich sie ihm um 160 ℔. Leider erfreute ich mich dieses schönen Zuschusses nicht lange: den 27. Nov. des folgenden Jahres (1826) starb Förster, die Wohnung wurde getheilt, die eine Hälfte, die größere, wurde zur Aufbewahrung der Handschriften eingerichtet, die andere blieb mir. Ich erhielt 60 ℔ Entschädigung und die Erlaubniß, meine Wohnung zu vermiethen.

Im Laufe des Sommers ward mir noch ein sehr lästiges Amt auf der Bibliothek zuertheilt, freilich durch meine Schuld. Bisher hatte mein College Dr. Friedrich das Ausleihejournal geführt, aber auf eine Weise, daß ich mich ärgerte so oft ich das Buch ansah. Kleckse über Kleckse, und die Namen der Ausleiher und die der Verfasser so undeutlich, daß sie kaum zu enträthseln waren. Flüchtig und nachlässig wie seine Schreiberei war auch die Annahme der Bücher: er sah sich kaum eins an, es war ihm völlig gleichgültig, in welchem Zustande es zurückkam. Auch verlieh er ohne Ansehn der Person und des Buches u. s. w. Ich hatte mich darüber mehrmals mißbilligend ausgesprochen. Man sah es ein, wagte ihn aber nicht zu beseitigen. Endlich nachdem ich ihn einmal vertreten, behielt ich das Ausleiheamt. Durch meine Gefälligkeit, allen und jedem zu nützen, hatte ich mir die Sache sehr erschwert: es gab bald so viel Zettel einzutragen, daß ich die Masse oft kaum in einer Stunde bewältigen konnte. Doch nicht allein das Ausleihen, auch die Annahme der zurückgelieferten Bücher fand zu gleicher Zeit statt. Die Bibliothek war geöffnet Mittwoch und Samstag von 2—4 Uhr, an den übrigen Tagen von 11—12. In dieser Zeit konnte jeder Bücher zur Ansicht und nach Hause bekommen und Bücher abgeben. Da unsere Amanuensen oft nur das Gewöhnliche finden konnten, so mußte ich oft selbst Bücher herbeiholen. Die Benutzung der Bibliothek nahm von Jahr zu Jahr zu.

Meine schriftstellerische Thätigkeit war dies Jahr unbedeutend. Im Herbste wurde im Rectoratsprogramm von Förster von mir gedruckt Glossarium latino-germanicum e Codice Trevirensi. Dann lieferte ich Recensionen zu Seebode's Neuer kritischer Bibliothek 1825: S. 106—116.

Von v. d. Hagen's Denkmalen des Mittelalters, und S. 545—552. von Maßmann's Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet. Den 7. December vollendete ich eine Abhandlung 'Über Otfrid. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Sprachforschung'. Sie erschien später in den Fundgruben 1, 38—47.

Zu den Recensionen trieb mich allerdings ein wissenschaftliches Interesse, dann aber auch die Absicht, gewissen Herren zu zeigen, daß unser eins auch etwas gelernt hatte. Daß beide von mir waren, blieb kein Geheimniß.

Das Neue Jahr (1826) begann ich mit der frohen Hoffnung, daß ich meine Arbeiten im Althochdeutschen bald vollenden würde und herausgeben könnte.

Den 7. Februar 1826 schrieb ich die Vorrede zu meiner Glossensammlung, die bald darauf unter dem Titel erschien:

Althochdeutsche Glossen, gesammelt und herausgegeben von A. H. Hoffmann. Erste Sammlung, nebst einer litterarischen Uebersicht althochdeutscher und altsächsischer Glossen. Breslau, Grass, Barth u. C. 1826. 4°.

Jac. Grimm hatte mir dazu einige früher von ihm selbst gesammelte Glossen freundlichst überlassen, Lachmann verdankte ich einige hübsche Beiträge zu meiner Übersicht.

Lachmann's bisherige Gefälligkeit hatte mich ermuthigt: ich wendete mich vertrauensvoll an ihn mit der Bitte, mir mein eben vollendetes Wörterbuch zum Willeram durchzusehen. Schon den 27. April sendete er mir meine Arbeit zurück mit einem freundlichen Briefe, er hatte meine Bitte erfüllt.

Den Sommer wollte ich eine litterarische Reise machen nach Wien und in die österreichischen Klöster. Ich hatte bereits

Nachrichten über letztere gesammelt und meinen Reiseplan entworfen. Wachler dachte anders: Urlaub wollte er mir schon ertheilen, aber nur zu einer Reise in die Heimat. Was sollte ich machen? Lieber also nach Haus als gar nicht reisen.

In der Mitte Juni traf ich in Fallersleben ein. Die Meinigen waren mir entgegen gegangen, und schienen etwas verwundert über mich zu sein. Meine Schwester Minna schrieb an meinen Bruder: 'Sein großer Mantel, sein langes Haar gaben ihm ein phantastisches Ansehn; er war sehr von der Reise angegriffen, und ich kann wol sagen, daß ich etwas erschrak, denn er kam mir recht mager vor. Als er aber einige Tage hier war, erholte er sich sehr und ist jetzt so wohl wie nur ein Mensch sein kann, obgleich er sich zuweilen eine Krankheit einbildet.'

So gerne ich bei den Meinigen war, so reuete mich doch die lange Zeit und das viele Geld, das mir die Reise kostete, denn das Reisen war damals sehr kostspielig. Ich hätte lieber Bibliotheken durchstöbert und für meine altdeutschen Studien neuen Stoff gewonnen. Nun ging ich hier fast den ganzen Tag im Garten spazieren und spielte mit den Kindern. Das war freilich recht hübsch. Wenn ich mich beklagte, daß ich so viel versäumte, so glaubten die Meinigen, es gefiele mir bei ihnen nicht. Ich wußte recht gut was mir entging. Graff hatte längst seine Reise zum Behuf seines 'Sprachschatzes' angetreten, Österreich aber noch nicht abgestreift. Jetzt wäre es noch Zeit gewesen, dort zu erndten, später bliebe mir nur die Nachlese. Und die Folge bestätigte das..

Meine Mutter war wieder in Winsen, wohin auch ich mich begab. Den nächsten Sonntag, 18. Juni war dort ein Familienfest: mein Neffe wurde getauft und mir zum ersten

Male die Ehre zu Theil Gevatter zu stehen. Als der Superintendent die Pathen herkömmlicher Weise fragte und so auch mich, flüsterte mir die Hebamme, die mich für einen Neuling in derlei Dingen hielt, wohlmeinend zu: ja! ja! so daß nicht viel fehlte und ich wäre aus meinem kirchlichen Ernste in ein sehr unkirchliches Lachen gerathen. Mein Taufpathe, der von mir den Namen Otfried erhielt, starb bald, und der Name behielt für mich später nur eine litterarische Bedeutung.

Um nicht ganz unthätig zu sein, hatte ich eine Ausgabe meiner allemannischen Lieder veranstaltet. Ich ließ sie auf meine Kosten in Celle drucken. Sie erschienen ohne meinen Namen:

Allemannische Lieder. Erste Auflage. Fallersleben M.D.CCC.XXVJ.
64 SS. in 16⁰.

Schon den 4. Juli sandten mir die Herren Schweiger und Pick die ganze Auflage, 140 Exemplare.

Endlich machte ich doch noch eine kleine Ausbeute: ich war einige Tage in Wolfenbüttel und schrieb mir einige kleinere ahd. Stücke ab, um sie später herauszugeben.

Den 1. August war ich wieder in Breslau und gleich darauf in dem alten Arbeitsgleise.

Das Bedürfniß nach einem gemüthlichen geselligen Verkehre hatte ich bis jetzt weniger gefühlt: ich sah auf der Bibliothek Leute genug, und fand selten Zeit und Lust, Besuche zu machen. Nach und nach stellte sich jedoch dies Bedürfniß ein. Die Breslauer geschlossenen Gesellschaften, die ich kennen gelernt hatte, sagten mir durchaus nicht zu. Freimaurer zu werden, fiel mir im Traume nicht ein: ich hatte schon genug daran, daß es mein Bruder war.

Ich trug lange den Plan mit mir herum, einen Verein

zu gründen, der mir und Gleichgesinnten genügen könnte. Ich machte einigen Freunden und Bekannten Mittheilung davon, und so gründete ich am 2. September 26 die 'Zwecklose Gesellschaft.'

Wir wollten keinen Zweck nach außen verfolgen, nur nach innen, uns selbst Zweck sein. Wir waren junge Gelehrte und Künstler oder Kunstfreunde, die ein gemeinsames Bedürfniß zusammen führte und hielt. Wir fühlten uns von einem reinen und begeisterten Streben beseelt, den Menschen, sein Wissen und Können verstehen zu lernen und zu würdigen, sich so zu erheitern und anzuregen und weiter zu fördern in allem Wahren, Guten und Schönen. Hat auch selten eine Gesellschaft sich und anderen, zumeist aber sich so viel Freude und Verdruß gemacht, wie diese, so hat ihr doch jeder Einzelne viel zu verdanken. Ich wenigstens habe das immer dankbar anerkannt: ich konnte dort mich über Alles frei aussprechen, meine Ansichten entwickeln, durch Widerspruch von anderer Seite läutern, erweitern und befestigen. Auch konnte ich meine Kenntnisse vermehren, denn unsere Gespräche und Mittheilungen beschränkten sich nicht auf einzelne Fächer der Wissenschaft und gewisse Leistungen und Richtungen der Kunst.

Mitglieder der Zwecklosen Gesellschaft waren bei ihrer Gründung: Maler Carl Bräuer, Bildhauer Mächtig, Fabricant Carl Milde, Lieutenant Nicky, Privatdocent Dr. Friedlieb Ferdinand Runge, Musiker Immanuel Sauermann, und Maler Carl Schwindt. Später trat dazu im Januar 1827 Carl Geisheim, Schulcollege beim Elisabeth-Gymnasium, 1828 Maler Carl Herrmann und im Herbst desselben Jahrs Wilhelm Wackernagel, und im Herbst 1829 Maler Albert Höcker.

Um dieselbe Zeit entstand ein Singverein unter dem Namen:

'Die kleine Breslauer Liedertafel', ursprünglich nur vier Mitglieder, die ein Gesangquartett bildeten.

Ich wurde Ehrenmitglied. Zweck war: eigene Compositionen zu liefern und zu singen, dann diese selbst und den Vortrag zu besprechen. Die vier Mitglieder waren der Seminarlehrer Ernst Richter, der Musiklehrer Immanuel Sauermann, der Organist Fischer und der Lehrer Dauber. Später traten dazu der Oberorganist Freudenberg und der Musiklehrer Eduard Philipp. Ich lieferte fleißig Texte und hatte dann das Vergnügen, einen und denselben drei- oder viermal componiert singen zu hören. Die Besprechung der Composition und des Textes war für den Dichter wie für die Musiker sehr lehrreich.

Durch diesen Singverein und die Zwecklose Gesellschaft fand ich willkommenen Anlaß und Anregung zum Dichten. Der Vorrath meiner Gedichte hatte sich sehr vermehrt. Bald bewährte sich auch an mir das bekannte Goethe'sche

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.

Ich durchmusterte meinen Vorrath, wählte aus, schrieb ab, ordnete und ein Bändchen war fertig. Ich übergab es der Buchhandlung Grüson und Comp. (die Comp. war der als Treumund Welp später sehr bekannt gewordene Eduard Pelz). Schon den 14. Oct. 26 war das Büchlein fertig und erschien unter dem Titel:

Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Breslau. 1827. 12°.

Einige Wochen vorher war in demselben Verlage die 2. Aufl. meiner 'Allemannischen Lieder' herausgekommen.

Ich hatte wenig Freude an dieser Sammlung meiner Gedichte. Die Ausstattung war nicht sonderlich, das Format nicht gefällig, und die Verlagshandlung stand gar nicht in dem

Ansehn, daß sich die Buchhändler sonderlich für sie interessierten. Der Absatz war und blieb gering, und nach einigen Jahren war ich froh, daß ich durch Übereinkunft des Druckers (Graß, Barth u. C.) mit dem Verleger den Rest der Auflage erhielt und vernichten konnte. Der schlechte Erfolg hatte mich nicht im Mindesten muthlos gemacht, eben so wenig als die Kritik, die Manches daran auszusetzen fand: ich dichtete fröhlich und wohlgemuth weiter fort.

Noch zu Weihnachten ließ ich ein kleines Opus von Stapel:

> Maikäferiade, oder: Lieben, Lust und Leben der Maikäfer vor Einführung des Philisterthums. Zum erstenmale bekannt gemacht aus der einzigvorhandenen Handschrift durch Dr. A. H. Hoffmann, Custos der Kön. u. Univ. Bibliothek zu Breslau. Breslau, gedruckt bei Graß, Barth und Comp., aber weder da, noch sonstwo zu haben. 8°.

So schwirrte ich als singender Maikäfer in das kalte Neue Jahr hinein, als ob es ein Frühling wäre.

Die Zwecklose Gesellschaft erfreute sich eines fröhlichen Gedeihens. Wir kamen jeden Samstagabend zusammen. Nachdem wir gespeist hatten, eröffnete der Präsident die Sitzung. Zunächst wurde das Protocoll vom vorigen Samstag vorgelesen. Dann theilte jeder mit was er des Mittheilens werth hielt, Eigenes und Fremdes, Gedichte, Aphorismen, Witze, Auszüge aus alten und neuen Büchern. Alles wurde besprochen, und das gab dann wieder Stoff zu neuen Erzeugnissen für den nächsten Samstag. Zuweilen wurde auch etwas gelesen: der Finkenritter, Schelmufskys wahrhaftige curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande, die Schildbürger u. dgl. Auch wurden Kupferstiche, Holzschnitte, Steindrücke

besehen und besprochen. Mitunter sangen wir auch ein Lied, verfaßten auch eins gemeinschaftlich, wenn Anlaß und Stimmung dazu trieb. So machten wir auch Epigramme und Knittelverse gegen alle die uns anfeindeten und gegen Alles was uns zuwider war. Obschon wir keine öffentlichen Sitzungen hielten, so konnte es doch nicht fehlen, daß unser Thun und Treiben bald öffentlich besprochen wurde, weil wir doch zuweilen einen heimischen Gast unter uns hatten.

In unserm ganzen Glanze zeigten wir uns jedoch, wenn wir einen Geburtstag feierten. Dann wurde ein großer Bogen gedruckt, wozu alle Künste mitwirken mußten: Poesie, Malerei und Musik. Die erste Seite enthielt eine Lobeserhebung des Gefeierten in Prosa oder Versen, worin aber oft eben so viel Lob als Spott. Dann pflegte ein Lied mit der Melodie in Notendruck zu kommen, woran sich dann Gedichte und Aphorismen anreihten. Die meisten Bogen sind mit Bildern eigener Erfindung geziert oder mit alten Druckerstöcken, die sich noch in der Druckerei aus dem Ende des 16. und dem Anfange des 17. Jahrhunderts vorfanden.

Wenn der Geburtstagsbogen vorgetragen und die Gesundheit des Neugeborenen ausgebracht war, dann hatte noch jeder etwas Bezügliches oder Anzügliches vorzulesen. Zuletzt wurden die freien Künste entwickelt: da gab es noch lebende Bilder, Verkleidungen, Pantomimen, Schattenspiel u. dgl. Im steten Wechsel von Ernst und Scherz, wie der Abend begonnen, endete er und die Mitternacht trennte uns erst.

Bisher waren wir immer auf uns beschränkt geblieben und im vollen Sinne des Wortes zwecklos, bald aber traten wir aus unseren vier Pfählen heraus und betheiligten uns an einer sehr zweckvollen Thätigkeit.

Schwindt hatte schon öfter die Idee eines Breslauer Künstlervereins zur Sprache gebracht. Wir hatten ihm immer entgegnet, daß in Breslau dafür gerade die Hauptsache fehle, nämlich die Künstler; ein Künstlerverein ohne Künstler sei ein Unding, die ausgezeichnetsten schlesischen Künstler seien in der Ferne: Carl Lessing, Julius Hübner, August von Klöber, Florian Grospietsch, Mücke, Heinrich Kramsta, Emil Ebers u. a., keiner von ihnen sehne sich nach Schlesien zurück, aus den wenigen hier vorhandenen, dem Namen und der That nach wahrhaften Künstlern lasse sich kein Verein schaffen. Schwindt aber ließ sich nicht irre machen, gewann allerlei Leute, Kunstkenner und Kunstliebhaber dafür, und richtig, am 20. Mai, zu Albert Dürer's Geburtstage wurde ein 'Breslauer Künstlerverein' gestiftet.

Um recht große Theilnahme zu erzielen, war das Wort Künstler in sehr weitem Sinne genommen. Die später erst gedruckten Statuten stellten den Zweck des Vereins also auf:

§. 1. Vereinigung der in Breslau lebenden Künstler zur gemeinsamen Thätigkeit, und durch diese Förderung der hohen Zwecke der Kunst, so weit es irgend die Umstände gestatten, ist der nächste Zweck des Breslauer Künstlervereins.

§. 2. Hiedurch, und durch die nach außen wirkende Thätigkeit des Vereins, wird nicht allein eine regere Theilnahme des Publicums an künstlerischen Leistungen und somit der Kunstsinn belebt werden, sondern selbst die Stellung der Künstler zu dem Publicum sich würdiger und ihrem Wirken mehr förderlich gestalten, während die Künstler selbst einander freundlich näher treten, sich ihren geistigen Bedürfnissen gemäß, gegenseitig aneinander anschließen, und

durch Ideenaustausch und geselligen Verkehr einem heitern frischen Kunstleben sich hingeben können, das jeden Einzelnen in der Ausübung seiner Kunst Muth und Ausdauer verleiht, und ihn vor Einseitigkeit bewahrt.

Von den 57 §§. der Statuten mögen hier nur noch die beiden über die Mitglieder mitgetheilt werden:

§. 3. Der Verein umfaßt alle Kunstfächer und besteht vorzugsweise aus den in Breslau lebenden Künstlern, denen er Fähigkeit und guten Willen bei dem Streben nach einem gemeinsamen Ziele zutraut.

§. 4. Die Mitglieder theilen sich in 4 Abtheilungen:

1. Abtheilung für bildende Kunst (Maler, Bildhauer, Architekten, Schauspieler).
2. Abtheilung für redende Kunst (Litteratur).
3. Abtheilung für tönende Kunst (Musiker jeder Gattung).
4. Abtheilung für Gewerbe, welche sich auf einen künstlerischen Standpunkt erhoben haben.

Seit dem Bestehen der Zwecklosen Gesellschaft und des Künstlervereins fehlte es mir nicht an Geselligkeit. Mein Familienverkehr hatte sich nicht erweitert. Ich war des Sonntags zum Mittagsessen in der Ohlauer Vorstadt bei Milde, des Sonntagsabends bei Prof. Müller — seine Frau war die Nichte Gotthold Ephraim Lessings. In der Woche pflegte ich einmal des Abends zu sein bei G. P. Aderholz, und so auch bei v. Winterfeld.

Das Verhältniß zu letzterem war ein vertrauteres geworden, er hatte mich sogar zu Gevatter gebeten zu seinem Sohne Sigismund. Der Frau Gevatterin hatte ich einige Wiegenlieder verehrt, die ich dann gedruckt ihr überreichte:

Siebengestirn gevatterlicher Wiegen-Lieder für Frau Minna von Winterfeld. Polnisch-Neudorf, 20. Rosenmonds 1827. Gedruckt und verlegt von Forster, Hochheimer und Comp. zu den 4 Thürmen. 10 SS. 8⁰.*)

Es war so meine Liebhaberei, von Zeit zu Zeit eine Kleinigkeit drucken zu lassen und meine Freunde damit zu beschenken. So hatte ich kurz vorher an sie vertheilt:

Kirchhofslieder der Zwecklosen Gesellschaft gewidmet. Aschermittwoch 1827. 16 SS. 8⁰.

Zu meinem Geburtstage überraschten mich die Zwecklosen mit einem großen Bogen Aphorismen. Geisheim hatte dazu das Gedicht verfaßt und Immanuel Sauermann sang es nach seiner Composition. Es enthält lauter Beziehungen auf meine Gedichte:

Die Gratulanten, zu deutsch Liebesboten.

Peter, 's klopft, Peter, 's klopft, sieh hinaus,
Wer so stürmt, wer so schmettert durch's Haus!
Ein Landsknecht einen Eichenast
Hat draußen an das Thor gehangen;
Und lustig ist der tolle Gast
Fürbaß ins Land gegangen.
Er singt und klingt den Weg entlang,
Und weckt das Volk zu Sang und Klang.

Peter, 's klopft, Peter, 's klopft, sieh hinaus,
Wer so singt, wer so schnurret durch's Haus!
Ein fahrender Schüler singt sein Lied
Voll Lieb' und Sehnsucht, gar erbaulich.
Die Frauen sind, wohin er zieht,
Ihm hülfreich und vertraulich.
Er singt und klingt den Weg entlang,
Und weckt das Volk zu Sang und Klang.

---

*) Drei Lieder davon: Alles still in süßer Ruh — So schlaf in Ruh — Die liebe Sonne sinket nieder — componierte W. sehr hübsch und ließ sie lithographieren.

Peter, 's klopft, Peter, 's klopft, sieh hinaus,
Wer so lacht, wer so schäkert durch's Haus!
Ein Gärtner stellt uns eine Flur
Von Blumen hin zur Frühlingsgabe,
Die Liebesgrüße der Natur
Bringt uns der Blumenknabe.
Er singt und klingt den Weg entlang,
Und weckt das Volk zu Sang und Klang.

Peter, 's brummt, Peter, 's summt, sieh hinaus,
Wer so schwirrt, wer so girret durch's Haus!
Maikäferschwärme, ziehn herbei,
Sie kümmert nicht April, nicht Winter,
Mit Nachtigallen folgt der Mai
Stets reich und froh dahinter.
Er singt und klingt den Weg entlang,
Und weckt das Volk zu Sang und Klang.

Peter, 's klopft, Peter, 's klopft, sieh hinaus,
Wer so grölt, wer so läutet durch's Haus!
Ein Küfer einen Korb voll Wein
Nebst andern guten Alimenten
Trug schmunzelnd in das Haus hinein
Für unsern Präsidenten,
Daß er soll singen lebenslang
Und wecken uns zu Sang und Klang.

Meusebach erhielt von Zeit zu Zeit meine kleinen Drucksachen, beklagte sich aber, daß er mit dem kleinen Zeuge nichts anfangen könnte, sie ließen sich nicht recht binden. Trotzdem widmete ich ihm zu seinem Gebutstage, 6. Juni, wieder etwas Kleines:

Althochdeutsches aus wolfenbüttler Handschriften herausgegeben von Dr. A. H. Hoffmann. Breslau 1827. 8⁰ xxviij SS.

Es enthielt meine vorjährige Wolfenbütteler Ausbeute.

Meine Bibliothekstellung hatte sich unterdessen nicht besser gestaltet. Mir war allerdings eine jährliche Entschädigung von

60 ₰ für den abgetretenen Theil meiner Dienstwohnung vom Ministerium bewilligt, aber sonst nichts geschehen, der Willkür des Oberbibliothecars war keine Schranke gesetzt worden.

Ich freute mich unendlich, daß ich einmal aus der Bibliothek herauskam: der Minister hatte mir unterm 27. April bereits Urlaub zur Reise ins Ausland bewilligt und sogar eine Unterstützung von 100 ₰ gewährt. Den 26. Juni reiste ich ab, zunächst nach Wien.

Meine Reisegefährten waren der Tonkünstler Heinrich Panofka, Kaufmann Reimann aus dem schlesischen Gebirge, Apotheker Wocke aus Breslau und Provisor Hiltemann.

Wir wurden bald alle mit einander befreundet und in heiterste Stimmung versetzt. Jeder wußte was zu erzählen und jeder fand immer sein dankbares Publicum. Unter Lachen und Scherzen verging der lange Tag und die kurze Nacht, und so erreichten wir den folgenden Morgen Ratibor.

Die Stadt und Alles darin machte einen so unangenehmen Eindruck auf uns, daß wir nicht die mindeste Lust verspürten, dort bis zum andern Nachmittage auszuharren, denn dann ging die Post erst wieder ab und schloß sich an die Troppauer nach Wien. Ich schlug meinen beiden Reisegefährten Panofka und Reimann vor, lieber doch in Troppau überzuliegen. Sie gingen auf den Vorschlag ein und wir fuhren mit Extrapost nach Troppau.

Nach einigen Stunden waren wir in einer schöneren Gegend und an einem freundlicheren Orte. Wir spazierten in den Anlagen um die Stadt und durch den schönen großen Park, und hörten uns schließlich noch ein Ständchen mit an, das die Musikbande dem Herrn Obristen brachte.

Des Abends spät stellte sich Panofka ans offene Fenster

und phantasierte auf seiner Geige so wunderschön, daß alle Spaziergänger auf dem Marktplatze stehen blieben und andächtig zuhörten.

Den folgenden Tag machten wir mit dem Maler Reinhard einen lustigen Ausflug nach dem freundlichen Grätz, einer fürstlich Lichnowsky'schen Besitzung. Abends 8 Uhr fuhren wir mit dem Eilwagen ab und kamen erst am dritten Tage Morgens 7 Uhr in Wien an.

Ich besuchte sofort meinen Landsmann, den Kunsthändler H. F. Müller am Kohlmarkt Nr. 1147. Ein stattlicher Herr im Morgenjäckel vor seinem Arbeitspulte mit der langen Pfeife heißt mich freundlich willkommen. Ich kannte ihn aus meiner Kindheit, ich sah ihn zuweilen wenn er seine Verwandten besuchte und dann auch in unser Haus kam, und hörte später oft seine Lebensgeschichte erzählen. Er war der Sohn armer Bauersleute in dem Dorfe Sülfeld bei Fallersleben, und hatte es, besonders durch den Unterricht meines Schwiegervaters zum Berge so weit gebracht, daß er sich in der Spehr'schen Musikhandlung in Braunschweig zu einem tüchtigen Geschäftsmanne ausbilden konnte. Im Auftrage seines Hauses mußte er nach Wien reisen, lernte dort eine wohlhabende Wienerin kennen, heirathete sie und gründete im J. 1811 die jetzt noch bestehende Müller'sche Kunst- und Musikhandlung. Er war außerordentlich thätig und glücklich in seinem Geschäfte, er sann und grübelte fortwährend, etwas Neues, Ansprechendes ins Publicum zu bringen. Von ihm stammt das immer noch beliebte Spiel 'Glocke und Hammer'. Seine geschmackvollen, oft recht sinnigen Neujahrswünsche waren einst sehr beliebt und gesucht.

Müller ist recht freundlich, bewahrt aber seine ruhige Haltung, spricht langsam und bedächtig und verleugnet so

wenig seine hannoversche Natur, daß ich bei ihm vergesse, in Wien zu sein. Wir unterhalten uns viel über unsere Heimat, frühstücken dann und trinken in der größten Seelenruhe eine Flasche ungarischen Schaumweins. Dann besorgt er mir eine Aufenthaltskarte. Die Polizei verzichtet aber doch nicht auf die Ehre meiner Bekanntschaft, ich muß mich persönlich bei ihr einfinden. So empfehle ich mich denn und gehe zur Polizei.

Der Polizeibeamte thut als ob er sich nur mit mir unterhalten wolle und erkundigt sich, wie es mir in Wien gefalle und was denn eigentlich der Zweck meines Hierseins sei. Nachdem er mit meinen Äußerungen zufrieden scheint, verlangt er von mir Empfehlungen an ein Handelshaus. Ich zeige das Schreiben des Ministers, worin mir außer-dem Urlaub noch 100 ₰ bewilligt werden. Er macht ein bedenkliches Gesicht, als ob ihm mein schönes kön. pr. Ministerialschreiben noch lange nicht gleich wäre einer Empfehlung an ein k. k. Wiener Handelshaus. ‘Nun, sage ich etwas ärgerlich, wenn Ihnen das nicht genügt, dann weiß ich nicht was Sie noch wollen. Empfehlungen brauche ich nicht, ich habe Geld genug.’

Damit schloß die amtliche Vernehmung und ich empfahl mich. Obschon ich von der Polizei nie wieder behelligt wurde, so muß ich ihr doch sehr verdächtig erschienen sein: eine lange Zeit sah ich täglich einen Vertrauten mir auf allen Wegen und Schritten nachgehen.

Um 3 Uhr finde ich mich bei Müller wieder ein, er führt mich auf die Hofbibliothek. Kopitar empfängt mich sehr freundlich; wir gehen Arm in Arm auf und ab und reden über unsere Freuden und Leiden, wie sie nur Bibliothekbeamte haben und nachfühlen können. Er zeigt sich heiter, offen,

theilnehmend, ich fühle mich heimisch in der Fremde und von der Hoffnung beseelt, daß ich Wien nicht unbefriedigt verlassen werde.

Er führt mich zu Graff, der eben noch auf der Bibliothek arbeitet. Ein unerfreuliches Zusammentreffen, das mir aber am Ende doch lieb war, weil ich vor einem fruchtlosen Schwelgen in süßen Hoffnungen bewahrt wurde. Graff erzählt mir, daß er schon 14 Wochen in Wien sei und die Bibliothek benutzt habe; er werde zunächst den Otfrid herausgeben. 'Den Otfrid?' frage ich. — 'Ja, erwiedert er, das ist nothwendig für meinen Sprachschatz.' — Ich schweige. — Er führt mich in seine Wohnung: Breunerstraße neben dem Taroni'schen Kaffeehause. Ich werde sein Nachfolger: ich miethe die Wohnung bis zum 3. August.

Den folgenden Morgen, Sonntag 1. Juli, gehe ich wieder zu ihm. Wir sprechen wieder über Otfrid, ich erzähle ihm, daß ich mich schon seit Jahren damit beschäftige und jetzt zunächst in Wien sei, um die Vergleichung der Wiener Handschrift vorzunehmen, dazu habe mir das Ministerium auch Urlaub und Unterstützung gewährt. Das rührt ihn Alles nicht, er bleibt bei seinem gestrigen Ausspruch: 'Für meinen Sprachschatz ist meine Ausgabe des Otfrid nothwendig.' Den Hauptzweck meiner Reise sehe ich also gescheitert. Jetzt klage ich ihm meine Noth, ich erzähle von meinen Bibliotheksangelegenheiten, von meinen vielen Arbeiten und dem geringen Gehalte u. dgl. Auch er weiß viel zu klagen, als ob es ihm Gott weiß wie schlecht gehe, doch kommt es mir sonderbar vor, daß er sich einen ganz neuen schönen Wiener Wagen gekauft hat. Ein Professor, der nur das Altdeutsche treibt, reist in seiner eigenen Kutsche! Wir gehen in die Leopoldstadt zu dem Wagenbauer

und fahren Probe durch den Prater und zurück in die Stadt, speisen dann im goldenen Lamm, wo ich wohne, und spazieren nach Tische im Prater umher. Wir sprechen viel und lange über Leben und Wissenschaft. Graff ist sehr verstimmt und ich werde es durch ihn auch. Er empfiehlt mir Ruhe, und als ich ihm von meiner fünfjährigen Ruhe bei so mancher Unbill, die ich ertragen mußte, erzähle, meint er, es sei hart, aber ich könne mit Ruhe dennoch Alles erreichen. Wir nehmen Abschied und sehen uns nie wieder*).

Meine Erinnerung an ihn ist keine angenehme. So kurz unser Verkehr war, so schien er mir doch genügend, meinen Mitbewerber kennen zu lernen. Ich hielt ihn für selbstsüchtig, mißgünstig, fleißig ohne Freude und Genuß, kränklich, grämlich und unzufrieden mit seinem Schicksale, lebensmüde. Letzteres schien er selbst zu bestätigen durch die Äußerung: 'Hätte ich nicht Frau und Kinder, so wäre ich Mönch geworden auf dieser Reise, wozu ich mehrmals Gelegenheit und Veranlassung hatte.'

Den 2. Juli begann ich meine Arbeiten auf der Hofbibliothek und war von diesem Tage an bis zu meiner Abreise jeden Tag dort so lange die öffentlichen Stunden währten, Vormittags von 9—12, Nachmittags von 3—6 Uhr.

Kopitar führte mich ein in seine Tischgesellschaft zum weißen Wolfen. Wir speisten dort jeden Mittag und Abend. Das Essen war nicht sonderlich, der Wein und die Tischgesellschaft ausgezeichnet. Wir trafen dort sehr oft Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, zuweilen Hormayr, Endlicher, Ponofka, fast

*) Er starb zu Berlin 18. October 1841. Preuß. Staatszeitung 1841. Nr. 357, wiederholt im Neuen Nekrolog der Deutschen 1841. S. 992—996.

immer Professor Jenko, und dann und wann diejenigen fremden Gelehrten, besonders Slaven, welche sich an Kopitar anschlossen.

Wenn die Bibliothek um 6 Uhr geschlossen war, machte ich mit Kopitar regelmäßig einen großen Spaziergang: wir gingen durch das Burgthor über das Glacis, durch Belvedere und dann die Linie entlang bis zum rothen Thurm und so in den weißen Wolf. Stunden lang unterhielten wir uns, der Stoff ging nie aus. Kamen wir dann in den Wolf, so setzten wir das Gespräch oft fort oder fingen nun ein neues an, woran auch die anderen theilnahmen. Unvergeßlich sind mir die Mittheilungen Wuk's aus seinem Leben, über das Thun und Treiben der Serbier, über Milosch, die Räuber und ihre Lieder, über die Griechen, Armenier und Albanesen. Interessant war auch was Hormayr von Andreas Hofer erzählte und der damaligen Zeit. Die Unterhaltung wurde meist deutsch geführt, doch kamen mitunter auch andere Sprachen zum Vorschein, wie sich das in Wien kaum vermeiden läßt. Wenn Wuk mit Kopitar etwas zu reden hatte was die anderen nicht wissen sollten, so sprach er serbisch und Kopitar antwortete deutsch. Die Wiener Volkssprache und das ungarische Deutsch und Latein spielten eine große Rolle, weil darin die meisten Geschichten erzählt wurden.

Um unserm Freunde Kopitar, der uns zusammengebracht hatte und zusammenhielt, eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, feierten wir im weißen Wolf seinen Namenstag, den 23. August. Ich überreichte ihm ein Lied, das wir nach Panofka's Composition sangen. Warum wir als 'Efferdinger' darin auftreten, weiß ich nicht mehr. Die Benennung muß sich wahrscheinlich auf eine schnurrige Geschichte beziehen, die in Efferdingen spielte. Es war ein heiterer Abend. Die Festcantate lautete also:

Bescheidener, aber doch sehr wohlgemeinter Willkomm unserem lieben Freunde Bartholomäus Kopitar zum Bartholomäus-Tage dargebracht von sämmtlichen Efferdingern zum Wolfen. In höchsteigener Melodei.

Zum Wolfen wächst ein guter Wein,
Drum bleiben wir auch drinnen.
Zum Wolfen! soll die Losung sein,
Wenn wir was Rechts beginnen.
Frisch auf, ihr wackern Leute!
Was Rechts begeh'n wir heute
Im Wolfen.

Frisch auf, ihr Herrn von Efferding,
Ihr wilden und ihr zahmen!
Mit Sing und Sang, mit Klang und Kling
Dem Mann und Seinem Namen —
Ihr wißt schon, wen ich meine,
Er sitzt mit uns bei'm Weine
Im Wolfen.

Zwar sitzt er heute schüchtern da
Und kann es sich nicht deuten,
Was für ein Wunder doch geschah,
Des wir uns freu'n und freuten.
So wiss' Er's dann, wir kamen
Zu feiern Seinen Namen
Im Wolfen.

Sein Nam' ist weit und breit geehrt
Und lebt in Aller Munde,
So lange Treu' und Wahrheit währt
Von Laibach bis zum Sunde;
Am liebsten und am besten
Ist er bekannt den Gästen
Im Wolfen.

So singt und trinkt und stoßet an
Und wünscht im Sauf' und Sange:

Hoch lebe dieser Biedermann!
Hoch leb' Er! lang' und lange!
Der Fremden Freudespender!
Der Freunde Kummerwender
Im Wolfen!

Jetzt still, still, Harf- und Saitenklang!
Wo so viel Herzen schlagen,
Da wär' auch Nachtigallensang
Nur eitel Leid und Klagen.
Im Auge steht's geschrieben,
Wie wir Dich alle lieben
Im Wolfen und überall.

Mit Panofka stand ich fortwährend im Verkehr. Wir besuchten uns gegenseitig. Er trug mir, wenn ich bei ihm war, seine Compositionen meiner Lieder vor, von denen auch später einige erschienen. Gewöhnlich verbrachten wir die Sonntage mit Spaziergängen und Ausflügen. An Langerweile litten wir auch nicht einen Augenblick, dafür sorgten schon die guten Wiener in ihrem genußwüthigen, oft gar possierlichen Wesen und Treiben. Wir geriethen oft in ein so lautes, fast unanständiges Lachen, das man uns anderswo schwerlich als reinen Herzenserguß hätte hingehen lassen. Schon mehrmals hatte ich gegen Panofka den Wunsch geäußert, wie gern ich Franz Schubert kennen lernen möchte. 'Gut, sagt P., dann wollen wir nach Dornbach hinaus, dort ist Schubert den Sommer über sehr viel und es ist auch besser, wenn wir ihm dort begegnen.'

Wir fahren mit dem Stellwagen eines Samstags gegen Abend hinüber. Bei unserem Eintritt zur Kaiserin von Österreich ist unsere erste Frage nach Schubert. Da heißt es denn: 'Der kommt schon lange nicht mehr nach Dornbach — er

müßte sich denn des Sonntags mal einfinden.' — Also etwas Trost doch auf morgen. Was Dornbach gewährt, genießen wir: wir speisen im Freien, trinken unser Seidel und begeben uns zu Bette.

Den anderen Morgen gehen wir in den Wald zum Jägerhaus, freuen uns an dem schönen Grün, lustwandeln oder liegen auf dem Rasen, frühstücken und kehren zu unserer Kaiserin zurück. Nirgend ein Schubert. Wir speisen zu Mittag, setzen uns dann auf den Stellwagen und fahren in so argem Staube heim, wie ich ihn noch nie erlebte. Als ich zu Hause eintreffe, ist mein Rock dermaßen mit Staub überzogen, daß ich darauf schreiben kann.

Wir versuchen nun einen anderen Weg an Schubert zu gelangen. Wir laden ihn freundlichst ein in den Weißen Wolf. Der Platz ist für ihn belegt, wir und der Wein warten auf ihn. Er kommt nicht und wir trinken seinen Wein.

Vierzehen Tage später ist gerade Mariä Himmelfahrt und die Bibliothek geschlossen. Um 2 Uhr fahre ich mit Panofka im Stellwagen nach Nußdorf. Wir fahnden auf Schubert, vergebens. Im Kaffeehaus Alles schlecht: erbärmlicher Kaffee, verstopfte Pfeifen, Federkiel um einen Kreuzer, Kipfel schon acht Tage alt, hart zum Kopfzerschlagen, schlechte Aussicht auf die breite, flachuferige Donau. Wir wandern weiter nach Heiligenstadt. Unterwegs hübsche Wirthshäuser mit schattigen Gärten, überall Musik, wenn auch nur eine Geige von der Gitarre oder auch noch vom Gesang begleitet. Wir schlendern weiter bis Grinzing und kehren tief im Dorfe ein. Der Wein schlecht, aber es sitzt sich gut im Garten. Ein alter Fiedler spielt aus Mozart und dreht sich nach allen Weltgegenden, damit jeder etwas zu hören bekomme. Als ihm von Einer

Seite zugerufen wird: ''s ist genug!' da wendet er sich nach einer anderen und murmelt: 'Wenn die Herren auch nichts hören wollen, so gibt es doch hier noch Verehrer der Musik.' — Es ist viel Zuzug und wir ergötzen uns sehr an dem bunten Menschengewühle. Plötzlich ruft Panofka aus: 'Da ist er!' und eilt fort zu Schubert, der eben von mehreren Fräulein umgeben sich einen Platz sucht. Panofka bringt ihn zu mir. Freudig überrascht begrüße ich ihn, erwähne flüchtig, wie viel Mühe wir uns gegeben hätten ihn zu finden, wie sehr ich mich freute, ihn persönlich kennen zu lernen ꝛc. Schubert steht verlegen vor mir, weiß nicht recht was er antworten soll, und nach wenigen Worten empfiehlt er sich und — läßt sich nicht wieder blicken. 'Nein, sage ich erstaunt zu Panofka, das ist denn doch ein bischen zu stark! Nun wäre mir wahrlich lieber gewesen, ich hätte ihn nie gesehen, ich hätte dann bei dem Schöpfer so seelenvoller Melodien nie an einen gewöhnlichen, gleichgültigen oder gar unartigen Menschen denken können. So aber abgesehen von seinem heutigen Benehmen unterscheidet sich der Mann ja gar nicht von jedem anderen Wiener, er spricht Wienerisch, hat wie jeder Wiener feine Wäsche, einen sauberen Rock, einen blanken Hut, und in seinem Gesichte, seinem ganzen Wesen nichts was meinem Schubert ähnlich sieht.'

Ich spreche mich noch stark aus über die Wiener Künstler und Gelehrten, und dann verlassen wir die wirklich reizende Gegend mit ihren mannigfaltigen Aussichten.

Franz Schubert, damals erst etwas über 30 Jahr alt, schien mir eine recht gesunde, lebenskräftige Wiener Natur zu sein. Um so mehr mußte mich das Jahr darauf die Trauerkunde überraschen, daß diesem bedeutenden Künstler nur ein so kurzes Leben beschieden war: er starb den 19. November 1828.

Da ich von jetzt an keinen Versuch mehr machte, irgend einen Wiener noch kennen zu lernen, so ließ ich es bei den bisherigen Bekanntschaften bewenden.

Mein erster Besuch galt dem Herausgeber der österreichischen Volkslieder Franz Ziska, oder wie er sich später germanisierte oder eigentlich barbarisierte: Tschischka. Nach mehreren mißlungenen Versuchen traf ich ihn endlich. Er war sehr erfreut und zeigte mir seinen reichen Vorrath österreichischer Volkslieder, woraus er wol noch ein Bändchen liefern könnte. Er hatte sich damals der Kunstgeschichte Österreichs zugewendet und dachte erst später wieder an die Volkslieder zu gehen, die er denn auch im Jahre 1844 in einer zweiten Auflage ohne Schottky herausgab.

Dann besuchte ich Castelli. Er wohnte in Hütteldorf. Ich fuhr mit Müller zu ihm hinaus. Als wir uns anmelden ließen, hieß es er läge im Bette, würde aber später meinen Wunsch erfüllen, ich sollte manches seltene Stück aus seiner Sammlung alter Schauspiele sehen. Castelli war bald wieder gesund, hielt es aber nicht der Mühe werth sich weiter um mich zu kümmern; Gegenbesuche schienen für Wiener Gelehrte und Künstler noch nicht erfunden und patentiert zu sein. Ich sah weder ihn noch seine Schauspiele.

Dagegen war der Buchhändler Kuppitsch höchst liebenswürdig. Er holte mich eines Sonntagsmorgens zu sich ab und zeigte mir dann seine mit Fleiß und Liebe gesammelten Bücher des 16. und 17. Jahrhunderts. Er war ganz glücklich, daß ich mich daran so sehr erfreute. Ich mußte bei ihm zu Mittag speisen. Nach Tische setzten wir unsere Durchmusterung fort und das dauerte dann bis in den Abend. Ich machte manche hübsche Ausbeute. Kuppitsch war ein sehr rühriger und

gefälliger Antiquar, der später mir und unserer Bibliothek manches Werk besorgt hat, das anderswo schwer oder gar nicht zu erlangen war. Der altdeutschen Litteratur hat er manchen Dienst geleistet. Er starb 14. Mai 1849.

Sehr gerne hätte ich noch Primisser, den Custos der Ambraser Sammlung kennen lernen. Er war mir als gefällig und mittheilend geschildert worden. Leider war er bei meiner Ankunft schon sehr krank und starb schon den 25. Juli.

Unvergeßlich und wichtig für die Zukunft ward mir die Bekanntschaft mit Stephan Endlicher. Erst in letzter Zeit traten wir uns näher und wurden dann recht vertraut mit einander. Er war ein rüstiger, liebenswürdiger junger Mann von 23 Jahren. Sein Vater, Arzt zu Preßburg, hatte gewünscht, daß sich dieser sein zweiter Sohn dem geistlichen Stande widmete. Stephan hatte bereits seine geistlichen Studien beendigt und sogar die ersten Weihen empfangen, da starb sein Bruder. Der Vater wollte nun, daß sein einziger Sohn zu einem weltlichen Berufe zurückkehrte. Das ging schwer, wurde aber doch aus Rücksicht auf den alten Vater erreicht. Der jetzt weltliche Stephan kam nach Wien, erhielt eine Beschäftigung bei der Hofbibliothek und wurde dem Herrn von Eichenfeld, dem Custos über die Handschriften beigesellt und später selbst Scriptor.

Endlicher war von einem glühenden Eifer beseelt für Kunst und Wissenschaft, und für beide wie für seine Freunde jedes Opfers fähig. Seine vielseitigen Kenntnisse kamen der Anstalt sehr zu Statten. So groß seine Neigung für Sprache und Geschichte war, so blieb doch die für Naturwissenschaften, namentlich Botanik, die überwiegende, wie er denn auch 1840

Professor der Botanik ward und zugleich Director des botanischen Gartens.

Der August ging zu Ende und mit ihm mein Urlaub. Die Vergleichung des Otfrid hatte ich vollendet, die Monseer Glossen abgeschrieben und manche ahd. und mhd. Gebete, Predigten und Gedichte. Meine Ausbeute war größer als ich nach dem Zusammentreffen mit Graff erwartet hatte.

Den letzten Abend hatte uns Kopitar in den weißen Wolf eingeladen. Wir waren alle recht vergnügt. Ich nahm Abschied mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr. Den folgenden Morgen, 28. August, verließ ich Wien.

Die Nacht blieb ich in Krems und fuhr den anderen Morgen hinauf nach der berühmten Benedictiner-Abtei Göttweih. Ich wurde auf die freundlichste Weise empfangen und erhielt das schönste Gastzimmer mit der Aussicht auf die Donau angewiesen. Mein erster Gang war in die prachtvolle Bibliothek. Ich sah mir jede Handschrift an und legte mir mehrere heraus zu weiterer Benutzung. Am Nachmittag arbeitete ich bereits in meinem Zimmer.

Ich wurde mit allen Professoren bekannt und unterhielt mich viel mit ihnen. Ich war erstaunt über die hohe wissenschaftliche Bildung. Diese Männer, die auf sich und ihr Kloster beschränkt in der Einsamkeit lebten, waren genau von allem Thun und Treiben in der Wissenschaft und Politik unterrichtet und sprachen sich freimüthig über Alles aus. Hier erst lernte ich die österreichischen Klöster kennen, ihre Stellung zum Staate und zur Kirche, ihre wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen und ihre finanziellen Verhältnisse. Der Abt, ein höchst liebenswürdiger Mann, hatte die philosophischen Systeme aller Zeiten gründlich studiert, er war eben bei Hegel angelangt und

ließ sich, weil schon damals seine Augen sehr schwach waren, alle Schriften desselben vorlesen.

Das Klosterleben in Göttweih war mir etwas Neues, Überraschendes, Erquickliches. Der viertägige Aufenthalt blieb mir eine der schönsten Erinnerungen meiner Reise. Mit innigem Danke für alles Liebe und Gute nahm ich Abschied.

Ich begab mich von da nach der Cistercienser-Abtei Zwettl. Auch hier wurde ich sehr freundlich empfangen und aufgenommen. Obschon ich nicht solche wissenschaftliche Bildung traf wie in Göttweih, so vermißte ich doch nicht den Sinn für wissenschaftliche Bestrebungen und man erwies sich äußerst gefällig. Ich fand gar Manches und war fünf Tage sehr beschäftigt mit Abschreiben und Aufzeichnen. Ich führte ein sehr behagliches Leben. Wenn ich nicht mehr arbeiten mochte, so spazierte ich mit Pater Heinrich in der Umgegend umher.

Ich reiste nun von dort nach Böhmen. In Wittingau wartete ich die Post ab; sie war besetzt und ich mußte anderthalb Tage dort bleiben. In dem Fürstl. Schwarzenbergschen Archive, welches mir der Archivar Häusler zeigte, fand ich ein Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert. Leider war ich zu unruhig, ich nahm mir keine Zeit, etwas daraus aufzuzeichnen.

Mit Hauderern erreichte ich endlich den 10. Sept. Prag. Den folgenden Tag besuchte ich Hanka auf dem Hradschin. Er führte mich in die Bibliothek des böhmischen Museums und ich sah mehrere böhmische Handschriften, auch die Glossæ Salomonis.

Mit Mühe und Noth erlangte ich einen Wagen, der mich bis Landeshut brachte. Von dort fuhr ich mit der Post weiter und kam den 14. September in Breslau an.

Mit meiner litterarischen Ausbeute war ich sehr zufrieden, und auch noch in anderer Hinsicht konnte ich es sein: ich hatte wieder ein gut Stück Deutschlands kennen gelernt und die Deutsch-Österreicher lieb gewonnen. Leider blieb es mir ein trauriger und entsetzlicher Gedanke, daß ein so herrliches Volk nun schon seit Jahrhunderten unter politischem und religiösem Drucke leben mußte. So gutmüthig und gemüthlich mir die Leute erschienen, so ließ sich doch bald wahrnehmen, daß jeder einzelne mehr oder weniger durch die Polizeiwirthschaft und das Spionierwesen verdummt und entsittlicht war und daß auch in den besten ein großer Hang zum Sinnlichen vorherrschte. Eben weil nur in sinnlichen Genüssen Freiheit gestattet wurde, darum ergab sich ihnen Vornehm und Gering, und die Künste und Gewerbe kannten kein anderes Ziel, als dem Volke diese Genüsse zu verschaffen, zu erleichtern und zu erhöhen. Das Volk kannte keine geistigen Genüsse und sollte auch keine kennen lernen. Die Regierung suchte es durch Censur und Bücherverbote, schlechtes Schulwesen davor zu bewahren. Daß es noch irgend einen gescheidten Mann in Österreich gab, war zu verwundern. Wenn ich die schönen Gegenden, dies wirklich gesegnete Land betrachtete, wurde ich wehmüthig gestimmt und doch auch wieder empört über die Habsburgische Hauspolitik, daß ich in demselben Augenblicke, wenn ich versetzt worden wäre in die wüsteste Gegend der Mark Brandenburg, einen schwarzweiß angestrichenen Wegweiser hätte umarmen können wie einen Boten des Himmels.

Bei aller Lustigkeit des Volks im Prater, am Annerltage in der Brigittenau, in den vielen Vergnügungsörtern um Wien herum kam einem immer das Gefühl als ob das nur die Lustigkeit des Blödsinns oder der Verzweiflung war, und damals war noch Wien etwas das alte Wien.

Die Regierung hatte den geistigen Erzeugnissen gegenüber nicht das mindeste Schamgefühl, sie trieb ihr Censorgeschäft mit beharrlicher Frechheit fort, und ließ sich nicht irren, wenn sie auch täglich, ja stündlich sich lächerlich machte. Die Gelehrten und Künstler fanden nur Gnade, wenn sie sich hielten auf der k. k. wagerechten Fläche (niveau).

Dennoch suchte sich die Regierung das Ansehn zu geben, als ob sie Künste und Wissenschaften eifrig unterstützte, beförderte und pflegte, und die Augsb. Allg. Zeitung, die bausbackige k. k. Heroldin, mußte dann das Geringe als etwas Großes ausposaunen.

Zuweilen schien es dann wol, als ob eine neue Bahn eingeschlagen werden sollte. Die Wiener Jahrbücher der Litteratur, die seit 1818 herauskamen, ließen eine Zeit lang das Beste hoffen. Die Censur wirthschaftete aber bald dermaßen darin, daß die meisten Mitarbeiter es satt bekamen und sich zurückzogen.

Zuweilen unterstützten dann die Censur noch andere Mächte, wie das bei der vortrefflichen Recension Jacob Grimm's*) von Bruder Berthold's Predigten, herausgegeben von Kling, der Fall war. Die Censur hatte sehr viel darin gestrichen. Die eine Hälfte war bereits gesetzt. Da kam der Leopoldstag. Die Druckerei feierte. Den Abend vorher verschloß der Setzer sein Manuscript sorgfältig in seinen Schrank. Als er am dritten Tage seine Arbeit fortsetzen wollte, hatten die Mäuse das ganze Manuscript aufgefressen. Ob Grimm von dieser neuen Art österreichischer Censur etwas erfuhr, weiß ich nicht;

---

*) Wiener Jahrbücher 32. Bd. (1825) S. 194—257.

daß er aber angegangen wurde, einen neuen Schluß zu liefern und auch lieferte, steht fest.

Schon wenige Tage nach meiner Rückkehr brach der Krieg zwischen mir und Wachler, dem Oberbibliothecar aus. Ich gab über die Zahl meiner Amtsstunden eine Erklärung ab. Wachler nahm darüber ein Protocoll auf. Sie lautete: 'Ich erkläre hiemit, daß ich Montag, Dinstag, Donnerstag und Freitag 3, Mittwoch und Sonnabend 5 Stunden der Königl. und Univ.-Bibliothek nur widmen kann.' Wachler fuhr dann fort: 'Auf die weiter vorgelegte Frage, wie sich diese Erklärung mit der unter dem 18. März 1823 vom Curatorio aufgestellten Forderung (welche jedoch der Oberbibliothecar selbst für zu hart und unausführbar hält und daher unbedenklich ermäßigt hat) täglich 7 Stunden zu arbeiten, vereinbaren lasse, erklärte derselbe weiter: daß diese 7 Stunden nur eine willkürliche Bestimmung des Hrn. Geh. Raths Neumann seien, daß er (Dr. Hoffmann) auch $1\frac{1}{2}$ Jahr diese Bestimmung beobachtet habe, seitdem er aber zum wirklichen Custos ernannt worden sei, sich nicht mehr verpflichtet halte, dieser Bestimmung nachzukommen, indem diejenige, die in dem Bibliotheks-Reglement enthalten ist, ganz anders laute.'

Dies Protocoll wurde vom Oberbibliothecar an das Ministerium eingeschickt. Den 30. November jedoch beschwerte ich mich deshalb beim Ministerium. Da auch meine Wohnungsangelegenheit immer noch nicht in Ordnung war, so wendete ich mich zugleich in einem zweiten Schreiben ebendahin, bat um Erledigung, und sprach mich zu freimüthig über den Herrn Curator aus:

'Kaum war ich nach Breslau zurückgekehrt, so erfuhr ich

was ich eigentlich schon seit beinahe fünf Jahren weiß, daß nämlich der Herr GR. Neumann sich geflissentlich bemüht, alles Wohlwollen eines Hohen Ministerii gegen mich zu bedingen, ja geradezu zu schmälern, daß der Herr GR. Neumann sich allerlei erlaubt, um meine nicht eben glänzende Lage mir zu verbittern und die jedem selbstthätigen Manne nothwendige Ruhe zu zerstören, und darauf hinzuarbeiten scheint, daß ich meinen Abschied je eher je lieber nehme.' Und gegen den Schluß: 'Ich habe nur noch den unterthänigen innigen Wunsch hinzuzufügen, daß mich ein Hohes Ministerium hinfort gegen jede Willkürlichkeit, zumal aber die des Hrn. GR. Neumann sicher stellen wolle, damit ich meine Ruhe und meinen Frieden zu edleren Gegenständen verwenden kann als solchen Beschwerden, die mir in der Seele zuwider sind und wovon sich nie in dem Archive eines Hohen Ministerii eine Zeile vorfände, wenn ich nicht gleichsam dazu gezwungen wäre.'

Das Ministerium ließ auf die Entscheidung warten, der Curator war aber so frei mir unter dem 14. December zu schreiben:

'Ich fordere Sie einstweilen hiemit amtlich auf, täglich 6 Arbeitsstunden den Bibliotheks-Geschäften pünktlich zu widmen.'

Der Amtsstunden wurden immer mehr. Ich hatte mich zu wöchentlich 22 bereit erklärt, das waren des Jahres mit Ausschluß der Sonn- und Festtage schon 1100. Wachler schien täglich 5 zu beantragen, also wöchentlich 30, das wären jährlich 1500 gewesen. Jetzt kam nun Neumann mit 6, wöchentlich 36, jährlich also 1800, und wenn er seine frühere Bestimmung festgehalten hätte mit den 7 täglichen Stunden, so hätte ich jährlich 2100 Stunden auf die Bibliothek verwenden müssen.

Ja, und unter dieser 7 war ursprünglich eine 8, wie sie noch ziemlich deutlich hervorschimmerte: täglich 8 Stunden, das wäre so recht nach dem Sinne des menschenfreundlichen Geheimen Raths gewesen — jährlich 2400 Amtsstunden!

So sehr mich diese Bibliothekshändel verstimmten, so fand ich doch Trost, Beruhigung und Erheiterung in meiner wissenschaftlichen und poetischen Beschäftigung, und nebenbei hatte ich immer Gelegenheit, mich gegen meine Freunde gehörig auszusprechen.

Der Williram war unterdessen erschienen:

Williram's Uebersetzung und Auslegung des Hohenliedes in doppelten Texten aus der Breslauer und Leidener Handschrift herausgegeben und mit einem vollständigen Wörterbuche versehen von Dr. H. Hoffmann. Hiebei ein Facsimile der Bresl. Hs. Breslau 1827. Grass, Barth u. C. 8⁰.

Was Lachmann gewünscht hatte, was Andere jetzt vielleicht noch vermissen: die lateinische poetische Paraphrase, die wichtigsten Lesarten anderer Handschriften u. dgl., wollte ich später liefern. Ich kam nicht dazu. Damals konnte und mochte ich es nicht. Mit Recht schloß ich den 18. Oct. 27 meine Vorrede: 'Doch kann dies Alles erst dann geschehen, wenn meine äußere Ruhe nicht so befehdet mehr ist, wie eben jetzt und leider! wol noch längere Zeit.'

Die Zwecklose Gesellschaft bestand nun schon seit Jahr und Tag und hatte eben so viel Aufmerksamkeit und Beifall als Neid und Haß sich erworben. Wir hatten uns schon lange vorgenommen, unsere einzelnen Geburtstags-Bogen als ein besonderes Büchlein erscheinen zu lassen. Jetzt führten wir dies Vornehmen aus. Ende des Jahrs erschien das erste Heft als 'Societäts-Schriften I.' unter dem Titel:

Zweckloses Leben und Treiben,
Wer's nicht lesen will, läßt es bleiben.
Das ist:

Vernünftige Gedanken

in
Geburtstags-Glückwünschen
der
Zwecklosen Gesellschaft
zu
Breslau.
Der zweckvollen Welt
zum ersten Mal
an's Licht gestellt.

Breslau, 1828.
Verlag von J. D. Grüson und Comp.
☞ Liber rarus.

Auf dem Umschlage noch die Bemerkung:

☞ Aufgeschnittene Exemplare werden mit Vergnügen zurückgenommen.

Wir hatten nicht auf den Beifall der Kritik gerechnet; wir wußten, daß viel Ärgerliches, Wunderliches, viel uns nur Verständliches darin war. Wir wollten uns und unsere Freunde ergötzen, und unsere Feinde nebenbei ein bischen ärgern, und das hatten wir vollständig erreicht. Wie das aber bei solchen Dingen geht — uns wurden Anspielungen und Sticheleien auf Persönlichkeiten schuldgegeben, an die wir nie gedacht hatten; Mancher, den wir nur dem Namen nach kannten, fühlte sich beleidigt und schimpfte weidlich auf die Zwecklosen.

Unsere Societätsschriften waren am Ende weniger der Gegenstand des Ärgers. Seit man wußte, daß der eigentliche

Heerd der Bestrebungen für den Künstlerverein und den Kunstverein in unserer Gesellschaft war, galt diese nun für den Störenfried des bisherigen ruhigen, unangefochtenen Treibens der Kunstsection der vaterländischen Gesellschaft und aller philisterhaften Gemüthlichkeit.

Eine unüberlegte Äußerung des Prof. Büsching in den Schles. Provinzialblättern gab Veranlassung, daß wir in den Zeitungen gegen ihn zu Felde zogen für den beleidigten Künstlerverein.

Büsching hätte gern einen Injurienprozeß gegen mich anhängig gemacht, fand es aber schließlich doch gerathener sich zu beruhigen.

Daß ich in einem öffentlichen Breslauer Blatte einen öffentlichen ordentlichen Professor angegriffen hatte, einen Mann, der Gesellschaften mitmachte und gab, mit Geheimen und Commerzräthen seine Partie spielte und unter den Philistern für einen großen Gelehrten, tüchtigen Kunst- und Alterthumskenner galt — das wurde mir nicht verziehen und mußte gerächt werden. Da man mir nicht anders beikommen konnte als in meinem Bibliotheksverhältnisse — denn das war und blieb meine Achilles-Ferse —, so ergab sich dazu schon in den nächsten Tagen die schönste Gelegenheit.

Den 2. Januar 1828 antwortete ich dem Herrn Curator auf sein Schreiben vom 14. Dec. v. J. unter anderem: ‘Wenn übrigens Ew. Hochwohlg. auf eine Undankbarkeit meiner Seits hindeuten, so erkläre ich Ew. Hochw. hiemit, daß ich mich gegen Ew. Hochw. nicht im Mindesten auch nur **für das Geringste** zur Dankbarkeit verpflichtet fühle, indem Ew. Hochw. vom Anfange meines Hierseins an, also von Ostern 1823 bis jetzt

1828 nur darauf bedacht gewesen sind, mir in meinen ökonomischen Verhältnissen zu schaden und mein Leben zu verbittern, wozu ich bereits die actenmäßigen Belege an ein Hohes Ministerium eingesendet habe. — Übrigens steht es auch Ew. Hochw. frei, dies Schreiben an ein Hohes Ministerium einzusenden, und es wird mir sogar sehr angenehm sein, wenn Ew. Hochw. es mit allen den Sachen gegen mich, die Ew. Hochw. schon lange in Bereitschaft liegen haben, sobald als möglich einsenden, damit ein Hohes Ministerium auch von Ew. Hochw. Seite endlich sieht, auf welche Weise ich hier behandelt werde'.

Ein Mann von noch geringerer geistiger Begabung als der Herr Geh. Rath Neumann hätte auf den ersten Blick merken müssen, daß ich unter dem vielen Hochwohlg. nur meine viele tiefe Verachtung verbarg. Er wird es denn auch wol gemerkt haben, da mein Schluß ihm keinen weiteren Zweifel übrig lassen konnte: 'Ew. Hochw. ersterbe ich in tiefster Hochachtung und Verehrung unterthänigster Diener'.

Ende Januars sendete mir das Ministerium meine Eingabe zurück und ertheilte mir einen tüchtigen Verweis:*)

'Die Fassung Ihrer Vorstellung ist eben so anmaßend wie subordinationswidrig, so daß solche nur ein mißfälliges Befremden hat erwecken können und das Ministerium Sie warnen muß, bei Vermeidung empfindlicherer Maßregeln für die Folge in Ihren amtlichen Vorstellungen die Rücksichten nicht zu vergessen, welche Sie den Ihnen vorgesetzten Behörden und Personen unter allen Umständen schuldig sind'.

*) Das Schreiben ist vom 12. Januar, ich erhielt es erst den 29., es scheint also doch nicht sofort die genehmigende Unterschrift des Ministers erhalten zu haben.

'Es müßte für Sie die unangenehmsten Folgen haben, wenn Ihre Vorstellungen wie es der Dienstgang erfordert, Ihren Vorgesetzten mitgetheilt würden. Ein solcher anmaßender und subordinationswidriger Ton ist nicht nur straffällig, sondern überhaupt der Würde gebildeter Männer nicht angemessen. Die natürliche Folge von solcher Verletzung der Sitte und des Anstandes ist Erbitterung, wodurch jedes Verhältniß aufgelöst werden muß. Das Ministerium glaubt annehmen zu dürfen, daß Ihr Benehmen bloß eine Folge der Unbekanntschaft mit dem Geschäftsgange ist, da Sie selbst die Nothwendigkeit eines guten Vernehmens des Personals einer Anstalt, wie die Bibliothek und wohl auch die Universität, in Ihren Vorstellungen anerkennen.'

Ich hätte viel darauf entgegnen können, namentlich über das 'was der Würde gebildeter Männer nicht angemessen'. Ich wurde von den Herren wie ein Hausknecht behandelt, von Wachler mündlich, von Neumann schriftlich. Doch was hätte mir ein fernerer Widerstand genützt? Ich durfte als der Untergebene den Oberen gegenüber nie Recht bekommen: das war damals der feststehende Regierungsgrundsatz.

Dennoch beruhigte ich mich noch nicht, ich schrieb an den GR. Johannes Schulze, der doch wahrscheinlich jenes Schreiben verfaßt hatte, und suchte so auf traulichem Wege zu erreichen, was mir auf amtlichem mißlungen war. Ich bemerkte in meinem langen Schreiben vom 28. Januar unter anderem:

'Ja, und was kann der Mensch nicht ertragen, wenn er nur Hoffnung hat, sich um etwas seinem Ziele zu nähern? Wo ist aber Hoffnung? Was bin ich? was habe ich jetzt? Ich bin nichts als ein Büchertitel-Schreiber Jahr ein Jahr aus, ein gemeiner Canzellist, der auch so behandelt wird und sich

am Ende noch mehr gefallen lassen soll; ich habe ferner nichts, weil mir alle Aussicht für die Zukunft fehlt, die Aussicht, auch nur ein Glück im gewöhnlichen Sinne des Worts zu erlangen.' Ferner:

'Ich kann unmöglich in dieser Lage länger bleiben, wenn ich nicht die feste Zusicherung einer besseren Stellung erhalte. Soll ich einmal untergehen, so will ich wenigstens auf eine mir genügendere, interessantere Art untergehen; kann ich fliegen, warum soll ich wie der Vogel an der Leimruthe flattern und zappeln? Um Geld ist mir's im Leben nie zu thun gewesen; Geld ist immer das letzte, was ich gewollt, aber einen Wirkungskreis als Bibliothecar, wofür ich mich einmal gebildet, wofür ich Geschick gezeigt und Erfahrung genug erworben habe; nicht dies ewige Einerlei höchst untergeordneter, durchaus geisttödtender, körperlich erschlaffender Arbeiten — und dann nur so viel Zeit und äußere Ruhe, daß ich die Arbeiten, wofür ich zwölf Jahre gesammelt und aufgespeichert habe, vollenden kann ꝛc.'

Unter diesen ärgerlichen Bibliothekhändeln war ich fortwährend wissenschaftlich beschäftigt, ja, ich machte sogar umfassende Vorarbeiten zu einer schlesischen Zeitschrift. Schon im October 1824 hatte ich ein ähnliches Unternehmen mit Dr. Pinzger ins Leben rufen wollen. Der Plan war entworfen und der Buchhändler Max schien dafür gewonnen zu sein, er ließ ohne unser Wissen und Willen eine Ankündigung drucken und erklärte hinterdrein, daß er 'nicht entschlossen war das Unternehmen zu wagen'. Die Bestimmung des 'Schlesischen Museums', wie wir unsere Zeitschrift nannten, sollte sein: 'Durch Mittheilungen aus Schlesiens Vorzeit und Gegenwart den Freunden vaterländischer Wissenschaft und Sitte einen Vereinigungspunkt dar-

zubieten und das Interesse an vaterländischen Gegenständen allgemein zu verbreiten und zu einem regeren Leben zu erwecken.'

Als mit Neujahr 1827 die schlesischen Provinzial-Blätter an Büsching übergegangen waren, machte uns Max den Antrag, ein ähnliches Blatt zu gründen. Ich theilte das Dr. Pinzger mit, der unterdessen College am Elisabethan geworden war. Er lehnte jede Betheiligung ab, da er mit Amts- und gelehrten Arbeiten bereits zu überhäuft sei. Allein hatte ich keine Lust zu einem so zeitraubenden und zerstreuenden Unternehmen.

Ende des Jahres 27 nahm ich jedoch den alten Plan wieder auf, einigte mich mit Graß, Barth u. C. und erließ schon den 17. December eine Ankündigung meiner 'Monatschrift von und für Schlesien.'

Meine Vorarbeiten waren noch nicht so weit gediehen, daß ich ohne Unterbrechung meine Zeitschrift hätte fortsetzen können, die ersten 3 oder 4 Hefte sollten wenigstens gesichert sein. Auf meine Mitarbeiter konnte ich mich wenig verlassen. Im Januar 27 hatte ich bereits ein Schema zu einem 'gelehrten Schlesien' drucken lassen. Von den vielen hundert versendeten Blättern kamen nur wenige, und auch diese oft ungenügend ausgefüllt zurück.

Da nun auch diese Mittheilungen, die ich für die Monatschrift verwenden wollte, so spärlich ausfielen, so fand ich es gerathener, die Monatschrift auf das Jahr 1829 zu vertagen.

Unsere 'Societätsschriften' lustwandelten unterdessen in der Welt umher. Hin und wieder fanden sie Beachtung. Wackernagel berichtete im Januar schon Folgendes darüber: 'Was die Leute dazu meinen? Lachmann war der Erste, dem ichs zeigte. Er lachte über Einiges, meinte aber doch: Hoffmann thut Unrecht sich auf so viel dgl. Sachen einzulassen. Meuse-

bach habe ich seitdem noch nicht gesprochen. Mein Bruder und Freunde jubeln; ich kann ihnen mancherley erklären. Leuten aber, die alle die Beziehungen nicht kennen, gefällt nicht Alles.'

Die Berliner Staffette von Julius Curtius 1828. Nr. 150. ließ sich also darüber vernehmen:

Die zwecklose Gesellschaft zu Breslau hat sich deswegen so genannt, weil sie keine von jenen Societäten für Sprache und für Kunst und für Litteratur und für wissenschaftliche oder unwissenschaftliche Kritik u. s. w. seyn will, die so zwecktoll und -voll sind, daß sie, ohne je das Geschütz anders zu richten, immer fort in einer und derselben Richtung Jahrzehende und ihr Leben lang schießen, aber nicht merken, daß die Kugel nichts mehr trifft, weil das Zweck, das Centrum der Zielscheibe schon längst durch- und ausgeschossen ist, jene Kugeln also nur in den hinten aufgeworfenen Sand fahren können, um darin zu verenden und matt zu verrauchen. Die zwecklose Gesellschaft dagegen mag ihr Societätsauge, ihr Seh- und ihr Schießrohr richten, wohin sie will, überall findet sie ihr und ihren Zweck. Sie lacht mit den Fröhlichen und ist ernst mit den Ernsten; sie kann in wohlgesetzter Prosa sitzen und gehn und läuft dann wieder auf so viel Versfüßen, als du nur verlangst; für zahmes Gethier hat sie ihre zahmen, für Wild wilde Xenien; jetzt rührt sie die Saiten und hebt eine schöne Weise; liebst du philosophische Wahrsagungen: sie auch; verlangst du artige Bilder: sie giebt sie. Kurz, hier hast du einen Pallast mit unzählichen Pforten: klopfe nur an: jede öffnet sich, jede führt zu neuen Schätzen, neuem Glanz, neuen Tönen.

Der 20. Mai rückte heran und nahm meine Thätigkeit sehr in Anspruch. Es war der Geburtstag Albrecht Dürer's und zugleich der Stiftungstag unseres Künstlervereins. Er

wurde diesmal vom Künstler- und Kunstvereine zugleich gefeiert. Der Gefreiersche Saal war schön geschmückt: den beiden Tafeln gegenüber war Dürer's Bild aufgestellt, lebensgroß, mit Siegert's Hülfe von Herrmann gezeichnet, an der einen Wand hing Dürer's Bildniß, ein Basrelief von Mächtig nach Dürer's von ihm selbst gemaltem, in Wien befindlichem Bilde. Es hatten sich einige hundert Mitglieder beider Vereine nebst einigen Ehrengästen eingefunden. Ich eröffnete das Fest mit einer Rede. Nach den Worten: 'Dann hat der heutige Tag seine Bedeutung, dann dürfen wir singen —' fielen das Orchester und die Sänger ein mit einer vom Capellmeister Schnabel componierten, von mir gedichteten Cantate, nach deren wahrhaft begeisterndem Schluß lauter Beifall ertönte. Es war ein schönes, glänzendes Fest, das dem Vereine die Achtung und Liebe vieler befestigte, noch mehrerer erwarb. Mit Recht konnte der Berichterstatter der Breslauer Zeitung seinen Bericht schließen: 'Reine Freude an einer wahrhaft guten und förderungswerthen und in ihrem Beginn schon so höchst erfreulich geförderten Sache, einiger, wohlmeinender und lebendiger Sinn und zweckmäßige Anordnung machten das Fest zu einem ganz ausgezeichnet frohen und belebten, anregenden und hoffnungsreichen. Möge es oft und nach immer günstigeren Erfolgen wiederkehren! Und das wird nicht fehlen, wenn in Erfüllung geht, was der Toastsprecher dem Verein aussprach:

Es halte fein
Auf Kunst und Eintracht der Künstlerverein.
Wer Künstler hier heißet, der streb' es zu sein,
Dann hemmt keine Mißgunst das heitre Gedeihn.
So sterbe der Schein,
Es lebe das Sein,
Und blühend und wachsend der Künstlerverein!'

Die Cantate lautet:*)

Der Frühling kommt, der Frühling kommt
In alle deutsche Lande,
Er sprengt des Winters eisige Fesseln
Und schreitet frei und wohlgemuth einher
In eigener Würde, eigener Kraft.
Wo nur sein Odem weht,
Da streckt der Baum hoffend seine Händ' empor,
Da schaut die Blume zuversichtlich gen Himmel auf,
Schmetterlinge gaukeln wie Liebesträume,
Vögel singen wie Sehnsuchtsseufzer,
Johanniswürmchen weben wie leuchtende Gedanken.
Die alte Welt, sie ist nicht mehr!
Und eine neue hat uns Gott geschenkt.

Ein solcher Frühling warst auch Du,
Du großer Meister!
Auf jedes Feld der Kunst gingst
Sicheren Schrittes Du, selbstständig,
Frei von fremdem Regelzwange,
Und säetest Deines Geistes geheimste Gedanken,
Deines Herzens tiefsten, wonnigsten Träume,
Wie der Sämann freudig seinen Samen,
Freudig wie der Sämann, voll Zuversicht
Auf Gott, der auch mit Dir war!
Und Blumen, die schönsten, sproßten auf und blühten. —
Da stehn sie nun und blühn Jahrhunderte
Unverwelklich in ewiger Pracht,
Den Fremden zur Bewunderung,
Zu Ruhm und Ehre dem Vaterlande,
Dem Vaterlande zur Freude.

O sei auch uns ein Frühling!
Leit' uns aus des Winters Dürftigkeit
In Deine reiche, herrliche Welt!
Laß uns nicht suchen fern in der Fremde,

*) Sie wurde nachträglich in der Breslauer Zeitung 1828. Nr. 124. nebst meiner Rede mitgetheilt.

Sklaven unerquicklicher Nachahmung,
Götzendiener des Alterthums,
Was Du auf heimischem Boden gefunden
Frei und edel, mit deutscher Beharrlichkeit!
Laß Deine Blüthen unsere Hoffnungen sein,
Auf diesem Boden, hier, hier, wo Du gewandelt!
Stärke den Glauben an eigenes Schaffen in uns!
In uns belebe den Trieb nach Vollendung!
Heilige Du unser ganzes Streben,
Unser ganzes Wollen und Thun!
Deiner würdiger singen wir dann,
Freuen uns, jubeln, singen fröhlicher:
Der Frühling kommt, der Frühling kommt
In alle deutsche Lande!
Zu uns auch kommt der Frühling!
Heute feiern wir, heute
Albrecht Dürers Geburtstag!

Die Composition war meisterhaft. Die Partitur und die ausgeschriebenen Stimmen verehrte der alte liebenswürdige Meister*) dem Vereine. Dieser wollte sich erkenntlich erweisen und beschloß, Schnabel's Büste durch Mächtig anfertigen zu lassen und aufzustellen. Ich war beauftragt, diesen Beschluß des Vereines nebst unserm innigen Danke Schnabel mitzutheilen. Er hörte sich Alles ruhig an, als ich aber das Wort: in Erz gegossen, aussprach, da lächelte er: ‘Ach nein! das verdiene ich nicht!’ und lehnte Alles ab. Ich wiederholte jedoch in späterer Zeit noch mehrmals meine Bitte, bis er mir denn endlich versprach, er würde eines Nachmittags sich bei Mächtig einfinden. Dieser hatte Alles vorbereitet, auch Kaffee und Streuselkuchen besorgt. Schnabel erschien, ahndete aber gar nicht, daß er

*) Joseph Ignaz Schnabel, zu Naumburg in Schlesien 24. Mai 1767 geboren, war seit 1805 Dom-Capellmeister und starb 16. Juni 1831.

sitzen sollte; er entschuldigte sich, er habe schon Kaffee getrunken und müsse jetzt zu einer Musikprobe. Wir sahen uns erstaunt an und überzeugten uns, daß wir den bescheidenen Mann nie dazu bringen würden, zu seiner Büste zu sitzen. Mir that das für beide Künstler leid und auch für den Verein.

Von unserem Feste wurde noch lange gesprochen. Eines Vorfalls muß ich noch gedenken, der bald die Runde machte und wenigstens heimlich, sich eines großen Beifalls zu erfreuen hatte. Se. Excellenz der Herr von Merckel war als Oberpräsident der Provinz eingeladen, nicht als Beförderer der Künste, denn in letzterer Eigenschaft hatten wir bisher nichts von ihm verspürt. Wir wußten nur, daß er in seiner Jugend Verse gemacht — aber welcher junge Schlesier von Bildung hätte das nicht? Er war eine durchaus prosaische Natur, für die eine gute Verwaltung als Endziel alles irdischen Lebens und Strebens galt.

Zwei ältere Herren vom Vorstande hatten ihn im Namen des Vereins eingeladen und ausdrücklich bemerkt, daß um 1 Uhr das Fest seinen Anfang nähme. Es war längst 1 Uhr. Se. Excellenz kam nicht. Wir warteten ehrfurchtsvoll. Nach einer halben Stunde etwa wurden die Sänger und Musiker ungeduldig. Letztere, die für uns umsonst spielten, mußten um 2 Uhr als Brotkünstler schon wieder bei einem Leichenbegängniß spielen: 'Jesus meine Zuversicht'. Ich war in größter Verlegenheit. Es blieb mir nichts übrig, ich mußte beginnen. Mitten in der Cantate kommt Excellenz vorgefahren. Es ist niemand da, ihn zu empfangen: die beiden Herren vom Künstlerverein, die ihn erwarten sollten, sind hinauf gegangen, um auch etwas von der Musik zu hören. Excellenz läßt umwenden und fährt nach Hause. Bei vielen hochgestellten Leuten galt es

damals noch für vornehm, immer zu spät zu kommen. Ich erinnere mich, daß wir einmal beim Stiftungsfeste der vaterländischen Gesellschaft über eine Stunde auf Se. Excellenz warten mußten, ehe wir für unsern Thaler zum Essen kamen.

Den 10. Juni sendete ich dem Minister von Altenstein meine Gedichte, die beim Stiftungsfeste des Künstlervereins vertheilt und gesungen wurden. Er schrieb darüber dem Oberpostdirector Schwürz: 'Herzlichst danke ich Ihnen mein Werthester für die freundlichen Zeilen vom 10ten d. M. mit welchen Sie die Übersendung des Schreibens von Herrn Dr. Hoffmann begleitet und mir einige seiner Arbeiten mitgetheilt haben. Ich freue mich der frischen Lebenskraft in dessen Gedichten, und seines Wirkens für Kunst. Ich hoffe ihn für Breslau zu erhalten. Er wird sich immer mehr in sein Verhältniß finden und ich werde endlich doch auch seine allerdings nicht glänzende Lage etwas verbessern können. Nur ist zu wünschen, daß er sich in einer bedeutenden Arbeit so auszeichnet, daß seine Verdienste auch ganz allgemein anerkannt werden.'

Also sich auszeichnen! Das war auch das ewige Lied des GR. Schulze: 'Er muß sich auszeichnen, muß sich auszeichnen!' Wie ist das möglich, wenn einem täglich die schönste Zeit und die beste Kraft vorweggenommen und obendrein noch alle Lust zum Arbeiten vergällt wird? Haben doch auch Andere darüber schon genug geklagt, Andere selbst in einer besseren, freieren Bibliotheksstellung. Johannes v. Müller schreibt an v. Dohm (Mainz 29. Aug. 1786):*) '— auch der Zeitmangel, die Besorgung der Bibliothek kostet mir täglich die besten fünf

*) Werke 16, 260, 261.

Stunden, die Blüthe der Kraft. — Es giebt aber todte Geschäfte, welche den Geist endlich auch tödten.'

Von so etwas hatte das Hohe Ministerium keine Ahndung, es überließ mich sogar noch der Willkür zweier Leute, die weiter keinen Zweck hatten, als täglich zu zeigen, daß sie meine Vorgesetzten wären und mit mir machen könnten was sie wollten.

Schon im vorigen Herbste hatte der Druck der Fundgruben begonnen. Er schritt langsam voran, der Satz war schwierig, die Correctur machte mir viel zu schaffen, die Vollendung der einzelnen Abschnitte erforderte die größte Sorgfalt und viel Zeit.

Mit dem Sich auszeichnen ging es also so schnell nicht.

Tröstlich war es allerdings für mich, daß ich mich des Wohlwollens des Ministers versichert halten durfte. Auch mein Bruder meldete mir: 'Der Minister hat sich vortheilhaft über Dich geäußert. Er wird Dich gewiß nicht sinken lassen; wenn Du nur etwas schreiben wolltest, hat er geäußert, damit er desto eher Gelegenheit hätte, sich Deiner anzunehmen. Beharre deshalb ruhig auf Deinem Posten und suche durch nichts Deine Vorgesetzten zu reizen, dann wird am Ende doch Alles gut werden.'

Um diese Zeit begannen meine Bibliothekhändel von neuem. Zuerst war es meine Wohnungsangelegenheit. Ich sollte die Wohnung durchaus nicht aftervermiethen, sondern selbst hineinziehen. Ich hatte nie auf ebener Erde gewohnt und nie ohne Aussicht, ich konnte den Straßenlärm und das ewige Wagengefahre nicht vertragen, und sollte nun meine helle stille Wohnung mit einer geräuschvollen und aussichtslosen vertauschen. Ich erklärte also dem Oberbibliothecar, daß ich nicht hineinziehen

würde, von meinen 420 Thalern könnte ich keinen eigenen Dienstboten erhalten, und rechnete ihm vor, daß so einer an Lohn, Wochengeld, Jahrmarkts- und Weihnachtsgeschenken und Lohnbette 132 ℛ 25 Sgr. kostete und für mich dann nur noch 287 ℛ 5 Sgr. übrigblieben.

Auch die Amtsstundenfrage war noch immer nicht erledigt. Wachler hatte sich deshalb auf eine des großen Litterarhistorikers recht würdige Weise an den Minister gewendet und für Mittwoch und Samstag je 6 Stunden, für die übrigen Tage je 4 beantragt: 'Es sind dies wöchentlich 28 öffentliche Arbeitsstunden, welche gar keine Kopfanstrengung erfordern und die Rückkehr zu geistigen Arbeiten im häuslichen Leben eigentlich würzen. Wie ich glaube, hat sich daher Dr. H. über amtliche Beengung seiner Zeit nicht zu beschweren und er muß auch wirklich keinen Zeitmangel fühlen, da er sich freiwillig, ihm an sich fremdartigen Geschäften unterzieht, die ihm durchaus nichts einbringen, eher noch Kosten verursachen, wie bey dem Antheile an dem Künstlervereine unleugbar der Fall ist; auch muß es ihm an Muße zu kleinen dichterischen Spielereyen, die eben so wenig eintragen und oft Auslagen verursachen, nicht fehlen. Da er auf der Bibliothek zwar genau und sorgfältig, aber äußerst langsam arbeitet, so kann, wenn die Arbeit einigen sichtbaren Fortgang haben soll, von den ihr gewidmeten Stunden nichts abgedrungen werden. Zu eigentlich litterärischen Beschäftigungen, von welchen ihre Gediegenheit und Nutzbarkeit vorausgesetzt, einige Vermehrung seiner allerdings jetzt schwachen Geldeinnahmen erwartet werden kann, bleiben ihm 4 Tage wenigstens 9 Stunden und 2 Tage 7 Stunden täglich unbeeinträchtigt, in welchen viel beschafft werden kann.'

'Ich rechne auf Dr. H. Fügsamkeit und Gutmüthigkeit,

wenn ihm der Wahn einer ihm unziemlichen Autonomie in amtlichen Verhältnissen durch eine bündige Höchste Zurechtweisung benommen und er zur Erneuerung der vordem bewiesenen Liebe für seine dermalige Amtsthätigkeit ermuntert wird; um so mehr, da was er jetzt thut, ihm selbst in folgenden Jahren eine erwünschte Verminderung der täglichen Amtsarbeiten vorbereitet.'

Hohes Ministerium entschied natürlich bei allem Wohlwollen für mich doch wider mich. Den 1. August ward die von Wachler beantragte Stundenzahl mir kundgethan und ich schrieb nur darunter: 'Gelesen.' Das Einzige was ich vorläufig erreicht hatte war die Aftervermiethung meiner Amtswohnung.

Meinem Bruder schrieb ich die ganze Geschichte:

'Ich bearbeitete eben damals die Kriegswissenschaft (Militaria); Unterholzner, der sich sonst gar nicht bei mir blicken ließ, war (und gewiß absichtlich) eben bei mir. Ich zeigte ihm den Wisch wie ich das Schreiben hieß und schimpfte mit einer solchen Wuth, daß er ganz verlegen ward. 'Ach, sagte er, das ist ja nur vom Neumann; aber ich kann es nicht billigen, daß Sie nur Ruhe in der Welt haben wollen.' Ich aber erwiederte: Hätte ich vor sieben Jahren so etwas ahnden können, so würde ich gesagt haben: Hole doch alle Bibliotheken der Teufel dreitausendmal! Er aber verschwand und begab sich zum Wachler. Am andern Morgen übergab ihm unser Canzlist das Schreiben, er sah's kaum an und sagte: ad acta. Ich aber gehe und komme nach wie vor und lasse mir auch vom Ministerium keine willkürliche Zulage an Stunden gefallen, und, da man mir 40 ₰ abgeknapst, erst eben gar nicht, oder — das Reglement, worauf ich bei meiner Anstellung angewiesen bin, muß umgeändert werden.'

Es ist eine kurzsichtige, lächerliche Ansicht, wenn man glaubt, durch eine Masse Amtsstunden am besten für die Verwaltung einer Bibliothek gesorgt zu haben. Einen gewöhnlichen Schreiber kann man 6—7 Stunden des Tags mit Abschreiben beschäftigen, sein Körper wird allerdings vom Sitzen ermüden, aber sonst wird er selbst bei dieser mechanischen Arbeit nicht weiter zu leiden haben und jeden Tag wieder dasselbe Geschäft wohlgemuth beginnen können. Der wirkliche Bibliotheksbeamte ist zwar meist nur ein Schreiber, aber ein wissenschaftlich gebildeter, ein Gelehrter, der im Besitze von sprachlichen, litterarhistorischen, bibliographischen, encyclopädischen Kenntnissen sein muß, der jeden Augenblick Anlaß haben kann, etwas der Art gebrauchen zu müssen, der immer sein Nachdenken und sein Gedächtniß anstrengen muß für die Anstalt und für jeden Benutzer, der durch mechanische Arbeiten und tausenderlei andere in Anspruch genommen wird, Arbeiten, die niemand bestimmen, niemand vorhersehen kann. Wenn man einem solchen tägliche 6—7 Arbeitsstunden auferlegt, so wird er bei aller Fähigkeit und Lust dermaßen abgestumpft, daß er in den sechs Stunden für die Bibliothek nicht zu leisten befähigt ist, was jemand bei frischen Kräften in einer Stunde leisten wird. Das Bibliothekswesen läßt sich nun einmal nicht wie ein gewöhnliches Staatsamt behandeln, es beruht dabei Alles auf der Fähigkeit und dem guten Willen des Einzelnen; es läßt sich nicht commandieren, daß einer in jedem Fache Bescheid wisse, jedes Buch gehörig einordne, jedes finden könne, jedermann gefällig sei, jedes litterarische Unternehmen unterstützen möge, den wissenschaftlichen Werth der Werke, ihre Preise und dgl. kenne.

Wachler hatte gar falsche Ansichten von dem was ich that und thun mußte, wenn er sagt, daß meine Amtsstunden mit

keiner Kopfanstrengung verbunden wären. Freilich, wenn man so schlechte Kataloge machen wollte, wie er selber einen über die Künste geliefert hat, von dem sein eigener Sohn sagte: ‘Damit kann sich mein Vater auspfeifen lassen’ — so darf man den Kopf nicht sehr anstrengen; auch dann nicht, wenn man bloß Titel abschreibt, oder aus einem Saale in den andern läuft, Bücher hin und her trägt, Bücher einstellt, Bücher in den Fächern aufsucht, in den Katalogen nachschlägt, Signaturen einschreibt und einklebt &c. Wer aber ordnet, jeden Schriftsteller nach dem Jahre wann er zuerst aufgetreten einreihen, die Namen, den wahren Namen, die erste Ausgabe u. s. w. ermitteln und nach dem Inhalte jedes Buch gehörig unterbringen soll — ich dächte, daß man dazu schon den Kopf brauchen muß.

Noch ehe der amtliche Bescheid mir über meine Amtsstunden geworden war, besuchte mich mein Bruder. Es war sehr ergötzlich, wie er eines Tages mit dem großen Schnellpostwagen bei meiner bescheidenen Wohnung angefahren kam.

Wir verlebten einige frohe Tage zusammen. Dann begleitete ich mit Dr. Runge ihn in das schlesische Gebirge. Ohne allen Plan reisten wir frisch darauf los und ich muß sagen, daß mir nicht leicht eine Reise so viel Genuß bereitet hat. Von Schmiedeberg aus bestiegen wir die Koppe. Ein Unwetter hüllte die Aussicht und uns in dicke nasse Nebel. So gingen wir weiter und gelangten bis zur Wiesenbaude. Hier übernachteten wir. Den anderen Morgen zogen wir weiter, den Kamm entlang bis Schreibershau. Den dritten Tag kehrten wir nach Schmiedeberg zurück. Hier trennten wir uns: mein Bruder ging nach Prag und wir suchten so schnell als möglich Breslau zu erreichen.

Mein Humor war noch nicht ertödtet: ich konnte sehr froh, mitunter ausgelassen lustig sein und lachte über die ernsten, würdevollen, nur Respect und Subordination verlangenden hochgelahrten Amtsphilister.

Der Wachler'schen Denunciation zum Trotz ließ ich schon wieder eine 'poetische Spielerei' drucken und zwar zum Besten des Dürerdenkmals:

Muckiade oder Herrn Mucks Sonnenfahrt und Tod. Nebst einem Anhange. Alles aus dem Archive der Zwecklosen Gesellschaft zu Breslau. Der Ertrag ist für das Dürerdenkmal zu Nürnberg. Breslau, 1828. Gedruckt und verlegt bei Graß, Barth und Comp. (Preis 10 Sgr.) 30 SS. 8⁰.

Wir nahmen 30 ℛ︎ dafür ein und schickten sie mit noch 30 ℛ︎ von Seiten des Künstlervereins nach Nürnberg.

Um dieselbe Zeit erschienen:

Jägerlieder mit Melodien. Herausgegeben von H. Hoffmann von Fallersleben. Breslau bei G. P. Aderholz 1828. 8⁰. nebst Melodieen .... gesammelt und zum Theil mit Hornbegleitung von A. Fuhrmann.

Unter diesen Liedern sind viele, die damals erst entstanden waren und zwar durch die Ausflüge der Kleinen Liedertafel.

Ich nahm jedesmal Theil daran. An einem schönen Sonntagsmorgen gingen wir mit unseren Liederbüchern unter die schattigen Bäume von Morgenau oder Alt-Scheitnig. Nach Art der Breslauer, wenn sie in die 'Gärte' gehen, kauften wir uns in der Stadt ein Loth gemalenen Kaffees und etwas Zucker, auch wol Semmel und Kuchen, gaben dann dem Wirthe den Kaffee, erhielten eine Marke mit einer Nummer und dann dagegen den Kaffee gekocht zurück mit einer Kanne Milch und bezahlten dafür eine Kleinigkeit. Nachdem wir im Freien gefrühstückt hatten, begann der Gesang. Obschon wir durchaus

nur für uns singen wollten, so fanden sich doch bald Spaziergänger ein und bildeten ein aufmerksames, dankbares Publicum. Die Stille des Morgens, der Gesang der Vögel, das duftige Grün, die frische erquickende Luft, die eigene und fremde Freude an unserem Gesange, alles das wirkte so belebend auf mein Gemüth, daß ich in Erinnerung alles dessen leicht den alten Liedern neue hinzufügen konnte, die dann wieder componiert und gesungen mir und den anderen neue Freude bereiteten.

Der Vorrath eigener Compositionen unserer Mitglieder hatte sich bereits sehr vermehrt. Durch meine Vermittelung war im vorigen Jahre bereits bei G. P. Aderholz ein Heft mit 6 vierstimmigen Gesängen erschienen unter dem Titel:

Die kleine Liedertafel zu Breslau. 1. Lieferung.

Es war doch unter uns ein frisches, selbständiges Streben, während die große Liedertafel unter Leitung des Musikdirectors Mosewius sich mit fremden Compositionen begnügte, und eigentlich nur ein Abklatsch der Zelter'schen Liedertafel war, deren beste Sachen sie sich angeeignet hatte und am meisten und liebsten sang. Da ich nicht wußte, was ich darin sollte, so schied ich wieder aus und verlor nichts dabei.

In unserer Zwecklosen Gesellschaft waren wir den Sommer über recht lustig und thätig gewesen. Wir hatten ein Diplom verfaßt. Ein großer Bogen enthält oberhalb eine Zeichnung von Bräuer, zehn kleine Bilder aus dem deutschen Volksleben, in der Mitte derselben den Platz für den Namen des Mitglieds. Alles dies ist lithographiert und rings herum mit allerlei gedruckten Sprüchen u. dgl. als Rahmen eingefaßt. Dieser Rahmen, künstlich gedruckt, wurde von mir und Runge geliefert. Am 1. October hatte der Polizeipräsident das Imprimatur ertheilt. Der Text lautet:

Erst Examen! und dann Amen! d. h. erst prüfe und dann sag ja. — Lerne nachdenken, dann kannst du weiter denken! — Sei kein Schlagbaum für das fortstrebende Genie, sondern sei ein Webebaum genialer Hirngespinste! — Steure dem gemeinen Sinn, und belebe den Gemeinsinn! — Sei keine Landstraße für Landstreicher, sondern eine Milchstraße für Gedankensonnen! — Laß deine Gedanken nicht gleichen dem Blitzstrahle, der blendet und zerstört, sondern dem Sonnenstrahle, der leuchtet und wohlthätig wirkt! — Gleiche nicht der gewöhnlichen Haut, die dich von der Welt abschließt, sondern gleiche der Netzhaut, die eine ganze Welt in dich hineinspiegelt! — Sei keine Vogelfeder, die saft- und kraftlos von unten wächst, sondern sei eine Uhrfeder, die mit dem großen Chronometer der Welt sympathisiert! — Beschreibe deine Bahn nicht wie ein Luftball, in unbestimmter Richtung vom Winde getrieben, sondern vollende sie sicheren Schrittes um einen erhabenen, glänzenden Mittelpunkt, wie der Erdball! — Sei kein Nachtschatten, der narkotische Vergiftungen bedingt, sondern sei ein Schlagschatten, der das Lichte noch mehr hervorhebt! — Sei keine Nadelspitze kleinlichen Krittelgeistes, sondern eine Bergspitze himmelanstrebender Ideen! — Dein Verstand sei eine Meßruthe für das Sinnlichwahrnehmbare am Menschen; dein Gemüth aber eine Wünschelruthe für das tiefvergrabene Edlere in demselben! — Gleiche nicht dem Alpe, der den Menschen niederdrückt, sondern der Alpe, die ihn dem Himmel näher rückt! — Sei kein Felleisen für allen möglichen gelehrten Plunder, sondern ein Magneteisen, das nur das Höherbegeistete (Magnetisierte) sich aneignet! — Sei kein Stammbaum für eingebildete Verdienste, sondern ein Erkenntnißbaum für wahre Vorzüge! — Miß nicht die Verdienste nach dem Verdienst! — Wolle nicht Alles, sondern nur

Eines! und das Eine sei nichts Gemeines, sondern was Edles, Schönes und Reines! — Sei ein Nachahmer, aber geschickt und eigenthümlich, wie der Frühling, der den Schneeball dem Winter aus der Hand nimmt und ihn als Blüthendolde an grünbelaubte Zweige hängt! — Sei stets ein guter Prosaiker, und doch nie prosaisch! — Hasse das Schale und wird's dir auch in einer Kristallschale geboten! — Welchen Zweig der Kunst und des Wissens du ergreifst, suche nur fein bald auf einen grünen Zweig zu kommen! — Lernest du nicht Häuser erbauen zum Nutzen der Menschen, so erbaue menschliche Herzen zur Ehre Gottes! — Suche nicht im Kunstleben die Lebenskunst und in der Tonwelt den Weltton! — Jedes Erlebniß sei kein Begebniß von einem fremden Streben, sondern ein Ergebniß von Erhebniß in deinem eigenen Leben! — Sei recht und schlecht, aber handle nur recht! — Laß ab von Sünden ist der beste Ablaß für Sünden! — Wende dich dem Bösen ab und dem Guten zu, aber zu keinem wende dich ab und zu! — Sei nicht ein Stammbaum voll von Zweigen mit edlen Ahnen, sondern ein Baumstamm voll von Zweigen mit edlen Früchten! — Du brauchst in keinem Stande zu sein, um Gutes zu thun; aber im Stande mußt du immer sein! — Dein Herz sei kein Glückshafen, an dem nur der Geldreiche Antheil hat, sondern ein Freihafen, wo Arm und Reich einlaufen kann! — Sei ein Hausvater dem kindlichen und ein Vaterhaus dem verirrten Gemüth! — Versink nicht in Kummer, sondern versenke ihn! — Sei kein physischer Hebel, der nur körperliche Lasten bewegt und fortschafft, sondern sei ein allemannischer Hebel, der das Gemüth von seinen Lasten und Beschwerden befreit! — Gleiche nicht dem Trauermantel, der nur an Vergänglichkeit erinnert, sondern dem Trauermantel, der uns als flatternde Frühlings-

blume zur Herbstzeit den Frühling erneut! — Sei kein Glücksjäger, der nicht sucht was er findet, und nicht findet was er sucht, sondern ein glücklicher Jäger, der da findet was er sucht, und trifft was er gefunden hat! — Sei kein Wasserstoff, der leicht entzündlich selbst brennt, und so flüchtig ist, daß er als Luftball aufsteigt, sondern sei wie der Sauerstoff, der anderes entzündet und in Feuer und Flammen setzt! — Gleiche nicht dem Kalkstein, der erst der Hitze ausgesetzt werden muß, um Hitze zu entwickeln, sondern gleiche dem Flintenstein, der durch inneres Feuer Stahl zum Erglühen bringt! — Gleiche nicht den heuchlerischen Fensterscheiben, die im Winter an der äußeren kalten Seite glatt und spiegelblank erscheinen, an der innern warmen aber rauh und mit Eis bedeckt; sondern gleiche den Honigscheiben, die Fleiß und Ausdauer aus der Blüthenwelt zusammengetragen! — Gleiche nicht den Schuhsohlen, die man mit Füßen tritt, sondern gleiche den Salzsohlen, die Kochsalz, aber auch Bittersalz enthalten! — Das Blau deines Auges gleiche nicht dem gefährlichen Bergblau, sondern dem unschuldigen Himmelblau! — Sei kein Lebemann, sondern ein Strebemann! — Gleiche nicht den Tannen, die, wenn sie den Wipfelschoß verloren haben, verkrüppeln, sondern gleiche der Eiche, die einen neuen treibt, und ungehindert vorwärts wächst! — In gleichgültigen Dingen sei ein Mitlauter, aber in wichtigen Angelegenheiten ein Selbstlauter, d. h. lauter Selbst! — Handle nach eigenem Sinne, aber sei nie eigensinnig! — Sei keine Nachthaube, sondern eine Pickelhaube, die die Schläge des Schicksals standhaft auffängt und abhält! — Willst du einmal faul sein, so sei lieber ein Faulbaum als ein fauler Baum! — Trage nicht nach, wie ein falscher Mensch, der das verziehene Böse nicht vergessen kann, und immer zur Rache geneigt und

bereit ist, sondern trag nach wie ein guter Schriftsteller der sein Werk und sich selbst durch die Erfahrungen und Berichtigungen anderer vervollkommnet! — Trage nicht auf beiden Achseln, ausgenommen dein Unglück, damit es dich weniger drücke! — Hilf jedem auf die Beine, aber mach ihm keine Beine! gieb niemandem was auf den Fuß, sondern unter den Fuß! stelle niemandem ein Bein, sondern greif ihn unter die Arme! drücke jedem die Hand, aber krümme niemandem einen Finger! halte jedem den Daumen, nur nicht auf's Auge! — Besser: glückauf! als: auf Glück! — Kannst du nicht ländlich sein, so sei ländisch, aber dann nur vaterländisch! — Sei ein spanisch Rohr für die Gemeinheit, die sich aufdringt, aber ein Fernrohr für Größen, die sich in bescheidener Ferne halten! — Sei kein Knotenstock, andre zu züchtigen, sondern ein Weinstock, andre zu erfreuen! — Willst du was sein, sei niemals halb, auch nicht einmal meinethalb! — Gebiete der Leiden- und gehorche der Wissenschaft! — Gleiche nicht den Seifenblasen, die mit farbigem Prunk umherfliegen, und verdorbene Luft enthalten, sondern gleiche den Schweinsblasen, die den Wein dadurch veredeln und verstärken, daß sie das Wäßrige abscheiden und verflüchtigen! — Sei ein Besenreis dem Ungeschliffenen, und ein Milchreis dem Hungrigen! — In manchem Falle ist man schlimm daran, aber in jeder Falle doch am schlimmsten. — Maulsperre ist schlimmer als Thorsperre, aber die schlimmste Sperre ist der Sparren, er ist Gedankensperre. — Führe den Pinsel, aber sei keiner! — Führe den Grabstichel, aber stichle nicht! — Renne über den Schlendrian, aber renn' ihn nicht über; denn der Schlendrian ist ein Grobian! — Auf deiner Lebensstraße führe kein Straßenleben! — Sei kein Flügel, der vom Thiere bewegt, klanglos die Luft zerschlägt, sondern ein

Flügel, der vom Menschen betastet, ihn seiner Sorgen entlastet! — Gleiche nicht den Hasenfüßen, die der Furchtsamkeit dienen; sondern gleiche den Teleskopenfüßen, die das Auge in die unermeßlichen Räume der Welten tragen! — Des Guten gedenken, ist das beste Denken, und das beste Schenken bleibt immer noch das Einschenken. — Beiß dich durch, aber verbeiß dich nicht! — Zeige dich niemals als Wiederschall deiner Leidenschaften, sondern immer als General-Feldmarschall derselben! — Sei ein Schalk, aber nicht ein Erzschalk, sondern ein Gottschalk! — Dichte was du willst! nur laß deine Liebeslieder immer liebe Lieder sein, und deine Lehrgedichte niemals leere Gedichte! Jedes Klagelied von dir sei kein klägliches Lied und bringe dir Klageleid; und durch dein Ehrengedicht werd' ein andrer geehrt und deine eigene Ehre gemehrt! Mach kein Klinggedicht, was nichts ist als Klingklang, und dein Sinngedicht sei allzeit ein sinniger Sang! Zum Dichten nimm dir Zeit und jede Zeit mach zur Dichtzeit, nur zur Gelegenheit sprich: ich habe nicht Zeit; sonst wird leicht dein Lied alle Tage ein Alltagslied und der schönsten Gabe Nießbrauch machst du zum Mißbrauch. Soll gelten deine Kunst, sing' auch nicht um Geld und Gunst! Eigner Werth wird stets geehrt, aus eignem Triebe kommt fremde Liebe. Dichte für jeden Stand, dichte für Stadt und Land, für Kind und Greis, Mann und Weib, für Edelmann, Bürger und Bauer, aber niemals Gassenhauer! Denn das Schönste kann werden allgemein, aber gemein darf es niemals sein. Sieh! aber wie? sieh dich vor, sieh dich um! übersieh, was häßlich ist und dumm! ersieh, was gerad' ist und krumm! sieh nach, ob's Tag ist und Licht! sieh ein, was dir fehlt und gebricht! und versieh dich nicht! sondern versieh deine Pflicht! sieh nieder voll Entsagung auf die Welt!

sieh empor voll Hoffnung zum Himmelszelt! sieh zu, wo du findest Ruh!

Das Jahr 1828, das bisher so reich an Ereignissen für mich gewesen war, brachte mir schließlich noch ein sehr erfreuliches.

Im October kam Wilhelm Wackernagel nach Breslau: 22 Jahr alt, jugendlich frisch und kräftig, voll Ehrgeiz und Unternehmungsgeist, sprachgewandt, poetisch productiv, kenntnißreich, gründlich und fleißig in seinen Studien.

Ich hatte ihn bereits im Sommer des vorigen Jahres kennen gelernt. Ich theilte ihm aus meiner Bruchstücksammlung Einiges mit, das er unter dem Titel Spiritalia theotisca (Vrat. 1827. 8^{0}.) herausgab. v. d. Hagen lieferte eine Beurtheilung in der Literarischen Beilage zu den schles. Provinzial-Blättern 11. Stück 1828 und beginnt also: 'Der Herausgeber dieser geistlichen Überbleibsel altdeutscher Zunge, welchen Breslau gegenwärtig zu seinen gelehrten Insassen zählt, hat dies Büchlein auf einer Durchreise nach Wilun, wo er das Archiv für den Grafen Raczynski zu untersuchen hatte, als Gastgeschenk zurückgelassen und daraus zugleich ein Angebinde für den warmen Freund und Kenner solcher Reliquien, den Hrn. Geheimrath von Meusebach in Berlin, gemacht. Es ist um so füglicher, den neuen Gast, der schon manches andere, größere und kleinere, dieser Art auf ähnliche Weise ans Licht gestellet hat, mit der Anzeige dieses Büchleins zu bewillkommnen, als dasselbe aus Pergamenten des Herrn Bibl. Custos Hoffmann herrührt, welcher bekanntlich mit dem Eifer eines Püterich von Reicherzhausen, wenn auch nicht Altdeutsche Codices, die seitdem seltener geworden, doch Bruchstücke davon sammelt.'

Seit unserer ersten Bekanntschaft lebte Wackernagel wieder

in Berlin und zwar in sehr drückenden Verhältnissen: er schrieb alte Handschriften ab für die kön. Bibliothek und Gelehrte, ertheilte Unterricht und konnte wenig zu eigenen Arbeiten gelangen. Nebenbei hatte er kein Glück und Uhland's schöne Romanze vom Unstern konnte er ganz gut auf sich anwenden. Im Herbst 27 wurde ihm ein Antrag vom Grafen Raczynski gemacht, bei seinem Bruder Geheimsecretär, und später Gouverneur von dessen Sohne zu werden, mit einem vorläufigen Jahrgehalte von 200 ₰ — die Sache zerschlug sich. Bald darauf wurde er Wilken empfohlen, dieser war auch geneigt ihn anzustellen, aber dabei blieb's. Wackernagel spricht sich über seine damalige Lage brieflich an mich (16. Sept. 27) also aus:

'Endlich zu Ostern kam ich hinter das Hinderniß. Der Bürgermeister von Bärensprung wollte mich bei der Gewerbeschule als Lehrer der deutschen Sprache in den obersten Classen anstellen (jetzt hat Heyse die Stelle), unterließ es aber, weil Hr. v. Kamptz mich ihm als einen in politischer Rücksicht verdächtigen und unsichern Menschen mißempfohlen hatte. Also hier lag es. Natürlich schickte ich gleich einen Purificationsbrief mit den spiritall. und dem Wessobr. Gebet an v. K., gieng zu ihm und ward, wie es dann Sitte ist, zu Gnaden und Gunst aufgenommen. Unterdessen war aber ein neuer Anstellungstermin vorübergegangen, und Wilken konnte nur, wiewol zuversichtlicher, vertröſten. Was konnte ich nun diese ganze Zeit ohne festes Einkommen thun? Um zu leben mußte ich wieder wie sonst auch jetzt abschreiben und immer abschreiben. Zum Arbeiten blieb keine Zeit. Und jetzt, da ich nichts der Art habe, leide ich auch wieder Noth, größere als seit langer Zeit. Was soll ich nun thun? Ehe ich nicht angestellt bin (hoffentlich geschiehts bald), kann ich an kein Dissertieren, Disputieren, Promovieren, Habilitieren denken, und wenn mir auf die Weise die ersehnte

Ruhestatt in Breslau entgeht, kann ich nur meine Armuth anklagen. Ja selbst, wäre ich nicht genöthigt alle Zeit dem leidigen und dürftigen Gelderwerbe zu geben, ich könnte doch vor kommendem Jahre nicht aus Berlin — ich muß vom September an wieder bei Nagler arbeiten. Eben die Sclaverey des Armen! Ich dächte, wenn man es so in ohnmächtiger Geduld mit ansehn muß, wie man aus Armuth ihretwegen immer tiefer in Armuth hinein geräth und das schönste Glück wie aus Verdammniß verliert, so ist das Grund genug um muthlos zu werden und auf Alles Verzicht zu leisten. Ich darf gar nicht mehr hoffen je aus der Tagelöhnerey heraus zu kommen. Ein andrer würde sich in andrer Geduld als in so verzweifelter darein ergeben; ich bin leider Gottes zu stolz und zu empfindlich. — Werden Sie, theuerster Freund, mich nun bedauern oder noch Vorwürfe machen? Ich weiß nicht, was aus mir werden soll, wenn diese stäte Noth nicht bald auf die eine oder andere Weise ein Ende nimmt.'

Das dauerte mich allerdings sehr. Ich hätte gerne geholfen und wußte nicht wie. Schon früher hatte ich Wackernagel dringend gebeten, sich in Breslau für deutsche Sprache und Litteratur zu habilitieren. Es schien aber, als ob er ganz muthlos geworden wäre. Im Februar 28 schrieb er jedoch: 'Ich hoffe, daß ich nach einiger Zeit wieder mit Freude an den schönen Plan wegen der Breslauer Professur (lieber Hoffmann, ich danke Ihnen unendlich für Ihren so theilnahmevollen, damahls auch erweckenden Brief) werde denken können.'

Runge war unterdessen in Berlin gewesen und hatte Wackernagel's Lage kennen gelernt und sich von seiner Neigung überzeugt, auf meinen Vorschlag einzugehen, also sich in Breslau zu habilitieren. Wir besprachen die Sache und einigten uns über den Kostenpunkt: ich versprach den Miethsbetrag meiner Amtswohnung als Unterstützung, das Übrige wollte Runge

tragen. So lud ich denn Wackernagel ein. Er nahm das Anerbieten an und kam im October herüber.

Schon zu Anfang Novembers war er Protocollant der Zwecklosen Gesellschaft und betheiligte sich an dem zweiten Jahrgange unserer Societätsschriften, die wir eben vom Stapel ließen. Zu Neujahr ward er Mitglied des Künstlervereins.

Mein Briefwechsel war seit meiner Wiener Reise sehr in Stocken gerathen. Was sollte ich auch den Verwandten und Freunden melden? Das Unerfreuliche, was sich täglich wiederholte, minderte sich nicht, wenn ich es anderen meldete. Überdem zwang mich schon das hohe Porto zur Mäßigung im Briefschreiben — Breslau war von der Welt fern, mit der ich eben briefwechseln mochte und mußte.

Auch Meusebach hatte fast ein ganzes Jahr warten müssen und sich gegen meinen Bruder sehr beklagt. Trotzdem schrieb er mir gegen Weihnachten sehr humoristisch und machte mich zu seinem Fischartritter: 'in der Anlage habe ich die Ehre Ihnen den Fischartorden zweyter Klasse zu ertheilen, er wird getragen wie jeder andere Ordensstern auf der Brust, aber nicht auf dem Rocke, sondern unter dem Rocke, verborgen wie das stille bescheidene Verdienst, für welches er verliehen wird, sich nun schon mehrere Jahre lang vor meinen Augen verborgen hat.' Eine lederne Brieftasche, worauf schön gepreßt das Bild Fischart's wie es in seinem Ehezuchtbüchlein zu finden, mit der Unterschrift:

HIER AVSSEN MENTZERS BILD, HIER INNEN
DES MENTZERS GEIST VND KLVGE SINNEN

Inwendig H. V. F. R. D. F. O. II. Kl.

Der schöne Orden war viele Jahre mein täglicher Be-

gleiter, im J. 1848 wurde er mir mit seinem werthvollen Inhalte in Berlin gestolen.

Nachträglich erfuhr ich noch Einiges in Bezug auf meine Bibliotheks-Angelegenheit. Meusebach bemerkte beiläufig:

'Denn für mich brauch' ich den HS. nicht mehr einzuladen — meine Frau ist ganz mit dem Hause zerfallen — nur wenn sie verreist ist, lasse ich ihm sagen, die Luft wäre rein, ich hätte einen frischen Braten und Sie wären werth Oberbibliothecar zu werden.'

Das war also die Einladung, von der mein Bruder schreibt: 'Meusebach hat mir während der Seinigen Abwesenheit das Vergnügen verschafft, mit Schulze eines Sonntags bei ihm zu speisen. Da ist denn viel über Deine Angelegenheiten gesprochen und zwar mit Würde*). — Schulze behauptete, Du wärest sehr grob gewesen, er hätte dagegen sehr glimpflich geantwortet; er allein würde Dich halten und Alles für Dich thun. Ich entgegnete ihm, daß Du nun schon 6 Jahre lang mit kärglichen 300 ₰ arbeiten müßtest, ferner keine Aussicht hättest, Bibliothecar zu werden, da nach den Statuten nur ein Professor diese Stelle bekleiden könne. Er in vollem Eifer entgegnete mir, daß er allein zeigen wollte, was ein Bibliothecar jetzt leisten müsse, daß dies eine der wichtigsten Stellen sey und daß die jüngeren Custoden mit der Zeit die Bibliothecarstellen bekleiden müßten. 'Ich stoße die Statuten um, lassen Sie mich nur machen, ich sorge für ihn, wenn er nur jetzt sein Verhältniß mit Wachler nicht unvorsichtig ganz verwirrt.' — Thue mir daher nur die Liebe und mach wegen der einen Stunde, die Du ja auf andere Weise wieder einholen kannst, keine Weiterungen mehr und sey klug in Deinem Benehmen gegen Wachler. Schulze

*) Lieblingsausdruck des GR. Schulze.

meint es gewiß herzlich gut, und Meusebach ist mit mir auch einverstanden.'

Ich antwortete meinem Bruder den 5. December:

'Für mein hiesiges amtliches Verhältniß darfst Du nicht weiter fürchten. W. hatte mich nach seiner Rückkehr drei Tage lang ignoriert, dann ging ich zu ihm, nach $1\frac{1}{2}$ Jahren zum ersten Male; er fand darin einen Versöhnungsversuch, that als ob nie etwas zwischen uns vorgefallen wäre, und — wir sind jetzt wenigstens äußerlich gute Freunde. Obschon er in seinen wirklich traulichen Mittheilungen über seine Reise und namentlich seinen Aufenthalt in Berlin nie des Namens Schulze erwähnte und doch drei Stunden mich unterhielt, so fand ich doch schnell heraus, daß eben Schulze den größten Antheil hat an Wachler's jetziger Gesinnung gegen mich.'

Ich war damals in einer sehr aufgeregten trübseligen Stimmung, wie aus demselben Briefe an meinen Bruder vom 5. Dec. erhellt:

'Warum ich bis heute mit meiner Antwort gewartet habe, ist mir eben so unerklärlich, als wenn ich mich zuweilen frage: warum ich überhaupt noch lebe?'

'Wenig fesselt mich noch hier auf der Welt und dies Wenige ist ein so zweifelhaftes Besitzthum, daß ich sein selten recht froh werde.'

'Gestern Abend nach 10 Uhr sitze ich ruhig an meinem Tische, auf Einmal höre ich von draußen: Feuer! Ich sehe einen hellblitzenden Schein, stürze zur Thür hinaus ans Vorsaalfenster und rufe: wo ist's denn? — 'In unserm Hause im dritten Stock brennt's!' Schon war ich bereit, nichts zu retten, und beorderte schon die Einwohnerschaft auf den Boden zum Löschen, als plötzlich die Nachricht einlief: 'Es ist schon aus!'

'So etwas ist ein Zwischenspiel in dem Einerlei meines Daseins, was sonst wochenlang wie eine Maschine sich umdreht.'

'Um was Neues zu beginnen, bin ich zu alt geworden, und wenn ich bedenke, daß ich Ostern schon 6 Jahr hier lebe, so kann ich mir sehr leicht denken, daß ich in diesem Zustande noch 20 Jahr hier lebe, ohne daß ein Hahn nach mir kräht. Was ist Docen geworden? Er ward Custos der Kön. Hof- und Central-Bibliothek zu München und sein Lebelang weiter nichts. Gestern lese ich seinen Tod.'

'Glaub mir sicher, daß gewisse Menschen mit den entschiedensten Talenten für ein bestimmtes Fach und mit dem besten Streben nie zu etwas kommen, sie mögen es anfangen, wie sie wollen. Ich habe genug gethan, um bekannt zu werden und rühmlich bekannt zu werden — hilft Alles nichts!'

'Ich schreibe jetzt an meinem Leben, nur da finde ich Trost, Beruhigung und Erheiterung. Leider ist mir aus der merkwürdigsten Zeit nichts übrig geblieben als das Gefühl von guten und schlimmen Tagen, und nur, wenn ich eine Zeitlang daran hafte, wird Manches wieder sichtbar.'

'Was Sch. da spricht vom Umstoßen der Statuten und so, ist gewiß sehr gut gemeint, aber weiter nichts. Ich will noch einen Versuch machen, ob man mich als Bibliothecar in Berlin haben will? Du sollst erleben, es schlägt fehl, und Alles was ich daran anknüpfe, ebenfalls. Es ist einmal vorbei mit mir. Weiß ich erst, daß man mich zu weiter nichts brauchen will und kann als zu einem hiesigen Handlanger, dann darf ich nie auf K.'s Hand rechnen .....'

'O diese unaussprechliche Sehnsucht, diese Angst! Ich schlafe oft mehrere Nächte hinter einander nicht, und da ich nun des Tags auf der Bibliothek, dann für meine Monatschrift und Fundgruben arbeiten muß, so kannst Du denken, daß ich oft ein

wahres Traumleben führe, in einem Zustande zwischen Schlafen und Wachen mich umhertreibe.

Mit dem Jahre 1829 begann meine eigentliche schlesische litterarische Thätigkeit und nahm mich ein ganzes Jahr sehr in Anspruch. Zu den nächsten Heften meiner 'Monatschrift von und für Schlesien' hatte ich zwar Stoff genug, mußte jedoch um eine Mannigfaltigkeit des Inhalts zu erzielen viele Leute in Breslau und in der Provinz um Beiträge bitten. Des Briefschreibens und Laufens war kein Ende. Versprechungen erfolgten genug, wenige wurden erfüllt. Es liefen Beiträge schon ein, des Brauchbaren jedoch wenig, ich mußte also immer selbst Rath schaffen. Bald fühlte ich das Lästige, wenn man in seinen Arbeiten an eine bestimmte Zeit gebunden ist: mit dem ersten jedes Monats mußte ein Heft erscheinen, wenn die Zeitschrift in Gang kommen und im Gange bleiben sollte.

Unterdessen war das zweite Heft unserer Societätsschriften erschienen. Die zwecklose Schriftstellerei ergötzte uns sehr — kaum war Fastnacht da, so ließen wir ein unsinniges Ding los:

Schlagschatten.
Ein zweckloses Fastnachtbüchlein
Worin allerhand Curiosa
In Reimen und in Prosa.
Zum Besten der hiesigen Erziehungsanstalt
für sittlich verwahrlosete Kinder.
Breslau, bei Grüson und Comp. 1829.

Bei allen Faschingsscherzen in unserer Gesellschaft war mir doch wehmüthig zu Muthe. Ich litt seit Jahren an einer Sehnsucht, die ich niemandem offenbaren konnte, sie war nach und nach zu einer wahren Qual geworden. Ich fragte mich: darfst du jetzt, darfst du überhaupt um ihre Hand anhalten?

ist sie noch frei? wird sie dir je werden? — Um ein Ende dieser qualvollen Lage herbeizuführen, entschloß ich mich endlich, mich frei gegen Arlikonas Vater auszusprechen. Ich wußte es nicht anders als durch ein Stück Lebensgeschichte: 'Aus meinem Leben. Für meinen künftigen Hrn. Schlichtegroll.' *) Dieser kurzen Geschichte meiner langen heimlichen Liebe hatte ich ein 'Buch der Chronica' hinzugefügt, für jedes Jahr ein Lied, worin ich mein Sehnen, mein Hoffen, mein Leid einst aussprach.

1822.

Nach diesen trüben Tagen,
Wie ist so hell das Feld!
Zerrissne Wolken tragen
Die Trauer aus der Welt.

Und Keim und Knospe mühet
Sich an das Licht hervor,
Und manche Blume blühet
Zum Himmel still empor.

Ja auch sogar die Eichen
Und Reben werden grün:
O Herz, das sei dein Zeichen!
Herz, werde froh und kühn!

1823.

Grün ist das Feld, belaubt der Hag,
Beblümt sind Au'n und Weiden,
Uns aber ist's noch Martinstag,
Ade! wir müssen scheiden.

Der Frühling wandelt um uns her,
Macht aber fröhlich keinen;
Das Herz ist uns doch gar zu schwer,
Wir seh'n uns an und weinen.

---

*) 2—4. Febr. 29.

Doch Blümlein schau'n uns freundlich an,
Als wollten sie uns sagen:
Ei, Frühling ist's für jedermann!
Was wollt ihr denn nun klagen?

Dem, der sein Lieb verloren hat,
Muß alle Lust vergehen;
Er wandelt weiter früh und spat,
Mag gar kein Blümlein sehen.

1824.

Was ich denke, dacht' und dächte,
Halle wie Gesang dahin,
Singen will ich Tag und Nächte,
Bis ich selbst ein Lied nur bin.

Ja, ein Lied was dir zu Herzen
Still und leise, wonnebang
Seine Freuden, seine Schmerzen
Singet all sein Lebelang.

1825.

Im Rosenbusch die Liebe schlief,
Der Frühling kam, der Frühling rief;
Die Liebe hört's, die Lieb' erwacht,
Schaut aus der Knosp' hervor und lacht,
Und denkt, zu zeitig möcht's halt sein,
Und schläft drum ruhig wieder ein.

Der Frühling aber läßt nicht nach,
Er küßt sie jeden Morgen wach,
Er kos't mit ihr von früh bis spat,
Bis sie ihr Herz geöffnet hat,
Und seine heiße Sehnsucht stillt
Und jeden Sonnenblick vergilt.

1826.

Ich habe singend mich geschwungen
Vom Rheine bis zur Oder hin.

Kein Lied ward gern mir nachgesungen,
Nicht Kuß, noch Thräne mein Gewinn.

Nur um der Liebe Kranz zu werben,
War meines Lebens still Bemüh'n.
Gern will ich ruhmlos morgen sterben,
Wenn heute mir nur Rosen blüh'n.

O weh! verrauschen und verwehen
Wird meiner Sehnsucht Wiederklang.
Du hörst — und willst sie nicht verstehen —
Die Lieder, die ich Dir nur sang.

1827.

So viel Flocken als da flimmern
Auf dem schneebedeckten Feld,
So viel Sternlein als da schimmern
An dem blauen Himmelszelt:
So viel Träume und Gedanken
Weben um mich her und wanken —
Das ist aller Liebe Lust,
Die sich rechter Treu bewußt.

So viel Blumen als da sprießen
Um die schöne Frühlingszeit,
So viel Bächlein als da fließen
In den Thälern weit und breit:
So viel Blicke will ich senden,
So viel Thränen will ich spenden —
Das ist aller Liebe Loos,
Die da liebet hoffnungslos.

1828.

Sieben Jahre sind vergangen!
Ach! und Du bist doch nicht mein!
Sieben Jahre voll Verlangen,
Heißer Sehnsucht, Gram und Pein,
Ach! und wär' ich mit vergangen!
Was wird einst doch übrig sein,

Wenn ich so in Angst und Bangen,
Ohne Trost und Hoffnungsschein
Abermals nach sieben langen
Trüben Jahren bin — allein?

Zwei Tage vor meinem Geburtstage erfuhr ich, daß Arlikona bereits einem Anderen Herz und Hand bestimmt hatte. Ein schöner Traum war ausgeträumt, die Poesie meiner Liebe, sie hatte mir nichts gelassen als meinen Schmerz und eine Handvoll Lieder.

Noch denselben Tag, den 31. März, sprach ich mich gegen einen Freund aus, der Schluß meines Briefes lautet:

'Seit gestern stellt sich hier der Frühling ein, wir haben das erste milde Wetter; gestern war mir noch so wohlig, ich war mir recht des Lebens und der Fülle der Gesundheit bewußt. Welchem Frühlinge gehe ich heute entgegen? Was soll ich nun den Blumen, wenn sie mich anlächeln, erzählen? was soll ich den Waldvögeln, wenn sie mich singend fragen, erwiedern?

Wenn auch meine Wangen blühen,
Wenn auch meine Lippen glühen,
Meine Augen feurig blinken,
Meine Wimpern freudig winken —
Nur ein Frühling über'm Grabe
Sind die Freuden, die ich habe —
Unten tief in meinem Herzen
Winternacht voll herber Schmerzen!
Keine Antwort meinen Fragen,
Keine Thräne meinen Klagen,
Und kein Mitleid meinen Leiden —
Ewig lieben! ewig meiden!

In dieser Zeit der schmerzlichsten Gemüthsbewegung mußte es mir sehr willkommen sein, daß ich nach außen hin vielseitig beschäftigt ward. Zunächst waren es die Vorarbeiten zum zweiten Stiftungsfeste des Künstlervereins. Ich mußte einen

Bericht liefern über die Leistungen des Künstlervereins und die Verwaltung des Kunstvereins. Damit eröffnete ich am 20. Mai das Fest*). Wie im vorigen Jahre so fiel es auch dies Jahr ganz nach Wunsch aus. Schnabel's Cantate erwarb sich wieder den freudigsten Beifall. Die vielen Tafellieder und Trinksprüche erhöhten die heitere Stimmung, womit das Fest begann und zu Ende ging.

Meine traurige Stimmung war sehr nachhaltig. Als ich am 25. Mai meinen Bruder zu seinem Geburtstage beglückwünschte, kam ich wieder auf die letzte Vergangenheit zurück: 'Es war eine schreckliche Vorfeier meines Geburtstages! Ich bin seit der Zeit so milde geworden, so ruhig in den wenigen Ansprüchen, die ich noch an das Leben habe, daß Du Dich wundern solltest, wenn Du jetzt um mich und mit mir lebtest. Doch — es mußte so kommen, ich wäre ja sonst zu glücklich gewesen und glücklich sein scheint nun einmal nicht zu meinem Leben gehören zu sollen.' Zum Schlusse fügte ich noch folgendes Lied hinzu:

Die Sonne weckte mich
Zu manchen Freuden heute;
Doch eh' sie noch entwich,
Entfloh was mich erfreute.

Ja, wie der Strahl des Lichts
Am Wolkensaum verschwebet,
So kehrt in Nacht und Nichts
Was glänzend hat gelebet.

Ein Traum nur wieget sich
Auf der Erinnrung Welle.
Es wird so abendlich
In meines Herzens Zelle.

---

*) Gedruckt in meiner Monatschrift von und für Schlesien 1829. S. 394—403.

Auch da, wo ich jemandem eine Freude bereiten wollte, machte sich meine Traurigkeit geltend. So war es bei Meusebach's Geburtstag den 6. Juni.

Da ich ihm nichts Altes zu schenken hatte, so ließ ich meine Aufsätze über Samuel v. Butschky in meiner Monatschrift zusammenfügen zu einem Büchlein, das dann mit Titel und Vorrede versehen wurde. Der Titel lautet:

Samuel von Butschky als Geburtstags-Gratulant zum sechsten Juni 1829. Dillenburg*), in der Universitäts-Druckerei.

Darauf folgten zwei Seiten Vorrede:

'O daß unsre schönsten Stunden
Immer schöner sind als wir!
Und warum sind sie verschwunden?
Und warum sind wir noch hier?'

'So sollen Sie, lieber Freund, heute zumal, nicht sagen und überhaupt nie; aber ich muß es, ich kann es nicht anders. Ich stehe ja nicht mehr vor Ihrem Wunderschränkel und sehe kein einziges Buch mehr an Ihrer Hand heraus- und hineinspatzieren, komme weder mit neuen Lebens- und dergl. Plänen zu Ihnen, noch mit neuen Entdeckungen, Zweifeln und Meinungen, begieße keine Blumen mehr und rauche auch nicht mehr aus Novalis Pfeife. — Schon in das siebente Jahr bin ich Custos, obschon ich weiter nichts zu hüten habe, als eine Handvoll Freuden der Erinnerung, und mir noch unbedeutender erscheine als mein College auf der Blattseite, denn ich weiß von der nächstfolgenden Seite meines Lebens gar nichts.'

'Demungeachtet soll mich das heute gar nicht kümmern;

*) Meusebach hatte in Dillenburg gewohnt und besaß auch dort noch ein Haus. Maßmann hatte das erfahren und wendete sich eines Tages wegen der Handschriften der dort. Universitäts-Bibliothek, Dillenburg mit Dillingen verwechselnd, an Meusebach.

ich will thun als ob der Fischartorden alle meine Leiden zugedeckt hätte, vor der ganzen Welt mein Thun und Treiben rechtfertigte und wie ein Verdienstorden reichlich belohnte. Nur so werde ich einer Zeit froh, wo ich heißhungrig nach Liedern des 16. Jahrhunderts umherwitterte und haschte, unter Ihrer Anleitung den ersten Grund zu ernster litterärischer Forschung legte, wo Sie mich von einem furchtbaren Widerwillen gegen die Alexandriner des dreißigjährigen Krieges heilten, und von mancher sonstigen einseitigen Richtung; und mir Koch's Compendium durch Ihre Bibliothek verkörperten und durch die Fundgrube Ihres Herzens und Geistes beseelten.'

'Ja, jetzt bin ich wieder recht von Herzen froh; könnte ich nur auch in dem Maße dankbar seyn, und eben heute, an einem so schönen festlichen Tage! Doch wie soll ich das anfangen? Ich kann nur drucken lassen, daß ich es seyn wollte; denn sehe ich auf Ihre Bibliothek mit allen ihren Kostbarkeiten und den Kleinodien unablässigen Mühens und Forschens, so erscheine ich mir gar zu ärmlich und zu traurig, und ich könnte mich unglücklich fühlen, dürfte ich nicht auch auf Ihr Herz blicken, doch das eben macht mich reich und glücklich. Drum wenn auch kein Hahn nach Samuel von Butschky kräht, so sollen Sie doch heute sagen, wenn Sie alle die frohen Augen sehen, die mich nur traurig machen: auch er hat Dein gedacht!'

'Nicht wie Verliebte bei dem Abschied sagen:
Gedenke mein!
Nicht wie verschmähter Liebe Seufzer klagen:
Gedenke mein!
Es sey das Wort ein froher Gruß uns Beiden,
Bei allem, was wir freudig thun, ertön' es:
Gedenke mein!
Und alles was wir noch hienieden wollen,
Der frohe Gruß beleb' es und verschön' es:
Gedenke mein!

Ein Schlachtruf sey's, zu kämpfen und zu streiten
Mit allem Niedern, Schlechten und Gemeinen:
Gedenke mein!
Es sey ein Glockenklang und Siegesjubel
Am Ziele des Erhab'nen, Edlen, Reinen:
Gedenke mein!
Das Leben mag sich trüben, mag sich heitern,
Und noch so bunt und wunderlich gestalten:
Gedenke mein!
Der Ruf und seine Deutung soll auf ewig
Trotz Welt und Zeit und Teufel Recht behalten:
Gedenke mein!'

Wie meine damalige Stimmung war, läßt sich auch aus einer Aufzeichnung vom 9. Juni ermessen:

'Nichts stimmt mehr zu meinem jetzigen Zustande als eine gänzliche Abgeschiedenheit von der Welt. Es genügt mir, daß ich die Menschen von meinem Zimmer aus auf der Straße sehe, daß ich die Uhr schlagen höre, wonach sie sich drehen und tummeln. Ich habe nie geglaubt, daß ein trauriges Ereigniß so nachhaltig sein, uns so ganz und gar durchtrüben und verstimmen könne. Ich habe einen wahren Ekel an Allem was mich mahnt zu leben. Meine Bücher und Papiere, selbst die kleinsten Zettelchen liegen just heute noch wie vor acht Tagen. Was ich seit der Zeit gethan habe, mußte ich mir als Ehrensache aufdisputieren; selbst zu dem Weintrinken, dieser leidlichsten Widerwärtigkeit, habe ich mich jedesmal ordentlich bedenken müssen, was mir wahrhaftig kein Mensch glaubt.'

Es war ein drückendes Gefühl für mich, daß ich mich gegen niemanden aussprechen konnte: ich war das allen Betheiligten schuldig. Und doch war es mir, als ob ich mich aussprechen müßte. Ich schrieb demnach vom 12—17. Juli ein kleines Drama, worin ich als Fremder und unglücklicher

Liebender auftrete unter den Zwecklosen, deren jedem Witze, Sprüche, Lieder zugetheilt sind, wie sie eben seiner Eigenthümlichkeit entsprechen. Es war ein Gemisch von Ernst, Humor, Sticheleien und Anzüglichkeiten. Als ich es eines Abends vorgelesen hatte, war mir wirklich, als ob ich mein Herz erleichtert hätte, und weiter wollte ich ja nichts.

So hatte ich freilich gedichtet, es war aber mehr ein unfreiwilliges Geschäft. Denksprüche, Xenien, wilde und zahme entstanden wol, aber selten ein Lied. Zu Liedern fand ich nie die rechte Stimmung in mir. Meine Unruhe, meine Unzufriedenheit mit mir und der Welt ließen mich selten zu einem heiteren Schaffen gelangen. Von den Gedichten dieser Zeit ist überdem wenig übrig geblieben, ich habe später die meisten vernichtet.

In meinen amtlichen Verhältnissen hatte sich nichts geändert. Der Minister war mir sehr wohlwollend gesinnt, er dachte ernstlich an eine Verbesserung meiner Lage, es ergab sich nur keine Gelegenheit dazu. Jetzt im Beginne des Sommers trat solche ein. Büsching war am 6. Mai gestorben und dadurch ein bedeutender Gehalt verfügbar geworden. Wenn auch ältere Zulageversprechungen davon erfüllt würden, so mußte doch noch immer etwas übrig bleiben. Der Minister wußte mir nicht anders zu helfen, als wenn er mich zum Professor machte und so auf den Universitäts-Etat brächte. Diese Absicht hatte er, wollte jedoch durch die philosophische Facultät dazu veranlaßt werden und forderte deshalb dieselbe zur Begutachtung über mich auf, in der Hoffnung, daß selbige seinen Wünschen entgegen kommen würde. Nicht also! Die Facultät erwiederte, hauptsächlich wol auf Wachler's Antrieb, am 25. Juli:

'Den hiesigen Bibliotheks-Custos Dr. Hoffmann hält die

hiesige philosophische Facultät zu dieser Lehrstelle gar nicht geeignet und zwar notorisch mit vollem Recht, denn er hat weder den hierzu nöthigen tief eindringenden philosophischen Geist, noch die ernste Studien-Assiduität, noch Vorlesungs-Gabe.'

Obschon die philosophische Facultät von allen diesen drei Eigenschaften nichts wußte und auch nichts wissen konnte, so erreichte sie doch ihren Zweck: es blieb Alles beim Alten.

Den Sommer über arbeitete ich in den freien vier Nachmittagen sehr fleißig mit Wackernagel an einem 'Glossar für das 12—14. Jahrhundert.' Wir lasen dazu viele Gedichte, Predigten, Rechtsbücher, Glossen u. dgl. Es erschien am Schlusse des 1. Theils der Fundgruben S. 347—400. In einem kurzen Vorwort sprachen wir uns über unser Wörterbuch also aus: 'es sucht einzig und allein seine Bedeutung und seinen Werth in der Absicht, aus der es entstanden ist: 1. wollten wir eine Sammlung von solchen Wörtern liefern, die in allen Wörterbüchern fehlen; 2. von seltenen, deren Form, Bedeutung und Vorkommen bisher zweifelhaft war, und 3. für eine Menge Wörter ihr erstes Vorkommen feststellen und zugleich in mehreren Quellen und dann in verschiedenen späteren Zeiten nachweisen. Diese letzte Rücksicht scheint uns die nächste, nothwendigste und heilsamste Arbeit, wenn unsere deutsche Lexicographie einen festen Grund und Boden bekommen soll.'

Die Arbeit war mühsam, mitunter langweilig, die Nachmittagshitze oft lästig, ein seltenes Wort aber und die Ermittelung seiner wahren Bedeutung ließ uns die Mühsale schnell vergessen und wir setzten wohlgemuth unsere Arbeit fort.

So verbrachten wir manche Stunde in der Woche und gewiß in recht 'ernster Studien-Assiduität'. Dafür gönnten wir uns dann zwei Abende, Mittwoch im Künstlerverein und

Samstag in der Zwecklosen Gesellschaft. Das war ein anregendes, erheiterndes, belehrendes, sogar billiges Vergnügen.

Es schien damals, als ob durch den Künstlerverein ein für höhere Genüsse empfängliches Leben sich geltend machen wollte, als ob wenigstens diejenigen Männer, welche sich unbefriedigt fühlten in den herkömmlichen Unterhaltungen der vielen geschlossenen Gesellschaften Breslaus, sich uns nähern und anschließen würden.

Wir gaben uns und ihnen manche Gelegenheit dazu: wir feierten schnell einmal den Geburtstag eines großen Dichters oder Künstlers.

So lud der Künstlerverein zu Göthe's achtzigjährigem Geburtstag ein. Den 28. August war ein Abendessen im Gefreierschen Saale. Karl Schall führte den Vorsitz und wußte durch seine Trinksprüche die Bedeutung des Festes darzuthun und die Gäste feierlich und fröhlich zu stimmen. Zwischendurch wurden Lieder gesungen, von Geisheim, Grünig und Schall gedichtet, das beste aber wurde von Schall vorgetragen: es war ein Lied von W. Wackernagel.

An Göthe.

Wer malt des Frühlings Wonne je
So, wie er selbst sich malet?
Wer rühmt den Glanz der Sonne je
So, wie sie selber stralet?

Ja, würde nur ein Fünkchen mein
Von deinem Sonnenglanze,
Dann zög' ich wol in seinem Schein
Noch Blumen dir zum Kranze.

Und wäre nur ein Tropfen mir
Aus deinem Zauberbecher,
Dann säng' ich würdig wol von dir,
Du hochgeweihter Zecher.

Aus deinem Becher, den du leerst,
Fest deine Hände fassen,
Den du bei deinem Scheiden erst
Willst, greiser König, lassen.

Dann liegt im tiefen Meeressand
Der Schatz des alten Fürsten;
Wir stehen an des Ufers Rand
Und schau'n hinab und dürsten.

Als der Trinkspruch auf den 'König des Festes' ausgebracht war, sprach ich auch einige Worte in Bezug auf das schön ausgeführte Diplom, wodurch wir Göthe zum Ehrenmitgliede machten, 'ihn den größten lebenden Dichter, weniger um ihm eine Ehre zu erweisen, als um uns selbst zu ehren'.

Bei den vielen Anfeindungen und Verläumdungen, welchen die Zwecklose Gesellschaft in der Philisterwelt fortwährend ausgesetzt war, behielten wir, die Zwecklosen, immer unsern guten Humor, ja es schien oft, als ob derselbe dadurch an neuer Lebenskraft gewänne. Seit wir auf der Weißgerbergasse in der geräumigen Wohnung bei unserm Mitgliede Sauermann unsere Sitzungen hielten, sangen wir jedesmal ein zeitgemäßes Lied von Geisheim, das wegen seiner mancherlei Beziehungen uns jedesmal sehr ergötzte.

Weißgerberlied.

Allezeit wir Weißgerbergesellen
Haben viel zu thun mit Schaffellen,
Gerben mit Allaun,
Um es gar zu schau'n
Müssen wir walken, salzen und beizen.

Wißt ihr irgendwo ein Hammelfell,
Bringt es uns nur immer her zur Stell,
Und wär's noch so dumm,
Wir doch kriegen's krumm,
Aber freilich 's kostet Zeit und Courage.

Zwar bedenkt man sich das Ding sehr wohl,
Dann die Gerberei der Teufel hol!
Gerbt man auch das Schaf
Noch so derb und brav,
's Ist und bleibt doch immer nur ein Leder.

Handschuhmacher machen Handschuh draus,
Hosen oder sonst was Guts für's Haus.
Nichts man davon hat
Als es spricht die Stadt:
'Das thaten halter die Weißgerbergesellen.'

Doch dieweil das Schaf ist bestimmt,
Daß sein Fell man in die Beize nimmt,
Darum gerbt und gerbt,
Wenn ihr nichts erwerbt,
Machet ihr das Leder doch geschmeidig.

Künftig wird das Schafleder sich
Schmiegen, fügen, beugen sicherlich,
Wird so stolz nicht thun,
Wird viel lieber ruh'n,
Als sich unter die Gerber zu begeben.

Doch wir weihen heut die Weißgerbergaß
Ein durch dieses volle warme Glas.
Unserm Bunde treu
Sagen wir auf's Neu,
Daß wir wollen getreue Gerber bleiben.

Unserm Herbergsvater sei
Immer lieb die alte Kumpanei.
So lang es Schaffell hat
Hier in dieser Stadt,
Wollen wir sie uns zur Lust hier gerben.

Lassen uns dann Hosen machen draus,
Die wir lustig ziehen an und aus,
Und käm' Einer her,
Dem nicht recht es wär,
Nun dann wünschen wir ihm wohl zu speisen.

Im Herbste feierte die Zwecklose Gesellschaft eines Samstags Geisheim's Geburtstag. G. hatte im Laufe der Woche die für den Tag bestimmte Nummer seines Hausfreundes drucken lassen und wollte sich dieselbe, ehe er zu uns kam, noch einmal ansehen. Er fängt an zu lesen, liest und liest, und staunt, daß ja gar nicht ein einziges Wort von ihm darin vorkommt. Endlich merkt er denn, daß wir ihm diese Nummer, natürlich im vollen Einverständnisse mit dem Verleger, untergeschoben. Ein prächtiger Spaß. Er freut sich sehr, daß er nun seine fertige Nummer für die nächste Woche verwerthen kann, der Druck ist nämlich stehen geblieben. Aber ein Streich ist ihm doch gespielt: es ist eine kleine Novelle darin begonnen, die er nun fortsetzen muß.

So zwecklos wir für uns waren und sein wollten, so zweckvoll wurden wir mitunter für andere. Hatten wir zu Fastnacht die sittlich verwahrloseten Kinder und im vorigen Jahre das Dürerdenkmal bedacht, so mahnte uns jetzt die Noth der durch Überschwemmung Leidenden, auch für sie etwas zu thun. Unsere 'Ars potatoria experimentalis' erschien in neuer, vermehrter Auflage unter dem Titel:

Weinbüchlein. Zum Besten der wasserbeschädigten Schlesier herausgegeben von der Zwecklosen Gesellschaft. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Komp. 1829. 12°. 42 SS. 5 Sgr.*)

Die Buchhandlung ließ davon 300 Exemplare drucken und bestimmte die ganze Auflage ohne Abzug der Kosten für den angegebenen milden Zweck. Die ganze Auflage war bald vergriffen.

So lange sich unsere zwecklose Schriftstellerei in poetischer

---

*) Eine kurze Anzeige erschien in meiner Monatschrift S. 705—711.

Form bewegte, war die Zahl unserer Widersacher gering, vermehrte sich aber bedeutend, als wir als Kritiker auftraten.

Zuerst nahmen wir vor den

'Schlesischen Musen-Almanach 1829.

Herausgegeben von Theodor Brand'

und lieferten eine Recension in einzelnen Paragraphen: *) §. 1. Das Wörtlein schlesisch. 2. Gelegenheitsdichterei. 3. Mißbrauch gangbarer Melodien. 4. Reminiscenzen und Nachahmungen. 5. Balladen und Romanzen. 6. Falsche Ansicht des Komischen und der Travestie. 7. Merkwürdigkeiten. 8. Sünden gegen die Metrik. 9. Sünden gegen den Reim. 10. Schöne Redensarten, Unsinn u. dgl. 11. Gute Gedichte. Zur Probe §. 1. das Wörtlein schlesisch. 'Als Recensentin das Büchlein in die Hand nahm, fragte sie sich: was heißt schlesischer Musenalmanach? und sie antwortete sich selbst Folgendes:

Schlesisch heißt erstlich alles, was in Schlesien entsteht oder erzeugt wird, daher: schlesische Leinwand, schlesische Wolle, schlesisches Tuch; zweitens alles das, was irgend etwas Eigenthümliches, auf Schlesien Bezügliches an sich hat, etwas, wodurch es sich von allem Übrigen unterscheidet: schlesische Mohnkuchen, schlesische Redensart (so gerne!), schlesischer Gruß (wohlgespeist zu haben!) 2c., kurzum alles, was in dem Grade schlesisch ist, wie etwas brandenburgisch, pommersch, sächsisch, schwäbisch 2c. genannt zu werden pflegt. Beide Bedeutungen passen auf unseren Musenalmanach: Poeten*) und Poesien beide schlesisch!

---

*) Monatschrift S. 179—190.

*) 'Karl Barbarina, Kannegießer und Kapf sind vielleicht die einzigen, die nicht in Schlesien geboren sind; die anderen können alle auch durch ihre Geburt darthun, daß sie ein Recht an dieses Nationalwerk haben.'

Wenn man aber unter jenen Beispielen nur Sachen findet, die eben so wie dieselben Sachen in anderen Ländern, bald gut, bald schlecht sein können, so sollte man in der Kunst, namentlich in der Poesie, unter dieser Bedeutung nichts geben, was mittelmäßig oder schlecht ist, weil die Kunst einer Provinz kein kaufmännisches Product, kein Nürnberger Tand sein, noch von einem gewissen Schlendrian und von herkömmlicher Unbefangenheit abhängig erscheinen darf, weil überhaupt jede Kunst durch Kritik befähigt sein soll, wenn nicht etwas Vollendetes, doch immer etwas Tadelloses zu veröffentlichen. — Schlesier im Auslande haben sich nicht genug wundern können, daß ihre Landsleute so manches unter schlesischer Flagge in die Welt geschickt haben, was von jenen bei dem besten Willen nicht gerechtfertigt, geschweige denn gelobt werden konnte. — Anders verhielte es sich, wenn nur gerade so viel Exemplare abgedruckt wären, als eben Subscribenten dazu vorhanden waren; dann dürfte man doch noch sagen: wir sind hier unter uns, und was wir machen, das gefällt uns und geht sonst niemanden in der Welt was an, natürlich also auch nicht die unterzeichnete Zw. Gesellschaft.'

Der ganze schlesische Parnaß war zum Vesuvius geworden und spie Feuer und Flammen gegen uns. Wir blieben aber unversehrt, höchstens daß uns etwas kalte Asche bestäubte.

Später versuchte die Zw. Gesellschaft, die 'Gedichte von Karl Ludwig Kannegießer. 1. 2. Bdch. (Breslau 1824. 1827)' einer gründlichen Beurtheilung zu unterziehen. Das Ganze ist eingetheilt in 7 §§. und zwar 1. Ob Herr K. poetische Eigenthümlichkeit besitze? 2. Von der prosaischen Eigenthümlichkeit dieses Dichters. 3. Herr K. als denkender Dichter. 4. Herr K. als poetischer Stylist: gewählte Ausdrücke; Redensarten;

Incorrectheit; Sprachfehler. 5. Fehler gegen die Verskunst. 6. Die zwei guten Gedichte des Hrn. K. 7. Wie dennoch Herr K. sich selbst lobt.

Das Ganze wurde gedruckt in meiner Monatschrift S. 639—661.

Diese gründliche, witzige, mitunter bissige Recension verbreitete Angst und Schrecken in den Reihen der Breslauer Poeten und gemüthlichen Schriftsteller, und fand allgemeine Mißbilligung bei den hochgestellten Philistern. Letztere meinten, es sei unrecht von uns, einen Gymnasialdirector so anzugreifen, wir untergrüben seine Autorität, verleiteten die Schüler zur Insubordination u. dgl. Allerdings hatten die Primaner bisher wol großen Respect vor dem Übersetzer des Dante gehabt, — denn gewiß hatte ihn keiner gelesen — jetzt machten sie sich lustig über ihn. Doch hatten wir ja nicht den Director des Friedrichsgymnasiums angegriffen, sondern den Poeten, der nebenbei auch Director war.

Wir ließen die Leute reden und trösteten uns mit den unsterblichen Versen Kannegießer's (Gedichte 1. Bdch. S. 142):

Wie ist das liebe Leben doch
Zum größten Theil so spröde!
Verrinnt nicht manche ganze Woch'
Prosaisch, wüst und öde?

Nach diesen Vorgängen zeigte sich bald, was man uns alles zutraute.

Am 10. November sollte das Schillerfest gefeiert werden. Der Stadtsecretär Wagner und der Regierungs-Secretär Brand hatten dazu eingeladen. 105 Verehrer Schillers fanden sich im Zwingersaale zu einem gemeinschaftlichen Mittagsessen ein. Wir nahmen auch Theil. Baron von Biedenfeld führte den

Vorsitz. Der Saal war kalt, wir fühlten uns sehr unbehaglich und zogen unsere Mäntel an, andere thaten dasselbe. Da hielt ein alter Herr eine lange Rede — ich weiß nicht mehr, wer — er sprach sehr schwach, wir hörten fast nichts. Da erscholl es an unserem Tische einige Male: 'lauter!' Das galt für eine absichtliche Störung. Plötzlich rief eine Stimme: 'Das sind wieder die Zwecklosen!' Es kam nun zu Erörterungen, ein Duell stand in Aussicht, es folgte eine große Verstimmung. Obschon ich selber ganz unbetheiligt war, so hatte ich mich doch sehr geärgert. Den andern Tag löste sich jedoch Alles in Wohlgefallen auf, aber vorläufig gab es keine Wiederholung der Schillerfeier.

Um dieselbe Zeit erschien W. Wackernagel's Recension von 'Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit.' Der Herausgeber, Professor August Hagen hatte als seine Quelle angegeben eine von ihm entdeckte Handschrift der Königsberger Universitäts-Bibliothek. Wackernagel bewies gründlichst: 'Die Königsberger Handschrift der nürnbergischen Novellen ist eine Fiction; Hr. Aug. Hagen ist nicht Herausgeber, sondern selbst der Verfasser.' W. fügt dann mit Recht hinzu: 'Ob man einem Schriftsteller Dank wissen dürfe, der in die ohnehin sehr verwirrte Geschichte der altdeutschen Kunst durch eine Mystification noch größere Verwirrung zu bringen sucht, das zu bedenken, stellen wir unsern Lesern anheim und führen ihnen die einzelnen Mißtrauen erregenden Puncte und diejenigen vor, welche unsere Behauptung unumstößlich beweisen.' Die noch heute sehr lesenswerthe Beurtheilung steht gedruckt in meiner Monatschrift S. 711—727.

Dem Verleger, Herrn Josef Max, war eine solche Enthüllung sehr unangenehm und er schrieb, ich weiß nicht was, in

der Zeitung dawider. Ich hätte das Zeug laufen lassen sollen, glaubte aber darauf antworten zu müssen, weil ich nicht mich, sondern Wackernagel mit Unrecht angegriffen glaubte. In meiner Entgegnung fand der Verleger eine Beleidigung gegen sich und verklagte mich. Alle Welt, die Juristen mit einbegriffen, behauptete, Max könne unmöglich den Proceß gewinnen, und siehe da, nach Jahr und Tag hatte er ihn doch gewonnen. Man rieth mir zwar, mich nicht damit zu begnügen, in zweiter Instanz würde ich doch gewinnen müssen, ich hatte aber an einer für immer genug. Die Nürnberger Novellen wurden mir das theuerste Buch, welches ich bisher kennen gelernt hatte.

Es war ein wunderliches Spiel des Zufalls, daß dieselbe Zeitschrift, welche ein Nürnberger Tagebuch des 16. Jahrh. als Machwerk des 19. Jahrh. aufdeckte, die Verbreiterin von Mittheilungen aus einem Tagebuche des 17. Jahrh. wurde, dessen Unechtheit sich erst später herausstellte.

Koch, Syndicus und Archivar der Stadt Brieg, hatte mir aus einem Tagebuche des Rothgerbers Valentin Gierth die herrlichsten Auszüge über die Herzogin Dorothea Sibylla († 1625), eine brandenburgische Princessin, mitgetheilt. Die Sachen waren so hübsch und anziehend, daß sie überall gerne gelesen wurden. Ich bestürmte den Einsender mit Bitten, doch eine Fortsetzung zu schicken. Ich mußte warten, war aber doch noch so glücklich Einiges zu erhalten. Die Theilnahme wurde nun immer größer, die Kunde von dem merkwürdigen Tagebuche drang sogar in die höchsten Kreise Berlins.

Nachdem die Monatschrift eingegangen war, hatte ich das sehnlichste Verlangen, dies Tagebuch zu erwerben oder abzuschreiben, um es vollständig herauszugeben, oder wenigstens es selbst

einmal zu sehen. Alle Bemühungen waren umsonst. Ich wurde sehr mißtrauisch, doch konnte ich mir immer noch nicht denken, daß Koch selbst der Rothgerber Valentin Gierth wäre. Ich theilte Freunden und Bekannten meine Zweifel mit. Endlich beredete ich diese und wir fuhren nach Brieg hinüber: Prof. Stenzel, Dr. Bredow, Dr. Geyder und ich. Wir suchten Koch, er blieb aber unsichtbar wie das Tagebuch und wir reisten vergnügt wie wir gekommen wieder heim.

Koch gab im J. 1832 die in meiner Monatschrift gedruckten Auszüge mit anderen vermehrt als besonderes Büchlein heraus: 'Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Dorothea Sibylla', das dann Brieg 1838 erschien 'Nach Originalquellen bearbeitet von Carl August Schmidt. Zweite durchweg vermehrte und verbesserte Auflage.' Koch starb in demselben Jahre (17. Juli 1838) und zu gleicher Zeit trat nun einer meiner Schüler auf und bewies unwiderleglich, daß Koch jenes Tagebuch selbst gemacht habe:*)

Über das Haus- und Tagebuch Valentin Gierth's und die Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg. Eine Untersuchung von Heinrich Wuttke. Breslau, Friedländer 1838. 8⁰.

Die schönen Hoffnungen, mit denen ich die 'Monatschrift von und für Schlesien' begann, waren im Laufe des Jahres immer geringer geworden, auch die letzten blieben unerfüllt, nämlich die, wenigstens so viel Theilnahme zu finden, daß sich ohne große Opfer an Geld und Zeit das Unternehmen fortsetzen ließe. Es war darum gut, daß ich mich rasch entschloß, das Ganze aufzugeben. In Schlesien hätte ich mir doch kein

*) Es giebt aber immer noch Leute, die sich davon nicht überzeugen können und wollen, z. B. K. F. Schönwälder, Die Piasten zum Briege 3. Bdch. (Brieg 1856) S. 7—15.

Publicum bilden können, die Leute waren durch das Sammelsurium der Provinzialblätter zu sehr verwöhnt, sie erhielten viel Papier für wenig Geld, Tagesneuigkeiten, Familiennachrichten, leichte Unterhaltung und allerlei. Eine gute anständige Zeitschrift mit werthvollen wissenschaftlichen Aufsätzen war nur ein Bedürfniß weniger, und durch diese wenigen konnten nicht einmal die Druckkosten bestritten werden.

Meine eigentliche schlesische Schriftstellerei gab ich für immer auf. Der Aufwand an Zeit und Mühe war in keinem Verhältnisse zu dem Erfolge. Eines schönen Tages übergab ich einen ganzen Waschkorb voll Papiere, lauter Vorarbeiten zu einem gelehrten Schlesien dem fleißigen Amanuensis unserer Bibliothek Karl Gabriel Nowack, der dann später mit Benutzung dieses Stoffes sein 'Schlesisches Schriftsteller-Lexikon' 1—6. Heft (Breslau 1836—1843) herausgab.

Wie meine Stimmung gegen Ende des Jahres war, läßt sich ermessen aus einer Aufzeichnung vom 3. December:

'Wie doch Alles um mich her so hübsch geordnet ist! Ich kann mich ordentlich darüber freuen; ich habe aber auch beinahe den ganzen Tag damit zugebracht. Rechts auf dem Tische liegt der ganze Apparatus hymnologicus, vor mir ein Stoß ungeordneter Zettel zur Cultur- und Litteraturgeschichte, auf dem Stuhle neben mir Frisch und Scherz, in der hintersten Ecke des Sophas Silesia docta, auf dem Stuhle davor aufgeschlagen Nachlaß der Brüder Pez, auf dem Stuhle am Ofen Breslauer Handschriften, auf dem Kaffeestuhle lauter fremde Bücher und daneben die Folianten, die morgen zurück in unsere Bibliothek wandern. Ich bin auch ziemlich ruhig. Die Monatschrift todt, die Breslauer Professur todt, die Fundgruben beinahe vollendet, kein Brief, kein Haß, keine Liebe, keine Poesie, die Fenster zugefroren,

keine Aussicht, das Feuer im Ofen verglommen, Handvoll Asche und weiter nichts.'

Wackernagel's Lage machte mir vielen Kummer. Er hatte sich nach und nach seine Breslauer Zukunft fast noch mehr verdorben als ich. Er war dermaßen in das Theaterwesen hineingerathen, daß er davon nicht lassen konnte und wollte. Er machte den Theaterrecensenten für Karl Schall, den Herausgeber der Breslauer Zeitung. Diesem war das natürlich sehr bequem und angenehm; selbst ewig in Geldverlegenheit konnte er niemanden für so etwas honorieren und Wackernagel war zufrieden, wenn er nur ein Freibillet bekam und seine Kritiken schnell gedruckt sah. Er war sehr scharf in seinen Beurtheilungen. Das Publicum theilte sich, die einen waren gegen ihn, die andern für ihn, so auch natürlich die Schauspieler: die von ihm gelobten, liebten und verehrten ihn, die getadelten wurden wüthend und sannen auf Rache. Ich hatte mich nie um das Theater gekümmert und ärgerte mich, daß einer der Unseren sich so tief damit eingelassen hatte, ich sah voraus, daß das schlecht enden würde. Wackernagel verlor seine Zeit, zerstreute sich, hatte Unannehmlichkeiten in Masse, und bekam zuletzt von Schall nicht einmal mehr ein Freibillet. Der Schauspieler Paul, der am ärgsten mitgenommen wurde, hatte schon lange den Vorsatz gefaßt, Wackernagel durchzuprügeln. Eines Abends nach dem Theater wollte er seinen Vorsatz ausführen: Wackernagel bekam einen Faustschlag auf den Rücken und machte sich eilig davon. Jetzt sollte die ganze Zwecklose Gesellschaft ins Feld rücken. Nicht also! ich lachte darob: wer sich ohne meinen Rath und Willen etwas einbrockt, mag es selbst ausessen.

Runge war übrigens hauptsächlich mit daran Schuld, daß W. seine Theaterkritiken nicht aufgab. Runge fand es hübsch,

genial, göttlich, daß Wilhelm die Bretter, welche die Welt bedeuten, mitbeherrschte.

Der Geldpunkt war bis jetzt noch nie unter uns zur Sprache gekommen. Ich hatte bisher gegeben was ich versprochen. Wenn aber zwei leben wollen und nichts verdienen, so ist das ein schlimmes Ding. Ich sollte Geld schaffen und konnte nicht. Runge kündigte mir seine Freundschaft auf und brach alle Beziehungen mit mir ab, und so auch nach unangenehmen Erörterungen Wackernagel.

Daß dies Ereigniß nicht ohne Rückwirkung auf die Zw. Gesellschaft bleiben konnte, verstand sich von selbst. Eine Gesellschaft, die nur durch das innigste Freundschaftsverhältniß sich gebildet hatte und zusammengehalten wurde, mußte bei dem Zerwürfnisse einiger Mitglieder leiden. Sollte sie fortbestehen, so mußte i ch ausscheiden, oder Runge und Wackernagel. Ich fühlte mich zu sehr in meinem Rechte als daß ich weichen sollte, beide bekamen die weiße Karte: das war eben unser Fehmurtel.

So schloß für mich das Jahr 1829.

Die Anregung, welche mir die Zwecklose Gesellschaft gewährte zum Dichten und Denken, war mir sehr willkommen: ich hatte vielfachen Anlaß und häufige Gelegenheit mich über allerlei auszusprechen.

Wir machten es *nicht* wie die Mittwochs-Gesellschaft in Berlin, bei der es Gesetz war, nichts Eigenes vorzutragen. Im Gegentheil, das Eigene hatte bei uns den Vorrang, und nur wenn unser Vorrath erschöpft war und wir noch etwas hören wollten, gingen wir zum Vortrage fremder Sachen über. Wir scheuten uns nicht das auszusprechen:

Schon recht! Ihr les't von Euch nie eine Zeile
In Eurem litterarischen Verein,
Sonst würde ja der lieben Langenweile
Kein Ende sein.

Uns aber macht's ein groß Vergnügen,
Uns selbst zu hören überall,
Wir wollen uns auch nie verfügen
Mit jedem gleich in Einen Stall.

Um die geistige Regsamkeit im Gange zu erhalten, wurden in jeder Sitzung außer den neuesten Gedichten noch Aphorismen, Sprüche und Epigramme vorgetragen, woraus dann später eine Auswahl in die Geburtstagsbogen überging. Daß sich jeder recht frei und ungebunden, auch in gebundener Rede, aussprach, läßt sich denken: wir schonten uns selber nicht, und jeder trat für seine Ansichten und Bestrebungen in die Schranken so gut er es eben konnte. Wenn es dann augenblickliche Verstimmungen gab, so ging es das nächste Mal noch ärger her, so daß ich mich nach einer neuen Reihe von Aphorismen und Xenien veranlaßt fühlte zu erklären:

Wenn ihr wollt, daß ich mich nicht äußern darf,
Da schwör' ich euch, ich bin noch mal so scharf.

und wieder ein anderes Mal:

Hier geht mein Papier zu Ende!
Aber ich habe noch Füß' und Hände,
Und eine Zunge, ein schneidige,
Womit ich die Wahrheit vertheidige.

Am 11. Oct. 28 machte ich den Vorschlag, auch einmal so ein 'Historisches Abc' zu versuchen wie in Ernst Wagner's Werken, Bd. 10. Wir wählten 24 Wörter aus, über jedes einzelne Wort sollte jeder etwas aufzeichnen und es zur nächsten Sitzung mitbringen.

Diese neue Art sich schriftlich auszusprechen hatte den Vortheil, daß nun jeder sich daran betheiligte und sein Scherflein zur Unterhaltung beitragen konnte. So brachte denn der eine ein Lied, der andere eine Aphorisme, der dritte eine Geschichte u. s. w.

Es hatte für mich einen besonderen Reiz, an jedem Worte etwas aufzufinden, woran sich auch Andere ergötzen könnten. Ich überschlug kein Wort und selbst das Wörtlein und zog ich in den Kreis meiner Betrachtungen. Es lag nahe, ein Räthsel darauf zu machen: Und ist nämlich ein kleiner Ort zwischen Krems und Stein an der Donau, ich verschmähte es und sagte lieber:

Das Wörtlein und ist die heilige Copulation, die jeden Augenblick, nicht etwa eine Priesterhand, sondern der ewige Geist Gottes in dem sterblichen Menschen vollzieht.

Obschon in damaliger Zeit sich alle Welt mit Charaden und Räthseln befaßte, so wollte doch diese Liebhaberei unter uns nicht recht Anklang finden. Ich namentlich hatte für diese Gattung der Poesie weder Sinn noch Geschick und wie wenig ich überhaupt davon hielt, sprach ich in einer Charade aus:

Mein Erstes ist ein Stock, mein Zweites ein Fisch, und wer's Ganze nicht räth, ist ein Stockfisch.

Nachdem ich einen Theil meiner Aphorismen vorgetragen hatte, hielt ich es für angemessen, Folgendes als Einleitung hinzuzufügen:

Wenn Dir, lieber Leser, dies oder jenes aus meinem Leben, was ich hier aufgezeichnet habe, nicht gefällt, so glaube nur ja nicht, daß es deshalb minder wahr sei; bedenke nur, ich schrieb das Ergebniß meiner Erfahrung, und solche Wahrheit sollte billig immer gefallen. Du vernimmst hinundwieder eine warnende Stimme, aber auch eine tröstende, eine belebende und erbauende.

Willst Du Dir einen sichern Weg durch die Welt vorbereiten, so erfährst Du manches Neue; hast Du ihn schon gewandelt, so kannst Du diese Zeilen wie eine Landkarte lieb haben, worauf Du Dir keinen Fuß mehr vertrittst.

Der Gewinn bei diesen geistigen Wettkämpfen war zunächst ein persönlicher: wir wurden darauf geführt, uns mit uns selbst zu beschäftigen, uns über uns klar zu werden, über unsere Bestrebungen und Ziele, über unsere Stellung zur Kunst und Wissenschaft und zu unseren Freunden und Gegnern. Namentlich kann ich diesen Gewinn nicht zu gering anschlagen. Viele meiner damaligen Aufzeichnungen geben das Streben zu erkennen, zu größerer Klarheit, Entschiedenheit und Selbständigkeit zu gelangen. Dahin gehören z. B. folgende:

Wenn ich etwas Schlechtes geschrieben habe, und ich finde es bald selbst, oder werde aufmerksam gemacht, oder beim Vertheidigen überzeugt, daß es wirklich schlecht ist, so gewährt es mir eine große Freude, daß meine Schwachheit meine eigene geblieben ist. Ebenso kann es mich aber verdrießen, wenn irgend ein Gedanke oder auch nur eine Ansicht mit Beistimmung meiner kritischen Freunde in die Welt gelangt ist und hinterdrein bei denselben Mißbilligung und Tadel findet. Es verdrießt mich nämlich weniger, daß ich mich irrte als daß *sie* sich irren konnten. Der Freund *darf* nicht allein, sondern er *muß* sogar in solchem Falle sich seiner eigenen Subjectivität um des Freundes willen begeben, um zu möglichst objectiver Anschauung zu gelangen und schonungslos sein Richteramt zu üben. Aber man ist oft zu faul für sich, geschweige denn für Andere zu denken.

Ein sehnsüchtiger Drang, mein besseres Ich mit meinen Anschauungen in Einklang zu bringen, ist die Quelle meiner

größten Freuden von jeher gewesen, aber auch meiner größten Leiden. Ich konnte es oft in persönlichen Beziehungen zu einzelnen Menschen Jahre lang nicht verschmerzen, ja nicht einmal vergessen, daß mein Herz sich getäuscht hatte, daß der Born meiner Poesie in den unabsehbaren Sandflächen unempfänglicher Naturen versiegen mußte!

Das ist eben der Unterschied zwischen mir und vielen Anderen. Während diese das Herrliche, Verklärte, Göttliche aus seinem Himmel herabziehen auf *ihre* Erde und sich mit ihm befreunden wie mit ihren Hausthieren (gleich den Ägyptiern, die ihren Anubis mit einem Hundekopfe darstellen), so hebe ich das Geringste empor und mich selbst mit ihm, und aus Allem was Gott geschaffen hat, schaffe ich mir Gott selbst wieder.

Kein Wunder, daß ich mit großer Liebe an dieser meiner Stiftung hing und auch für die Zukunft die schönsten Hoffnungen zu ihr hegte. Als ich von meiner österreichischen Reise 1827 zurückgekehrt war und zum ersten Male wieder in unserer Gesellschaft erschien, hielt ich eine Anrede, die ihrer Überschwänglichkeit entkleidet einfach darthat, daß unsere Gesellschaft lebensfähig war und bleiben würde. Es war nur ein Bruchstück und konnte bei meiner damaligen Stimmung nicht mehr sein:

Wir haben uns nicht ängstlich gesucht, und wir fanden uns; kein Rang, kein Stand, kein Geld, kein Ruhm, nichts von Allem lockte den einen zum andern, und wir kamen uns selbst entgegen; kein Zweck, keine Rücksicht, kein Wissen, kein Können, kein Talent, kein Genie konnte uns zusammenhalten, aber Wohlwollen, Offenherzigkeit und jede höhere Theilnahme fesselte uns. Ein Jahr ist vergangen, aber in diesem Jahre liegen die schönsten Tage *vieler* Jahre, denn wir haben nicht wie ein einzelner Mensch, sondern

wie einer in allen gelebt. Und nur ein solches Leben ist des Wunsches, ist des Strebens werth! Und mit diesem Gedanken und mit dem festen Willen, dies Leben nun und nimmermehr aufzugeben, werden wir uns gegen die Nüchternheit, gegen das engherzige Thun und Treiben aller jener zweckvollen, wohlerwägenden und wohlberechnenden Leute, gegen alle diese werden wir uns behaupten und allezeit eher ihren Neid und ihren Respect als ihr Mitleiden oder ihre Geneigtheit zu verdienen suchen. Ja, das können wir, das wollen wir, denn wir feiern unsere Geburtstage, weil wir einer durch den andern und jeder immer wieder für das Bessere und Höhere geboren werden und werden wollen.

Mein Antheil an Allem was 1826—29 in der Zwecklosen Gesellschaft vorgetragen wurde, war ziemlich bedeutend, nur ein kleiner Theil ist gedruckt und jetzt längst von dem Büchermarkte verschwunden. Es mag darum eine Auswahl aus meinen Zwecklosen Leistungen eine ihrem früheren Zwecke entsprechende willkommene Beigabe sein!

---

1. Das Unbegreifliche des Menschen ist eben das Interessanteste am Menschen. Könnte ihn die Philosophie mehr als jede andere Wissenschaft dahin bringen, daß er sich selbst begriffe, so würde er allen Wohlgefallen an sich verlieren. Der Himmel aber hat gut dafür gesorgt, daß es ihm nie gelingt, und selbst wenn die Philosophie ihm seine Neugierde befriedigen möchte, so hält sie im selben Augenblicke zwei Dinge in Bereitschaft, jeden Anlauf zum Ziele zu vereiteln: Skepticismus und Mysticismus.

2. Der Mensch ist ein wandelnder Baum: seine Füße berühren wie die Wurzel das Irdische, während sein Haupt wie der Wipfel in luftiger Höhe schwebt; aber wie die Zweige des Baumes nur im Frühlinge, so streben seine Hände nur in Leiden und Freuden gen Himmel empor.

3. Daß man auf der See an Wasser oft Mangel leidet, ist bekannt; aber niemand will's recht glauben, daß einem im scheinbarsten irdischen Glücke oft gar viel Glück fehlt.

4. Mit den Thieren giebt man sich viel Mühe, sie zur Bewunderung der Menschen abzurichten — wenn man das Alles mit den Menschen thäte, was würde es da erst für Wunderthiere geben?

5. Die meisten Menschen sagen, daß sie glücklicher waren, als sie gegenwärtig sind; aber selten bekennt jemand, daß er besser war, als er eben jetzt ist. Daran sieht man, daß gut sein bei vielen Menschen nicht einerlei ist mit glücklich sein.

6. Körperliche Kraft, Einfachheit der Sitten und Gesundheit des Geistes ist der Born, woraus sich jedes Volk Verjüngung ertrinken kann.

7. Die Thaten der Vorzeit sind ein Strom, der sich ins Meer der Vergessenheit ergoß, sein Bette ist längst versandet; aber die Sprache der Völker und ihre Lieder darin mit den dunklen Erinnerungen an die Vergangenheit, das ist der Goldsand, den jener Strom in seinem Bette zurückließ.

8. Wie der Schmetterling nur immer seine schönere Seite der Sonne zuwendet, so soll auch der Mensch sein besseres Ich an den Lichtglanz jeder schönen Idee gewöhnen.

9. Die That ist die wahre Tochter des Thuns, hingegen das Gethue eine natürliche Tochter, die aber gewöhnlich eher unter die Haube kommt als jene.

10. Frömmler pflegen mehr fromm als Frommes zu thun.

11. Wahre Frömmigkeit wird weder durch Glück, noch viel weniger durch Unglück erzeugt oder genährt, sie geht aus einem ernsten und sich selbst bewußten Streben, und dem festen Glauben an ein höheres, allumfassendes, allerhaltendes Wesen hervor, sie muß die Blüthe an dem Baume des menschlichen Daseins sein, wenn er seine schönste Frucht: die Tugend, tragen soll.

12. Der Verstand hat wie der Sperling seine Heimat überall und seine Lebenslust die längste Zeit des Jahres, aber das Herz macht es wie die Nachtigall, die baut singend ihr Nest nur im Frühlinge der Liebe und fliegt vor dem Winter noch wieder von hinnen.

13. So wie die Sonne über die Berge gekommen, so erwacht auch der Verstand, und so lange sie am Himmel bleibt, bleibt auch der klare Verstand oben. Dem Gefühle gehört Dämmerung, Abend und Nacht, und Morgenröthe.

14. Trost und Almosen ist das Geschrei verzagter und armer Menschen, Selbstvertrauen und Muth aber das Kampf- und Sterbelied starker und ritterlicher Herzen.

15. Der Schlag der Uhr zeigt mir nur die gegenwärtige Zeit an, aber der Schlag meines Herzens auch die vergangene und zukünftige.

16. Die dankbare Erinnerung an die Vergangenheit ist das schönste Dankgebet für die Freuden der Gegenwart.

17. Wir sehen den Regenbogen nie über unserm Haupte, immer nur vor uns; ach! und so will oft nur erst die Zukunft die Finsterniß unserer Gegenwart mit den bunten Farben des Glücks erheitern.

18. Der blaue Himmel auf dem Wasser verrinnt nicht mit dem Wasser, und die schönen und großen Thaten der Menschen vergehen nicht mit dem Menschen.

19. Wenn das Land der Gegenwart nur ein abgeernteter Herbst noch ist, wenn unsere Zukunft wie ein Winter herb' und rauh an den fernen Bergen wartet, dann sollten wir muthig hinüber wandern und dahinter den Frühling der Vergangenheit wiedersuchen! aber Wehmuth und Sehnsucht ist dann oft nur unser ganze Muth, und unsere Thaten sind nur Thränen.

20. Muth und Beharrlichkeit sind das Thema des Lebens, worauf sich die meisten Variationen spielen lassen.

21. Wo die Sonne untergeht, geht sie nicht wieder auf, aber sie geht immer wieder auf: und das soll auch der Mensch auf den Trümmern seiner Hoffnungen und Wünsche.

22. Die Gedanken an die Heimat sind für einen gefühlvollen Menschen die Strahlen der untergehenden Sonne, welche noch den umwölbten Himmel der Fremde tröstend mit Purpurschimmer schmücken.

23. Das Beständigste am Menschen ist sein ewiges Ringen und Streben nach dem was er sein Glück nennt.

24. Der Frühling der Erde und die Jugend des Menschen, — ist nicht beides ein Traum? die Erde träumt ihn jedes Jahr, ach! aber der Mensch nur Einmal.

25. Das weiße Haar des Greises erscheint mir immer wie der Schnee, denn unter diesem Schnee liegt auch ein Frühling von Hoffnungen und Freuden begraben.

26. Die Fröhlichkeit des Greises ist ein Kind, was über Gräbern spielt.

27. Frühes Unglück lohnt spät: so bricht man dem jungen Baume seine Blüthen ab, damit er im Alter Früchte trägt.

28. Der Verlust des äußern Glückes ruft ein inneres hervor. Darum wollte Christus, daß seine Jünger und Anhänger den äußeren Gütern entsagen sollten, weil sie nur so der himmlischen theilhaftig werden könnten: Matth. 6, 19. Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden. 10, 9. Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben. 19, 23. Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen.

29. Wenn wir getäuscht sind und traurig dastehen, so sehen wir in jeder Thränenperle der Theilnahme die Wiedergeburt einer tröstenden Hoffnung.

30. Wie die Thautropfen auf den Blumen, sind die Thränen in einem schönen Auge über die Leiden und Freuden anderer Menschen.

31. Unsere Schwächen und Fehler sind der Schatten der Seele; wir können ohne sie eben so wenig wandeln, als ohne unsern sichtbaren Schatten im Sonnenscheine: laßt uns dann danach trachten, daß sie wenigstens so unschuldig werden als eben dieser Schatten!

32. Jener zu großen Gutmüthigkeit ergeht es am Ende wie dem Zwergapfelbaume im Topfe; der weiß auch nicht, was er alles thun soll, er kümmert sich an keine Jahrszeit, blüht im Frühlinge und im Herbste, aber seine Blüthe ist seine einzige Frucht.

33. Nil admirari im Kopfe ist beinahe so, als ob man den Teufel zum Cicisbeo an der Hand hat.

34. Das ist fürwahr ein recht thörichtes Unglück, was sich der Mensch aus der Zukunft holt.

35. Der Gedanke an den Tod ist die einzige Pille gegen den Magen-Krampf des Hochmuths.

36. Die meisten Menschen sind nur dann erleuchtet und reden recht interessant, wenn sie brav getrunken haben: so wie der Olm (caries arborum) nur dann leuchtet, wenn er recht naß geworden ist.

37. Mach dir nur gewisse Leute um dich her nicht zu poetisch, es ist ein vergebliches Mühen: du bestreichst einen kupfernen Pfennig mit Mützenpulver, steckst ihn für eine Silbermünze ein und holst ihn nach wenigen Tagen als kupfernen Pfennig wieder aus der Tasche hervor.

38. Es wird nicht besser in der Welt, als bis es nur noch eine einzige Race von Knechten giebt: Stiefelknechte.

39. Wenn man für jeden Schritt, den man für einen guten Zweck thut, kämpfen muß, wenn die Begeisterung einem ihr ewiges Vorwärts zuruft, und man kämpft und kommt nicht vorwärts, sieht kein Ende noch Ziel — ha! da möchte man wie ein Soldat hineinstürzen in den feind-

lichen Kugelregen, um nur gleich getroffen zu werden und todt hinzustürzen.

40. Nichts thun, und wenn etwas geschieht, zum Hemmen geneigt! — Seid ihr nicht, wie die Hunde, die nicht zugeben wollen, daß ohne ihren Willen der Wagen vorüberrollt, und eben darum bellend ins Rad beißen?

41. Des Undankes ist auch noch nicht so viel in der Welt, wie man immer davon schreit. Sei uneigennützig, sei unbefangen und anspruchslos in deinem ganzen Wesen! thue Alles, wolle Nichts dafür! und — du wirst gewiß nur selten sagen können: Undank ist der Welt Lohn.

42. Erbärmliche Menschen wollen das Gefühl der Dankbarkeit durch Schmeichelei, Gleichsinnigkeit und Beistimmung gegen sich ausgesprochen wissen; edlen Naturen erscheint die Dankbarkeit im redlichen Streben, etwas Eigenes zu sein, mehr zu sein als eine Wohlthat, und wenigstens ihrem Geber gleich zu sein.

43. Wenn ich mir etwas verspreche, so ist das so gut, als ob ich es dir oder euch oder überhaupt jemandem verspreche. Die meisten Menschen aber nehmen das nicht so, eben weil sie sich selbst für so schlecht halten, daß sie sich selbst gar nicht Wort zu halten brauchen.

44. Heiterkeit ist das Hauptbedingniß aller Tugend. Möchtet ihr doch, ihr guten Eltern, Lehrer und Erzieher, diesen einen Satz recht erwägen und täglich bei der Unterweisung der Kinder in Anwendung bringen! Ihr würdet den Leichtsinn der Jugend nicht so häufig strafen, vielmehr stets darauf bedacht sein, ihn zu veredeln. In jedem ernsten, in jedem stillen, tuckmäuserartigen Wesen der Kinder liegen die Keime zur Trägheit, zum Ungehorsam, zur Abneigung gegen alles Lernen und zur Verdrossenheit in allen Geschäften. Laßt also die Heiterkeit einen Engel sein, der das Kind jeden Abend in den Schlaf singt, und jeden Morgen wieder daraus weckt!

45. Lehren und lernen sind die einzigen Wege zum würdigen Genusse des Lebens. Du lernst, wenn du dich bemühst, das Leben und die Welt zu verstehen; du lehrst, wenn du das Verstandene in Wort und Beispiel darzustellen suchst.

46. Lehre ist trockenes Brot, aber Beispiel Muttermilch.

47. Das Johanniswürmchen leuchtet mit dem After: so glänzt mancher in der Welt durch Afterwitz (faux-brillant).

48. Wunderkinder sind gleich den Judenkirschen: diese blühen früher als alle übrigen Bäume; man sieht's ihnen aber an, daß die Natur mit

ihnen nur einen Scherz treibt und sonst nichts Sonderliches vorhat, denn sie blühen ohne Blätter und bringen ihre Früchte am allerspätesten zur Reife.

49. Ein Brausekopf und eine Mispel sind erst dann genießbar, wenn die Zeit beide mürbe gemacht hat.

50. Der Verstand vieler Menschen bildet einen stumpfen, ihr Gefühl einen spitzen Winkel. Wer sie treffen will, thut wohl, daß er nur auf den Verstand zielt.

51. Wie gut ist doch auch unsere schlimme Zeit wieder in mancher Hinsicht! Man kann so ruhig hinleben, ohne erst zu lesen, wer hier und dort katholisch, dort und hier evangelisch geworden, und warum dies? warum das? Aber als unsere Väter in unserem Alter waren, da hätte ich keinem rathen wollen, ohne Zopf zum Fenster mal hinauszuschauen!

52. Der Scherz hat überall seine Gränzen. Das Leben lehrt diese Gränzen durch Sitte und Anstand, die Wissenschaft durch Achtung vor ihrem Werthe und ihrer Würde, und die Kunst durch die reine Liebe zu dem Schönen und Erhabenen.

53. Complimente sind in der Regel spanische Wände, die man vorschiebt, um gewisse Dinge zu verbergen.

54. Ohne Freund, ohne Geliebte, und doch in einer Welt voll der schönsten Ideale leben und mit einem warmen Herzen, mit einem gesunden Verstande — da bist du ein Einsiedler auf einer Insel im Weltmeer, ein armer Mann in der reichsten Natur voll ewigen Frühlingsschmuckes, die aber auf keine deiner Fragen antwortet.

55. Was gehört dazu, wenn das entstehen soll, was man Langeweile nennt? Antwort: eine Scheu oder gar ein Abscheu vor allem Denken, vor allem Thun; eine theilnahmlose Faulheit im Hören, Sehen und Beobachten; Krankheit des Leibes und der Seele, oder endlich gar ein verdorrtes Herz gegen Gott und Menschen.

56. Die meisten Menschen machen alle philosophischen Systeme durch, und nicht eben in der Philosophie, sondern in der Liebe: zuerst Mystiker, dann Idealisten, dann Pantheisten, endlich Realisten oder Skeptiker, oder sie sind mit anderen Worten: Jünglinge in den Flegeljahren, junge Herren von Herz und Geist, Heirathslustige, Ehemänner oder Hagestolze.

57. Liebe — giebt es ein schöneres Wort dafür in anderen Sprachen?

58. Die erste Liebe ist das erste Veilchen im Frühlinge unsers Lebens, wir vergessen es nie, auch dann nicht, wenn der Mai alle Dornen um uns mit Rosen behängt.

59. Die erwachende Liebe und die aufgehende Sonne — wer bebte nicht vor ihnen in entzückendem Schauder?

60. Voreilige Liebeserklärungen sind voreilige Sonnenblicke auf eine Blume im März; die Sonne hat sich offenbar verrechnet, denn sie dachte nicht an den April der Elterngesinnung.

61. Die Sehnsucht ist der Heiligenschein der Liebe.

62. Das Aufblühen der Blume ist das sehnsüchtige Äugeln einer Jungfrau nach ihrem Bräutigam, nach dem Sonnenblicke des Morgens.

63. Die Liebe bedarf keiner Uhr, denn sie weiß an dem Sonnenzeiger des Herzens, den rollenden Augensternen immer, wieviel es geschlagen hat.

64. Veilchen, wählte dich darum der Frühling zu seiner Vorbotin, weil du die Farbe der Liebe und Treue trägst?

65. Bleib eine Rosenknospe, meine Liebe! denn wie erblühen schöner ist als blühen, so ist Sehnsucht schöner als Erfüllung.

66. Wer da rein liebt, der hat auch wie Franklin einen Blitzableiter erfunden, woran die Leidenschaft und jedes Ungethüm mit ihr abgeleitet wird.

67. In Liebesangelegenheiten bleibt auch der gescheidteste Mensch immer unmündig, und doch ist nirgends ein Vormund so am unrechten Orte als eben in Liebesangelegenheiten.

68. Die Liebe ist ein Traum, an dem die meisten Menschen länger zu träumen haben, als sie sonst zu schlafen pflegen.

69. Wer in der Liebe betrogen werden kann, ist wenigstens nicht als ein Liebender betrogen, denn die wahre Liebe steht über allem Betruge.

70. Amor vincit omnia, nur sich selbst nicht.

71. Die Liebe ist etwas Endliches; sie nimmt zu mit der Entwickelung der geistigen und körperlichen Kräfte, wie der Tag mit dem Frühlinge, und nimmt ab mit der Ehe, wie der Tag mit dem Herbste; es giebt aber eine Liebe, die sich auf unsere Erde nur verirrt zu haben scheint: sie schmiegt sich an das Herz des schönsten und besten Mädchens und ruft doch aus: wie bin ich so arm! ja, sie flieht den Frühling des Lebens und wirft sich in die Arme des Todes und ruft auch da noch aus: wo kann ich vergehen?

72. Treue Liebe ist und bleibt immer nur ein und dieselbe Liebe: wie der Morgenstern, der später als Abendstern wiederkehrt, immer nur ein und derselbe Stern ist.

73. Die Poesie ist Hüons Jungbrunnen: wenn ein Liebender sich darin badet, so wird er von allen Wunden und Bresten geheilt.

74. Der Mensch altert, aber seine schönsten Gefühle bleiben jung; ja selbst in der Thräne des Greises, wenn er nun schon so vieles verloren hat, glänzt noch die warme Erinnerung an seine Heimat und Jugendliebe, so wie die Strahlen des Abendroths am längsten und schönsten auf den Eis- und Schneehöhen der Alpen verweilen.

75. Zwei Liebende ohne Sehnsucht, zwei Eheleute ohne Erinnerung, sind vier Menschen ohne Poesie.

76. Die Liebe ist ein Traum, den jeder Mensch einmal träumen muß, dieser Traum läßt sich weder gebieten noch verbieten, weder erzwingen noch verhüten, weder verjagen noch fesseln 2c.; es ist halt ein Traum, aber niemand träumt ihn schöner, als wer nach seiner Erfüllung sich sein ganzes Leben hindurch sehnt.

77. Die Hoffnungen und Wünsche des Jünglings kreisen wie die Planeten um die Sonne herum, und diese Sonne ist — die Geliebte.

78. Sehnsucht ist die Thräne, die nur im deutschen Gemüthe zur Perle verwandelt, und nur von dem Golde der deutschen Sprache eingefaßt werden konnte; kein Volk hat ein Wort dafür.

79. Das Bild der Geliebten ist dem unglücklich Liebenden ein Regenbogen, denn wie diesen auf der dunkeln Regenwolke die ferne glänzende Sonne hervorzaubert, so bricht sich das ferne unerreichbare Sonnenbild der Geliebten in den Thränen des Liebenden, und schimmert auf dem dunkeln Grunde seines Gemüthes.

80. Ein liebendes Paar wird leicht ein Gegenstand der Unterhaltung, diese aber ist nur da eine wirklich würdige, wo jeder gleichsam sich selbst betheiligt glaubt, sich selbst liebend und geliebt zu erblicken denkt, und den längst vergangenen schöneren Theil seines eigenen Lebens, den Traum seiner Liebe in fremden Herzen noch einmal träumen muß.

81. Liebe gleicht nur dem Frühlinge, die Ehe allen Jahreszeiten; Vater und Mutter werden alt, aber ihr Herbst sind ihre Kinder, und diese Kinder sind wieder der Frühling, woran der elterliche Winter einen Sommer und Herbst zu erleben hoffen darf.

82. Die Liebe ist die Sonne, die Ehe der Mond, das Leben aber ist die Erde, welche oft den Mond verfinstert, wie der Mond die Sonne.

83. Auch der Ehestand will, wie jedes andere Verhältniß, was auf wechselseitige Achtung und Liebe sich gründet, eine gewisse Ferne, ein körperliches Geschiedensein, wenn auch nur durch eine Glasthür und einige Morgen- und Nachmittags-Stunden. — Wo Ferne ist, da ist Sehnsucht, und jede Sehnsucht ist wieder eine Hoffnung, und jede Erfüllung ein Kuß neuer Liebe und ein Briefträger neuen häuslichen Glückes.

84. Junge Eheleute fahren auf dem Schiffe „die Flitterwochen" genannt, in die offene See, sie brauchen nichts, sie haben ja Alles an Bord, nämlich sich selbst. Das Schiff aber verwandelt sich nach einiger Zeit und verliert seinen Namen, so wie die Mannschaft ihre Selbstgenügsamkeit. Da ruft man: Land! Das Land aber ist der gesellige Verkehr mit gleichgestimmten und gutgesinnten Eltern, Verwandten und Freunden.

85. Eine unglückliche Ehe ist eine gutgelungene Travestie eines schönen Liebesgedichts.

86. Die Liebe der meisten Menschen ist eine römische Girandola; tausende Raketen steigen auf Einmal empor und verschwinden dann für immer.

87. Nachgiebigkeit ist unter den Tugenden eigentlich nur eine Null, aber in der Ehe kann sie als Null eben die Bedeutung erhalten wie diese im Rechnen; es kommt nämlich nur darauf an, wo sie angebracht wird.

88. Nur in einer Religion, wo alle Liebe heilig ist, nur in der christlichen, kann auch die eheliche Liebe etwas Heiliges sein.

89. Der Liebe treueste Gefährtin ist die Erinnerung; wo einst die Liebe gewandelt, wo sie gehofft und geduldet, geweint und gelächelt, das weiß Alles die Erinnerung. Sie blickt uns an aus dem heiteren Blau des Himmels, aus seinem funkelnden Sternenkranze, aus seinem Morgen- und Abendroth, sie säuselt um uns aus des Frühlings Blüthendolden, und läßt sich vernehmen in dem Gewitter-Sturme des Herbstes, sie singt uns zu mit der Stimme der Nachtigall und verstummt vor uns wie der Schnee auf der weiten Erde, sie trauert mit uns in den verwelkten Kränzen auf den Gräbern, und freut sich mit uns in dem ersten Veilchen der lebendigen Natur. Ja, was ist nicht alles die Erinnerung! und wer hat sie nicht schon einst in seinem Leben mit der Liebe selbst verwechselt!

90. Als das Leben und der Tod sich einmal vermählten, da ward ein Traum von ihnen erzeugt und geboren, und die Menschen nannten ihn — Liebe.

91. Die antike und die moderne Liebe bildet, was ihre Auffassung und Darstellung anbetrifft, einen vollkommenen Gegensatz: jene, die antike Liebe ist objectiv, diese, die moderne subjectiv; jene mehr activ, diese mehr passiv; jene epischer, diese lyrischer Natur; jene eher plastisch, diese eher malerisch; jene mehr sinnlich, diese übersinnlich — kurzum, die eine ist ein antiker Amor, der Pfeile schießt, und die andere ein heiliger Sebastianus, auf den Pfeile geschossen werden.

92. Das ist eben die Poesie, die irdische Seligkeit, die himmlische Wonne der Liebe, daß sie Religion, Vaterland, Freiheit, Kunst und Wissenschaft, und Alles was dem Menschen heilig und seines Bewachens und Bewahrens, seines Strebens und Ringens würdig ist, was mit ihm als Hoffnung und Wunsch emporwuchs, was mit Ahnung und Sehnsucht sein ganzes Herz erfüllt, Alles, was ihn auf Erden je bewegte und begeisterte — daß Alles das die Liebe zu Einer Idee eint und durch die Geliebte verwirklicht. Darum, wer in der Geliebten nur die Geliebte liebt, liebt sehr wenig.

93. Unschuld sei das ewige Lämpchen in dem Heiligthume unseres Herzens, daß wir an dieser Flamme das erloschene Licht unserer Hoffnungen und Wünsche immer von neuem wieder anzünden können.

94. Die Freundschaft soll keine Krücke sein, worauf wir bemitleidet und deshalb unangefochten mit unsern Gebrechen und Fehlern durch die Welt humpeln; sie sei ein Gemsenjägerstab, den man nur dann gebraucht, wenn man das Höchste erklimmen will.

95. Achtung gegen deine Selbständigkeit erwarte nur da, wo ein gleiches Streben vorhanden, selbständig zu sein; nur da ist friedliche Gesinnung und Wohlwollen, weil keiner daran denken kann, sein eigenes Selbst dem andern aufzudringen oder um des andern willen aufzuopfern, jeder vielmehr darauf bedacht ist, dies sein eigenes Selbst unter den vielfachen Beziehungen zu der Welt und den persönlichen Obliegenheiten und Verpflichtungen heraus zu finden und sich seines Besitzes zu versichern.

96. Die Eigenthümlichkeit anderer Leute anerkennen, wo's gleichgültig ist, schonen, und nur da befehden, wo's noth thut: das ist eine Eigenthümlichkeit, die man jedem zu seinen übrigen noch hinzuwünschen sollte.

97. Offenherzigkeit ist wie eine Thurmspitze, ein freundliches Zeichen in der Nähe und in der Ferne; aber leider! schlägt der Blitz gerade am meisten drein.

98. Eine Allerweltsfreundschaft ist die traurigste von allen. Die Freundschaft ruht auf dem Bewußtsein wechselseitiger Liebe und Achtung,

und woher soll beides kommen, wenn man tausend Freunde hat, und bei keinem sagen kann: wir kennen uns?

99. Die Jugendfreundschaft ist ein Most, bei dem man Furcht und Hoffnung zugleich hat, weil aus ihm ein guter Wein sowol als ein schlechter werden kann; aber die Freundschaft des Mannes ist ein ausgegohrener Wein, wobei man statt aller Hoffnung nur die einzige Furcht hat, daß ihn der Tod für uns austrinkt.

100. Ein treuer Freund ist uns auf unserer Lebensfahrt ein Leuchtthurm am Meere: erst im Unglück lernen wir seinen Werth recht kennen.

101. Mag es Charakter sein, sich gegen alle Menschen auf gleiche Weise freundlich und wohlwollend zu zeigen, Freundschaft ist das nicht; Freundschaft wählt, sondert und bevorzugt.

102. Ein Adelicher muß recht viel hinter sich haben, wenn er etwas gelten soll; bei einem Bürgerlichen darf nur etwas dahinter sein, und er gilt schon viel.

103. Wäre nicht Hochmuth immer männlichen und Demuth weiblichen Geschlechts gewesen, so sollte man glauben, sie wären es jetzt erst geworden, weil beide im Gemüthe unserer heutigen Welt so gern Hochzeit halten.

104. Eitelkeit ist die Mistel am Menschen; sie grünet und blühet und bringt ihre Früchte zur Reife Jahr ein, Jahr aus, auch dann noch wann der Ast schon längst entblättert ist.

105. Die sogenannte schwache Seite der meisten Menschen ist die Eitelkeit. Küß ihr die Hand und sie reicht dir den Mund.

106. Die Eitelkeit schwimmt nicht in jedem Charakter wie Öl oben auf; oft ist sie die Hefe, die von unten auf den ganzen Kerl wie Brotteig oder Maische aufbläht.

107. Reißt man den Faden Eitelkeit an manchem Menschen ab, so geht's ihm wie einem papierenen Hanswurste, er ist von Stund an — unbeweglich.

108. Der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode ist den meisten Menschen etwas höchst gleichgültiges; geht's ihnen gut, nun, dann wünschen sie sich nichts vom Jenseits und sich am wenigsten selbst hin; geht's ihnen schlecht, so setzen sie ihre Hoffnung immer eher auf diese Welt als jene, auch währt der schlechte Zustand gewöhnlich nicht so lange, daß sie sich ohne einen Beichtvater mit ruhigem Bewußtsein in einer andern Welt ansiedeln könnten. Wer aber sind denn die übrigen, die wenigen, die fest an eine Unsterblichkeit der Seele glauben? Es sind diejenigen,

deren ganzes Leben und Wirken hienieden keine rechte Heimat fand, die sich hinaus sehnen aus einer Welt, wo sie nichts vollenden konnten, was sie redlich begonnen hatten, oder nichts beginnen konnten, was den Drang ihres Herzens befriedigte; ihnen ist dieser Glaube ein Bedürfniß, ja sie würden ohne ihn unglücklich sein in dieser Welt, weil sie ja erst in jener zu leben anfangen wollen.

109. „Aber doch keine Unsterblichkeit! Was einmal einen Anfang nahm, nimmt auch ein Ende.“ — Aber ist denn das nicht eben Unsterblichkeit, dieses ewige Werden, diese verkörperten Gedanken, diese verwirklichten Träume und Ahnungen, die doch alle wiederum Einem, Einem einzigen Wesen angehören? — Ist es nicht Lohn genug für dich, o Mensch, daß du ein Gedanke dieses Wesens — und wohl dir, wenn ein schöner! — warst? Und giebt es für dich, wenn du unsterblich bist, dann noch eine so hohe, so reine Liebe, als die ist, welche die göttliche Abstammung des menschlichen Daseins durch edle Gesinnung und schöne Thaten im Glück und Unglück hienieden ehrt, und sterbend auf den Lohn für alle Leiden und Mühen verzichtet, und sterbend verzichtet auf die Fortdauer ihrer Freuden in einer andern Welt, glücklich daß sie, während ein Liebender der Geliebten, und ein Held für das Vaterland nur das Leben diesseits opfert, so der Idee der Gottheit ein zwiefaches Leben, auch das jenseitige hingeben konnte!

110. Der Mensch ohne Beziehung auf den Menschen ist nichts. — Wandere wohin, weile wo du willst, andere Menschen sind mit dir und um dich, sie werden dich als Worte, als Lieder, als Erinnerungen, als Thränen der Freude, des Mitleids und des Schmerzes, als Wünsche und Hoffnungen, als Bitten und Gebete — immer begleiten.

111. Dummheit macht sich stets am breitsten
Hier in dieser engen Welt,
Sie erscheint auch am gescheidtsten
Immer noch der dummen Welt.
Aber was mir thut am leidsten
Auf der ganzen lieben Welt:
Dummheit, Dummheit kommt am weitsten
Endlich doch noch in der Welt.

112. Kunst und Wissenschaft ist für den Jüngling das Blümchen Jelängerjelieber und für den Greis das letzte Immergrün des Lebens.

113. Die wahre Seelenwandrung ist ein Fortzeugen des Wissens durch Wort und Schrift.

114. Die deutsche Philosophie ist eine Isis: sie hat so viele Brüste, daß man nicht weiß, an welche man sich gewöhnen soll.

115. Die schönsten Ideen sind gleich in ihrer Geburt vollendete Wesen, wie die Schmetterlinge; die Zeit kann sie nicht entwickeln, noch ausbilden, noch vollkommner machen, sondern höchstens nur zerstören.

116. Der Ruhm auf Erden ist selten ein Stern, aber häufig eine Stern-Schnuppe.

117. Große Geister sind Cometen, die nie ohne einen großen Schwanz von Nachtretern ihre Bahn vollenden können.

118. Die Fehler und Mängel großer Geister gleichen den Herbstnebeln, welche am Fuße des Berges lagern, während oben auf seinem Gipfel doch die Sonne scheint.

119. Glückliche Nachahmer sind wie die einzelnen Sterne, die den Saturnus umkreisen; aber so glänzend ihr Ring, diese ihre Fessel ist, sie können ihn doch nie überschreiten.

120. Ein Polyhistor unserer Zeit wäre derjenige, der das wirklich ausführte, was von Philadelphia nur erzählt wird, daß er nämlich zu einer und derselben Zeit zu allen Thoren Berlins hinausgefahren sei.

121. Ein Leben ohne Gesang ist ein freudenarmes, eine Pflanze ohne Blume; ein Leben ohne Sprache — ein freudenloses Leben, eine Pflanze ohne Blätter.

122. Die schönsten Ideen des Dichters gleichen der Herbstzeitlose: sie blühen ehe sie Blätter getrieben haben.

123. Die Poesie ist dem wahren Dichter die Kunst, gediegenes Gold mit einem schönen Gepräge zu versehen, während der falsche Dichter sein unedles Metall auch ausprägt, aber wie ein Falschmünzer es nur durch Mützenpulver in Curs zu setzen vermag.

124. Der Frühling der Dichtkunst wage sich nicht in die Nähe der Höfe, den Winter der Diplomatik, sondern mache es hübsch wie die Erde, die nur in der Sonnenferne ihr Sang- und Blüthen-Fest feiert.

125. Wenn die Poesie oben auf dem Berge ihren Sonntag feiert, Frühlingslüfte athmet, und auf den Flügeln des Sonnenlichts die grünen und blühenden Eilande ihrer Träume und Erinnerungen auf der weiten Erde wiederfindet — dann begeht unten die Spießbürgerwelt ihren blauen Montag, erlabt sich an Knaster und Braunbier, Schnaps und Würsten, und hält ein Schweinausschieben.

126. In der Nase soll nach Oken der Sitz der Phantasie sein. Ist das wirklich so, dann müssen wol die meisten Menschen zeitlebens den Stockschnupfen haben.

127. Sie wissen nicht, warum's Januar war,
Und sind sie auch längst im Februar zwar,
So denken sie doch auf keinen Märzscherz
Und ahnen nimmer, was der April will,
Und was ein liebeblühender Mai sei.
Drum frag danach im Juni und Juli sie,
Und frag danach im September,
October, November, December,
Sie haben nun einmal Poesie nie.

128. Die Lyrik ist der Morgen, die Zeit der Andacht, der stillen Sehnsucht und Erwartung, die Dramatik ist der Mittag, die Zeit der Thätigkeit nach außen, ein Zusammenwirken vieler Kräfte, ein Tummelplatz der Leidenschaften und Begierden; die Epik ist der Abend, die Zeit der Ruhe und Selbstgenügsamkeit, wo die Ergebnisse unseres Strebens und Wollens, und unsere Leiden und Freuden wie Erinnerungen an unserer Seele langsam vorüberziehen und das Vergangene uns vergegenwärtigen; die Didaktik ist die Nacht, wir ruhen eine wahre ascetische Ruhe, und unsere Träume und Herzensergüsse sind die eines moralisierenden Alten — nichts als Ermahnungen und Lehren.

129. Nur der Dichter muß sich sein Haus selbst bauen; darum hält er auch sich selbst einen Zimmermannsspruch und trinkt sich selbst den Bauherrntrunk zu.

130. Der Dichter, dessen Verdienst nur in dem metrischen Theile seiner Erzeugnisse besteht, ist eine arbeitsame aber flügellose Ameise, die sich mit allen Füßen doch nicht emporschwingen kann.

131. Der reichste Garten der Poesie ist die Ferne, aber nur dann, wenn Hoffnung und Sehnsucht ihre Gärtnerinnen sein wollen.

132. Wenn der Dichter nicht selbst einen Auferstehungstag hat, so wird die Welt an ihm keinen Pfingsttag erleben.

133. Alle Poesie ist nur eine Form, ein Gefäß jener himmlischen Liebe, womit Gott unser Herz gesegnet hat; sie ist eben so wenig wie diese Liebe selbst sich allein Zweck, sie will, wenn sie schöpferisch aus ihrem stillen Kämmerlein hervortritt, nur eine Freude sein, die ohne eine andere Freude nicht leben kann, nicht gedacht werden soll. Wer der Poesie diese Bedingung, unter der sie nur wahrhaft zu leben vermag, raubt, betrübt sie und bringt sie zum Schweigen. Und so findet denn der Dichter, im Besitze aller Kunstfertigkeit und Geheimnisse, endlich keine Worte mehr, er hat sich, wie's die alten Meistersänger nannten, *versungen* und muß vom Stuhle herabsteigen.

134. Der Lyriker ist der Frühling, er erzeugt Blüthen und Blätter, kennt nur eine Gegenwart. Der Dramatiker ist der Sommer, er entwickelt die Blüthe zur Frucht, zeigt in der Gegenwart Vergangenheit und Zukunft. Der epische Dichter ist der Herbst, ein Darsteller der Vergangenheit, er kennt die Blüthen seiner Früchte, weiß wie sie aussehen, aber sieht sie nicht, weiß wie sie duften, aber riecht sie nicht. Der didactische Dichter ist der Winter, er bringt nichts hervor, und begnügt sich, an seinen Vorgängern und seinem Nachfolger zu zeigen, warum und wozu das Alles so ist.

135. Der Lyriker ist ein Bräutigam, der Dramatiker ein Ehemann, der Didactiker ein Hausvater, der Epiker ein Wittwer.

136. Dichter und Componist sind beide Kinder des Frühlings, und jener die Rose, dieser die Nachtigall; beide sehnen sich, nach der Sage des Morgenlandes, nach einander, beide lieben sich und wollen noch auf Erden ihr Hochzeit-Fest feiern.

137. Instrumentalmusik ist das Mitgefühl der unorganischen Natur an den Freuden und Leiden der Stimme des menschlichen Herzens.

138. Der Ton des Waldhorns ist das Echo des deutschen Gemüths.

139. Das wahre lyrische Dichten erscheint mir immer wie ein musikalisches Componieren mit Worten, wir schreiben statt der Töne Worte auf. Ich habe mich so daran gewöhnt, daß ich beinahe nie dichte ohne zugleich zu singen.

140. Der Lyriker verwebt sein Ich, sucht es zu identificieren mit der Welt, aber nur am liebsten mit ihrer sichtlichen Oberfläche und dem Wechsel der Jahreszeiten auf ihr; der Humorist hingegen hält sein Ich gleichsam feindselig zurück, und läßt es da stehen, wie eine Voltaische Säule, um Allem, was er in seine Nähe zieht, electrische Schläge auszutheilen.

141. Der dramatische Dichter ist ein Ich, worin hundert andere eingeschachtelt sind; ist ein ewiger Jude, der in allen Ländern und zu allen Zeiten sich umhertreibt; ist ein sich selbst nach Belieben vervielfältigender Doppelgänger, der in vielerlei fremden Charakteren, in verschiedenen fremden Stimmungen und zu andern Tages- und Jahreszeiten als die seinigen, und unter andern Leiden und Freuden und immer mehreren und größeren als seine eigenen, immer ein und derselbe bleibt; er muß ein großes Herz haben, um viel zu lieben und zu hassen, und einen eben so großen Verstand, um viel zu erwägen und zu berechnen.

142. Ein deutscher Idyllendichter (von 1624 bis 1780) ist ein Mensch, der alle Berge und Thäler, alle Felsen und Klüfte in fruchtbares

Ackerland und fette Weideplätze, alle Thiere in Viehheerden, und alle Menschen in Kuh- und Ziegenhirten verwandeln möchte, und in jede Litteratur sein Arkadien einschwärzt ꝛc.

143. Ein didactischer Dichter ist ein poetischer Pedant und gleicht einem Liebenden, der gern seine Geliebte küssen möchte, aber immer bei sich denkt: es ist halt Sünde!

144. Der Alexandriner ist ein in's Jambische übersetzter Hexameter.

145. Der Alexandriner ist ein sechsspänniger Wagen auf einer Kunststraße, worin die französische Phantasie wie in einer Staatskutsche anständig und munter ihr Ziel erreicht, die deutsche aber wie auf einem breiträderigen Lastwagen im Sande in unerquicklichen Schlaf verfällt und erst aufwacht, wenn sie am Ziele ist.

146. Die deutsche Sprache des 17. Jahrhunderts ist zerhauen und zerfetzt wie die Brust, der sie angehört; jedes fremde Wort ist ein Stich und Hieb von einer fremden Hand.

147. Wen der 30jährige Krieg zu einem Gedichte begeistern kann, kann ein großer Dichter sein, ist aber auf jeden Fall ein schlechter Historiker.

148. Der 30jährige Krieg ist das größte Drama, welches die Jesuiten jemals aufgeführt haben.

149. Die Dichter zur Zeit des 30jährigen Krieges sind die Blumen in dem Leichenkranze, den sich Deutschland selbst wand.

150. Wieland giebt sich die große, für seine Zeit interessante Mühe, das Antike zu modernisieren und das Deutsche zu französieren; aber beides ist längst aus der Mode gekommen, so wie er selbst.

151. J. H. Voß übersetzt, als ob ein alter Grieche oder Römer bei oberflächlicher Kenntniß der deutschen Sprache Gedichte machte.

152. Johannes von Müller erscheint in seiner Sprache als ein großer Geist des Alterthums, der sich der neuen Welt zu Gefallen bequemt — deutsch zu schreiben.

153. Hölty ist eine Äolsharfe, die nur bei dem leisen Wehen des Frühlings am lieblichsten tönt.

154. J. G. Jacobi ist eine Nachtigall, der man es anhört, daß sie ihre schönsten Jugendtage in Frankreich verlebte.

155. Göthe ist ein Adler, der zum Himmel flattert, aber immer wieder zur Erde zurückkehrt. Klopstock ist ein Paradiesvogel, der nirgend auf der Erde ruht, sondern im Himmel der Liebe und Religion seine Flügel schwingt.

156. In Faust's Mantel hüllte sich Göthe nur Einmal, nämlich in seinem Faust; dann verlor er ihn für immer, wie seine Helena und seine eigene Fortsetzung seines eigenen Fausts genugsam darthun.

157. Schiller hat oft mehr Worte als Gefühle; und darum sind in seinem Hörsaale mehr prosaische als poetische Naturen.

158. Winckelmann wurde katholisch wegen der heidnischen Kunst, Fr. Schlegel wegen seiner eigenen, und mancher andere wegen gar keiner.

159. Kosegarten's Sprache ist das Brausen und Branden der Seewellen, jede wirft etwas aus der Tiefe seiner Seele empor, zuweilen eine Perle, ein Stück Bernstein, meist aber nur Muscheln und Seegras.

160. Kosegarten geberdet sich wie der Acteur eines Helden in einem gewöhnlichen französischen Trauerspiele, der aber deutsch spricht.

161. Jean Paul's Werke sind ein gut unterhaltenes Lauffeuer, während andere höchstens pelotonweise zu feuern verstehen.

162. Jean Paul's Humor ist ein Kaleidoskop, das bei der leisesten Berührung aus den verschiedenartigsten Bruchstücken der Ober- und Unterwelt immer neue wunderbare ganze Bilder darstellt.

163. Lieber Graf von Platen-Hallermünde,
Ja, das Schelten ist zwar keine Sünde,
Wenn man hat wie du so gute Gründe.
Aber bist du es capabel,
Schenk was dir und uns gebricht,
Schenk uns was nach deinem Schnabel,
So ein schmackhaft fein Gericht,
Denn was soll uns eine Gabel,
Haben wir des Bratens nicht?

164. Müllner, steig aus deinem Grabe,
Tilge deine Schuld auf Erden!
Denn dein mitternächt'ger Rabe
Läßt sie immer größer werden.

165. Wolfgang Menzel, allzeit fertig,
Nur auf Metzler's Wink gewärtig,
Kann bald dies, bald das nicht leiden,
Greift zu lauter scharfen Messern,
Will mit Auf- und Kreuzquer-Schneiden
Unsre kranke Zeit verbessern;
Schneidet hier die Ehren ab,
Operiert Verdienst ins Grab,
Oculiert mit seinem Messer

Auf den Göthe magnifik,
Daß der Wildling werde besser,
Unsern Novellisten Tieck;
Schneidet die Geschichte zu,
Daß man sie mit Lust kann lesen,
Schneidet sich zu seiner Ruh
Einen Recensentenbesen.
Doch nach solcher Schneiderei, —
Und so wird's sich endlich schicken, —
Schneidet er sich selbst entzwei
Und kann sich nicht wieder flicken.

166. Wo ist doch Lafontaine geblieben?
Da wo auch Clauren nächstens ist
Und mancher andre Novellist.
Sie hatten für die Welt geschrieben.
Was that die Welt? sie las,
Doch that sie mehr noch: sie vergaß.

167. Bei Kotzebue hätte es nicht eines Sands bedurft, er wäre mit seinem litterarischen Caper auch ohne Sand doch bald auf den Sand gerathen.

168. Je länger du ein vergoldetes Silberstäbchen wie Draht ziehest, je durchsichtiger wird die Vergoldung. Siehe unsere Romanenschreiber! — Mach's umgekehrt!

169. Der wahre Prosaiker ist immer offenherzig, sagt Alles heraus, weil er nur so irgend einen Zweck in Bezug auf sich und andere zu erreichen glaubt; der wahre Dichter aber ist in demselben Grade verschwiegen, er winkt nur mit den Augen, um unserer Sehnsucht und Ahnung, wie ein Liebender der Geliebten, den Weg zum Schönen, Erhabenen und Heiligen anzuzeigen.

170. Bei einem gründlichen strengwissenschaftlichen Werke, was in einem schönen Stile abgefaßt ist, kann es einem ergehen wie bei der Schlingerdbeere, da weiß man nicht, was eigentlich Blüthe und Frucht ist.

171. Nebel über einer schönen Gegend und ein schöner Gedanke in poetische Dunkelheit gehüllt — dazu mag man noch so hoch stehen, noch so scharf sehen, man muß warten, bis die Zeit das Schöne zum Vorscheine bringt.

172. Hänschen hinten, Hänschen vorn,
Hänschen unten, Hänschen oben,

Hänschen ohne Gall' und Zorn,
Hänschen kann nur alle loben.

173. Du bist ein großer Dichter jetzt,
Weil du den Dante übersetzt!
Doch größer wärst du ohne Wahn,
Wenn Dante das mit dir gethan.

174. Wie kam er doch so hoch empor?
Und steigt nun immer weiter!
Ich las ihm nur den Hegel vor,
Da braucht' er keine Leiter.

175. Ein litterarischer Verstand,
Der ist zu Allem nütze:
Er heckt in jedem Staub und Sand
Und laicht in jeder Pfütze.

176. Sieh den Litterator, den umsichtig waltenden,
Assimilierenden, vielfach gestaltenden!
Er fädelt an seinen Exclamationen
Die Bücher wie seine Puppen auf,
Und bringt sie dann geschaart in Schwadronen
Die nächste Ostermesse zu Kauf.

177. Eure große Encyclopädie
Ist doch auch nur eine Lotterie;
Kommt auch hier und da mal ein Gewinn,
Sind doch $^7/_8$ Nieten drin.

178. Die Kritik kann nicht Alles analysieren, sie muß sich dann und wann damit begnügen, nur darauf hinzuweisen, daß etwas schön ist. Es giebt ein höheres Schöne, was außer dem Gebiete des Sinnlich-wahrnehmbaren liegt, so wie jenseit der vielen Abstractionen des Verstandes, die man in den Kunstkanon der Ästhetik aufgenommen hat, ein Schönes, was sich nicht mit dem Zirkel bestimmen, noch auf Zahlenverhältnisse, noch auf philosophische Begriffe zurückführen läßt.

179. Der Humor ist ein Fernrohr, durch dessen eine Seite wir Alles vergrößert, und durch dessen andere Seite wir Alles verkleinert erblicken.

180. Mancher mag zu Manchem seinen Namen nicht hergeben, und denkt gar nicht daran, daß sich zu seinem Namen Manches auch nicht hergeben möchte.

181. Die Recensenten sind alte Jungfern, die nichts von Mutterfreuden ahnen, und jeder Braut auf ihrem Kirchgange lieber Häcksel als Blumen streuen möchten.

182. Ein schlechter Recensent und ein schlechter Schriftsteller sind zwei Kerle, die sich über dem Schnupftuche duellieren; sie schießen sich beide todt. Ein guter Recensent und ein guter Schriftsteller sind zwei Duellanten, welche die tödtenden Waffen ihrer Hände in Versöhnungswaffen ihres Geistes, in ruhige Erörterungen ihres Streitpunktes umwandeln; sie vertragen sich bald, und die Sache endigt gewöhnlich damit daß der Recensent nächstens zu Gevatter eingeladen wird bei einer zweiten verbesserten und vermehrten Auflage.

183. Recensionen und Leichenpredigten haben meist ein und dasselbe Schicksal: sie begleiten die Leiche bis ans Grab und fallen unversehends selbst mit hinein.

184. Schimpft lange nur, da wächst das Honorar
Mit jeder Zeile.
Doch wer beim ersten Schritt ein Esel war,
Der bleibt's auch nach der ersten Meile.

185. Laß nur dazu die Journalisten schweigen!
Fahr fort, im besten Lichte dich zu zeigen!
Was macht sich denn der Glanz der Sonne draus,
Wenn Uhu flieht vor ihm und Fledermaus?

186. Die Kunst muß eine Dienerin der Mode sein, leider! und sie läßt es sich gefallen, weil sie doch einmal weiß, daß ihr wahres Wesen zu keiner Zeit allgemein weder erfaßt noch verehrt worden; nun, dafür hat sie ewig ihre offenbaren und heimlichen Freunde und Anbeter, die überall für sie leben, wenn sie auch nicht durch sie leben können, die überall für sie reden, wenn es auch gegen andere Leute ist, und — wehe euch, ellenlangen Cravaten und seidenen Locken, wenn nächstens auch über euch, wie über weiland Perücke, Zopf, Toupé und Reifrock Gericht gehalten wird! da hilft euch auch kein Louis XV.!

187. Je unzufriedener Canova bei seinen Kunstschöpfungen mit sich selbst ward, desto zufriedener ward die Welt mit ihm.

188. Der Gelehrte wird etwas, der Künstler ist etwas.

189. Ausdauer ist hart wie Schiffszwieback, aber man gewöhnt sich bald an beides, wenn man die Insel der Glücklichen erreichen will.

190. Wenn ein Maler seine Kunst treibt,
Und dann nebenbei über die Kunst schreibt,
Und thut als ob er's besser wüßte,

Und zeigt, wie's jeder machen müßte,
Dann aber endlich selber nichts macht,
Der wird wahrhaftig ausgelacht.

191. Viele Künstler haben Spinnennatur: sie machen Kunstwerke nur um des Erwerbs willen und sind allen ihren Kunstgenossen spinnefeind.

192. O hättet ihr wie jene Meister *)
So tief ins Himmelreich geschaut!
Ihr hättet Gott und alle Geister
Den irdischen Farben anvertraut;
Ihr würdet auch am Himmel hangen,
Nie nach der Erde heimverlangen,
Ihr hättet ja die Kunst empfangen
In eures Herzens Heiligthume,
Die Kunst wie eine Himmelsblume
Zu Gottes und des Menschen Ruhme!

193. Der Componist sollte immer ein guter Dolmetscher des Dichters sein, macht es aber oft noch schlimmer als Ney, der Napoleons Rede an die bei Jena gefangenen Sachsen: 'Mes chères Saxons', übersetzte: 'Meine Herren Sächser!'

194. Essen, trinken, singen,
Bleibt doch eine Dreiheit;
Und was kann gelingen
Bei der Vielerleiheit?

195. Der Glaube an die Eigenthümlichkeit unseres Volkes ist selbst bei uns gering und bei unsern Gelehrten sehr gering: sollte aber jemand gar nicht anders mehr denken können, als daß wir sammt und sonders von nun an bis in Ewigkeit von griechischer und römischer Bildung abhängig blieben und bleiben müßten, der verdiente, daß er schon vor Jahrtausenden als Sklave in Sparta oder Rom geboren und begraben wäre.

196. Der Deutsche ist immer eher bereit zum Denken als zum Handeln und vergißt gar leicht, wozu einem der liebe Gott Arme und Beine gegeben hat. Darum kann er aber auch leichter sich die geistige Eigenthümlichkeit als die äußere aneignen.

---

*) Giotto, van Eyk, Pinturicchio, Fiesole.

197. In welches Gebiet der Kunst und Wissenschaft ein Deutscher trat, er schlug überall mit der Wünschelruthe seines Geistes auf Schätze, aber die Nachbaren verstanden sie in der Regel besser zu heben als er.

198. Die Erfindungen in einem Volke entsprechen noch fortwährend seinem Nationalcharakter: so erfand in neuester Zeit ein Deutscher den Steindruck, ein Franzose den Luftballon und ein Engländer die Dampfmaschine.

199. Unsere Universitäten, die höchsten Lehranstalten sollten auch zugleich die Repräsentanten der höchsten geistigen Cultur sein. Leider gleichen sie jetzt nur noch den Bergen, zu denen die Sonne am ersten kommt, auf denen aber der Schnee am längsten bleibt; das Land umher sieht sie staunend an, freuet sich seines Frühlings und kümmert sich nicht weiter um sie.

200. Universitäten sind die Karyatiden an unserem Staatsgebäude, Volks- und Bürgerschulen aber die Hauptstützen.

201. Student kommt von Studieren,
Professor von Profitieren.
O wär's doch immer umgekehrt!
Da würde mancher Schüler gelehrt,
Und mancher Professor liberaler
Im Puncto der harten Friedrichsthaler.

202. Die alten Deutschen kannten die römische Litteratur nur aus römischen Gold- und Silbermünzen; wir kennen sie besser — aus unseren eigenen Lumpen.

203. Während der Morgenländer durch alle Blumen spricht, so sprechen wir höchstens ohne alle Blumen durch die Blume.

204. Der Engländer weiß, was er braucht, und weiß nicht, was er nicht braucht, während dem Deutschen alles mögliche gelehrt wird, und er am Ende doch nicht lernt, was er braucht.

205. Unsere schönsten Denkmale sind aus Lumpen und liegen uns näher am Herzen als unsere Kleider.

206. Der Franzose ist ein Wortspieler, der Deutsche ein Worthalter.

207. Im Deutschen spielen die Wörter mit uns, im Französischen spielen wir mit den Wörtern.

208. Classisch ist alles dasjenige, wovon sich mit Zuversicht behaupten läßt, daß es irgend einmal einem alten Schulmeister gefallen hat.

209. Jugend und Laster sind jedem Volke gemein, in jedem Volke zeigt sich ein Vorwärts und Rückwärts, Stillstand ist nur scheinbar.

Aber kein Volk kann aus der Weltgeschichte seine Schwachheit und Erbärmlichkeit austilgen, oder es hört auf ein und dasselbe Volk zu sein. Denn die Völker sind nur potenzierte Einzelwesen und ebenso gut wie diese allen Gefahren, Fehlern und Leiden der menschlichen Natur unterworfen. Ebendarum lehrt die Weltgeschichte besser als unser eigenes Leben, und wohl dem, wer dafür allezeit den ruhigen Blick und ein empfängliches Gemüth behält!

210. Es kommt manch einer in eine große Bibliothek und erschrickt vor der ungeheueren Masse von Büchern. Ja, es ist auch wol schauderhaft, daß der menschliche Geist so seinen besonderen Hang hat, sich auf diese Weise zu verkörpern! Sagte doch schon der Prediger Salomo (12,12): 'Hüte dich mein Sohn, vor andern mehr; denn viel Büchermachens ist kein Ende.' Aber wenn man nur erst ein bissel mit allen den Büchern auf einem vertrauteren Fuße lebt, da verliert sich das Staunen und Schaudern, man wird allgemach so gleichgültig gegen diese aufgestapelten Geistesüberbleibsel in Bibliotheken, wie in den Beinhäusern die Todtengräber bei den Menschenknochen.

211. Das ist für euch der klügste Mann,
Der Alles wendet zum Besten an!
Der nichts in der Welt weder thut noch treibt,
Begafft, betastet, beliest, beschreibt,
Nichts wünscht noch hofft, nichts hört noch sieht,
Wovon er nicht seinen Nutzen zieht!

212. Du mußt ein reiches Mädel frei'n,
Gern Wasser trinken, niemals Wein,
Mußt über schlechte Zeiten schrei'n
Und Geld verdienen hinterdrein,
Mußt nie und nirgend gehn allein,
Um abzuwenden bösen Schein,
Mußt meiden alle Gasterei'n
Und jeden lustigen Verein,
Dann fällt es wahrlich keinem ein,
Daß du nicht müßtest, Brüderlein,
Ein Mann von Ehr' und Ansehn sein.

213. Die Sonne beschien das Metall,
Draus wurde die Erde Knall und Fall;
Die Sonne beschien die Erde zuhand,
Woraus sodann die Pflanz' entstand;

Die Sonne beschien die Pflanz', und plötzlich
Trat das Thier draus hervor ganz ergötzlich;
Die Sonne beschien zuletzt das Thier,
Und so, meine Herren, wurden wir.
Daher kommt's denn, daß Mensch und Nachtigall
In der Stimme haben viel Metall,
Daß wir wie Blumen sprießen und blühn,
Daß wir uns wie Ochsen und Esel mühn,
Und all unser Thun und Handeln
So gern in Metall und Papier verwandeln.

214. Gute Lebensregel
Ist ein gutes Segel.
Spannst du es zu rechter Zeit,
Fährst du sicher weit und breit.

215. Wenig gewünscht und viel gethan,
Ist der beste Lebensplan.

216. Eile mit Weile — hat schon Mancher gedacht,
Und doch keine Zeile zu Stande gebracht.

217. Erfahren haben will Groß und Klein
Aber alt will Niemand sein.

218. Ehre kannst du nirgend borgen,
Also mußt du selbst dafür sorgen.

219. Suchst du Ehr' in deinem Thun und Leben,
Werden dir auch Andre Ehre geben.

220. Geh unbefangen in die Welt hinein:
Wenn du nicht stößest, stößet dich der Stein.

221. Mit der Finsternuß hub an die Welt:
Darum ist es auch jetzunder
Eben noch kein großes Wunder,
Daß man drauf so große Stücke hält.

222. Herr von Ohnewitz
Hat den höchsten Sitz.

223. Reich und dumm
Hat auch sein Publicum.

224. Das Dummsein gönnt man ihnen allen;
Dumm machen läßt sich keiner gefallen.

225. Das Publicum ist immer gut,
Wenn man nur seinen Willen thut.

226. Manch adliches junges Blut
Sich höchlich wundern thut,
Daß auch andre Leut' im Land
Fünf Finger haben an jeder Hand.

227. Mit manchem wäre nicht umzugehn,
Ließ' er nicht auch eine Schwäche sehn.

228. Lob und gieb!
Dann bist du Allen lieb.

229. Glück ist dumm voll Selbstbetrug,
Unglück macht sich selber klug.

230. Was sie selber nicht machen können,
Wollen sie keinem andern gönnen;
Aber dennoch bleibt es gut,
Wenn es doch ein andrer thut.

231. Wirst du auch stets belogen,
Der Wahrheit bleib gewogen.

232. Willst du werden tugendhaft,
Lerne deine Schwäch' und Kraft.

233. Recht und schlecht, ehrlich und grade
Braucht keines Menschen Gnade.

234. Mancher giebt gute Lehren mit auf den Weg,
Und kann doch selbst nicht über den nächsten Steg.

235. Wer seine Fehler hören kann,
Verdient zum Freund den besten Mann.

236. Willst du wissen, was man auf dein Ich hält?
Verkehr auf Du und Du mit aller Welt.

237. Ein freundlich Gesicht, ein gutes Wort
Hilft manchem armen Gesellen fort.

238. Lerne von den guten Tagen
Auch die schlimmen zu ertragen.

239. Von innen mache hell dein Haus,
Dann sieht's auch hell von außen aus.

240. Willst du immer überspringen
Andrer Freud' und Neigung,

Niemals wirst du da erringen
Andrer Gunstbezeigung.

241. Flieh alles Selbstlob, allen Flitterstaat,
Sei stumm im Thun und rede durch die That.

242. „Worauf soll man bauen?
Woran soll man hangen?“
Willst du dir vertrauen,
Kannst du weit gelangen.

243. Wer nie verzagt,
Und muthig wagt,
Der denket nie und klagt und fragt,
Was wol ein andrer dazu sagt?

244. Wer andern will den Glauben rauben,
Der hat einen schlechten Glauben.

245. Höll' und Himmel laß den Pfaffen!
Ist nur noch die Erde dein,
Kannst dir schon den Himmel schaffen,
Kannst schon hier im Himmel sein.

246. Du Auge, bist der Seele tiefster Schacht:
O glücklich, wem ein liebend Auge lacht!

247. Eine Muschel ist des Menschen Ohr;
Liebe keimt als Perle drin empor.
Herz, empfang' aus ihr dies edle Gut,
Nimm, o Herz, die Perl' in deine Hut,
Daß sie eher nicht zur Thräne werde,
Als du selbst verwandelt wirst in Erde.

248. Doppelfreud' und Doppelschmerz
Kennt allein ein liebend Herz.

249. Was Liebe wünscht und Liebe weiht,
Und wär's gleich ohne Worte,
Was Schönes ist es allezeit
Und auch an jedem Orte.

250. Freund, fürchte nie den Winter!
Ein Frühling liegt dahinter.

251. Stets war's der ganzen Welt gemein,
Daß Jugend grünt und blüht;

Doch jung in alten Tagen sein,
Das lerne dein Gemüth.

252. Das sind doch die besten Feste,
Die man sich zu Ehren giebt,
Wo ein Herz das andre liebt,
Eins dem andern wünscht das Beste.

253. Beharrlich sei in deinem Streben,
Doch lerne, wie man lebt allein!
Denn willst du mit der Masse leben,
Allein wirst du schon morgen sein.

254. Zerstückle dich nach allen Seiten,
Da wirst du dir Lob und Ehre bereiten.
Wer sich immer als Ganzes zeigt,
Dem ist die Welt nicht sehr geneigt.

255. Bewahre dein bissel Witz und Kraft
Zu deinen eigenen Sachen,
Da darfst du nicht erst Brüderschaft
Mit Hinzen und Kunzen machen.

256. Schlag mit Kolben, hau mit Beilen,
Stich mit Spießen, schieß mit Pfeilen:
Wenn der Undank mit dir ficht —
Laß nur ab! du triffst ihn nicht.

257. Wünsch' und Hoffnungen gehen weit,
Weiter geht Unbescheidenheit.

258. Wenn dir einmal auch etwas gelang,
So ist es darum noch nicht von Belang.

259. Wirke frei und offen fort!
Dein Bewußtsein sei dein Hort!

260. Panzer hinten, Panzer vorn umher!
Gut Gewissen schützt bei weitem mehr.

261. Neutral! neutral! ein schlimmes Wort
In großen Angelegenheiten!
Den Bessern trieb's von jeher fort,
Für's Gute kühn zu streiten.

262. Wir sind in allen Dingen stets entschieden,
Drum heißt's bei uns: Krieg oder Frieden.

263. Wissen müßt ihr, was ihr wollt!
Was ihr sollt, das müßt ihr thun!
Und wenn auch der Himmel grollt,
Nur im Grab' erst dürft ihr ruhn.

264. Mit Reden und Schwatzen ist nichts gethan,
Bringst du nicht selber was auf den Plan.

265. Ob du redest, denkst und schreibst,
Ob du trinkest, oder singst,
Oder dies und jenes treibst,
Wie du deine Zeit verbringst —
Thust du deine Pflicht dabei,
Nun so ist es einerlei.

266. Jedes Wort ist ehrenwerth
Was da Recht und Wahrheit lehrt.

267. Schönheit da am längsten blüht,
Wo sie wurzelt im Gemüth.

268. Aus guter Lehre
Sprießt Tugend und Ehre.

269. Tüchtig lehrst du nur dein Kind,
Wenn du lernst wie Kinder sind.

270. Wer mit dem Blick erziehen kann,
Der greif die Ruthe niemals an.

271. An Gutes und Schönes dein Kind gewöhne,
Dann sieht's noch im Alter das Gut' und Schöne.

272. Eh die Mutter was beginnt,
Soll sie denken an ihr Kind.

273. Für seine eigenen Schwächen
Sucht Mancher sich an meinen zu rächen.

274. Fremder Trost ist gut,
Besser ist eigner Muth.

275. Das Haben und das Werden
Besiegt das Sein auf Erden.

276. Ein redlich Wort in trauter Stunde,
Was Liebe denkt und Liebe spricht,
Ist mehr als wenn aus jedem Munde
Mich laut umschwirrt ein Lobgedicht.

277. Mancher läßt es sich nicht verdrießen,
Tagelang keinen Hasen zu schießen.

278. Das Wissen zu gebrauchen, das Wie und Wann,
Das macht den echten gelehrten Mann.

279. Bleib mit deinen besten Gaben
Ruhig hinterm Strauch!
Krüppel will den Vortanz haben:
Das ist Weltgebrauch.

280. Wenn einer nicht tadeln kann
Und nicht loben will,
Thut er am besten dran,
Er schweigt mäuschenstill.

281. Was vor Zeiten ist geschehen,
Weit und breit man davon schreibt;
Aber um es zu verstehen,
Siehe, wie die Welt es treibt.

282. Bist du redlich von Gesinnung,
Und beseelt von Muth und Kraft,
Brauchst du keine Zunft und Innung,
Nicht Verein noch Brüderschaft.

283. Nicht um geliebt, nur um beliebt zu werden,
Erduldet man gar mancherlei Beschwerden.

284. Das noch viel zu thun ist,
Lerne bei Zeiten, ohne Verzug!
Denn wie süß das Ruhn ist,
Lehrt dich jede Zeit genug.

285. Bleibt's doch unser Loos auf Erden,
Magst es loben oder schelten:
Anders sehn wir vieles werden,
Nur das Bessre sehn wir selten.

286. Sie können nur gebildet scheinen,
Der Anstand ist ihr Symbolum:
Bei ihrem Lachen, ihrem Weinen
Dreht sich mein Herz im Leib' herum.

287. Willst du in ein Wespennest stechen,
Mußt du vor Pfuschern die Wahrheit sprechen.

288. Daß man lebt so kurze Zeit,
That mir eigentlich niemals leid:
Denk' ich aber, du lebst zu lange —
Dann wird meinem Herzen bange.

289. Ach, für jede neue Lust
Findet sich ein neues Leid;
Und des Menschen enge Brust
Ist für's Schlimme stets zu weit.

290. Mußt dich muthig froh ergießen,
Wie ein Strom den Berg hinab!
Durch die Ebne mußt du fließen,
Und das Weltmeer sei dein Grab!

291. Fremdlinge sind wir, einer dem andern,
Lernen uns selten recht verstehn.
Wenn wir beginnen zusammen zu wandern,
Ist's um die Wandrung oft schon geschehn.

292. Gar wunderlich geht's in der Welt,
Und geht doch seinen Lauf;
Und wenn auch einer niederfällt,
So steht er wieder auf.

293. Verketzert nur nicht alle Welt!
Laßt jedem doch den Himmel offen!
Raum ist ja unter diesem Zelt
Genug zum Lieben und zum Hoffen.

294. Ungesehen, ungekannt,
Wie das Gold in tiefer Grube,
Bleibt Verdienst im Vaterland.
Darum wirk' in deiner Stube
So als wäre Thür' und Wand
Dir ein dankbar Vaterland.

295. „Dem Sohn des Friedens, warum gab
Man ihm den Siegeskranz ins Grab?" —
Wie, war der Todte nicht ein Held
Auch ohne Schwert und Kriegeswunden?
Er hat das Trübsal dieser Welt,
Hat jeglich Leiden überwunden.

296. So tritt heraus aus Raum und Zeit,
Und träume von der Ewigkeit,
Und schau empor zur blauen Nacht!
Und sag, ob diese Sonnenheere,
Ob diese lichten Sternenmeere
Um deinetwillen sind gemacht?
Da mußt du weinen, mußt du schweigen,
Stumm auf das Meer der Welten zeigen,
Du lebst!
Sonst hast du nichts, das ist dein eigen.

297. Hast du nun genug gedacht,
Und gezweifelt und gemeint,
Und genug bei Tag und Nacht
Bald bejahet, bald verneint,
Und geschlafen und gewacht,
Viel begonnen, viel vollbracht,
Hast du dich nun satt geweint,
Hast du müde dich gelacht —
Nun so sag gern: gute Nacht!
Wenn dein letzter Tag erscheint.

298. „Ohn' End' ist Euer Stoff!“ — Das ist er,
Ohn' Ende sind auch die Philister.

299. Darum ist der Pfeil so spitzig,
Daß er durch die Fläche dringt;
Darum sind wir denn auch witzig,
Weil's mit Ernst uns nicht gelingt.

300. Ihr könnt nicht bitter sein, nicht süß noch sauer,
Habt keine Liebe, keine Lust noch Trauer;
Der Kugel gleich recht rund und glatt und eben
Schlüpft über jeden Stoff hin euer Leben.

301. Was hilft's? und schrei' ich wie ein Rohrdommel,
Es hallt nicht wieder eure Ohrtrommel.

302. Was wäre denn zu tadeln an ihnen?
Sie müssen doch leben und Brot verdienen!

303. Ach! was ist die Begeisterung theuer
Hier zu Land!
So oft ich commandierte: frisch, gebt Feuer!
Hat's noch immer von der Pfanne gebrannt.

304. Auf Feuer auch der Philister was giebt,
Der arme Tropf:
Doch wißt ihr, wo er's am meisten liebt?
Im Pfeifenkopf.

305. Mai sucht sich zu zeigen
Jetzt allerwärts:
Vertrockneten Zweigen
Bleibt's dennoch März.

306. Warum sie sich mühen, placken und plagen?
Das weiß sich so eigentlich keiner zu sagen.

307. Ach, ich kenne die Gelehrten,
Kenn' ihr Trachten, kenn' ihr Dichten!
Was wir liebten, was wir ehrten,
Werden sie nur splitterrichten.

308. Komm nur mit keiner Elegie,
Sonst wirst du gleich verlieren.
Kommst du einmal mit Poesie,
So komm nur mit Satiren!

309. Nur Spott und Hohn,
Dann rühren sie sich schon.

310. Wenn du zielst, so wisse: warum?
Denn der Pfeil kehrt nicht wieder um.

311. Nil admirari! lerne nie,
Wenn du was hältst auf Poesie.

312. „Wie kommt's, daß die Welt so quantitativ ist,
Und auch die Poeten unserer Zeit?"
Das lern' an dem Flusse, der niemals tief ist,
Der macht sich zu Zeiten gewaltig breit.

313. So viele Poeten sind erstanden
Von kleiner Art in allen Landen,
Daß es ist ein wahres Fest,
Wenn ein großer die Welt verläßt.

314. Nur wer in Prosa schreiben kann,
Ist jetzt ein gar willkommner Mann,
Denn recht prosaisch ist die Welt,
Und — Gleich und Gleich sich gern gesellt.

315. Die schönste Dichtung ist auf Erden:
Zu lieben und geliebt zu werden.

316. Macht die Gelegenheit poetischer,
Dann dichtet ihr ästhetischer!

317. Willst du nach Wohlklang fragen,
Das Auge kann's nicht sagen;
Der wird nur in den Ohren
Empfangen und geboren.

318. Mag dein Herz es nie vergessen,
Was dem Ohre lieblich klang.
Aus dem Zählen und dem Messen
Wird noch lange kein Gesang.

319. Ein Geheimniß ist des Dichters Leben,
Ruhet tief in seines Herzens Grunde;
Jeglich Wort erstürb' auf seinem Munde,
Gäbe nicht die Liebe für ihn Kunde.
Und wie Blumen nach dem Lichte streben,
Aus dem dunklen Schoß der Erde sprießen,
Muß auch sein Geheimniß sich erschließen,
Sich in Liebestön' und Kläng' ergießen.

320. Was wollt ihr mit dem Griechenthum?
Ihr könnt ja doch nur damit flicken!
Wer will auf sein modern Costum
So einen alten Fetzen sticken?

321. Wenn ihr das Fremde von dem Eignen trennt,
Und dann das Eigne kritisch sichtet,
So lernet ihr, wie viel der Deutsche kennt,
Und ach! wie wenig er gedichtet.

322. Schnitzt euch Götzen morgen und heute!
Knieet demuthsvoll vor ihnen!
Zwinget nur nicht andre Leute
Eurem Götzenkram zu dienen!

323. Weh, o weh! der Herr Professer
Hält es hier nicht aus!
Selbst die Esel sind dort besser
Als bei uns zu Haus.

Nach Italien muß er gehn,
Seine Freunde wiedersehn!
Dahin, dahin,
Wo die Citronen blühn.

324. In Roms Latrinen weiß er gut Bescheid,
Er kann euch jeden Winkel nennen;
Doch um sein Vaterland zu kennen,
Fand er noch nie Gelegenheit.

325. Wenn ihr nach Italien geht,
Bitt' ich euch, gebt fleißig Acht,
Ob noch Alles beim Alten steht
Und wie man es jetzo macht.
Aber wenn ihr kehrt nach Haus,
Bitt' ich mir noch Eines aus:
Kehrt auch wirklich wieder nach Haus!

326. An die Scholle haben sie
Alle Kunst und Poesie
Kritisch angebunden.
Drum ist auch chinesisch schön,
Wenn es nur wird in Athen
Oder Rom gefunden.

327. Wenn Alles schwimmt mit Griechenland und Rom,
Ich nicht, ich schwimme gegen diesen Strom,
Und schwimme gegen manchen andern,
Und werde doch nicht rückwärts wandern.

328. Sag, was kannst du schildern,
Wenn nicht eine Welt
Voll von lebendigen Bildern
Dir den Busen schwellt?

329. Willst du mit dem Pöbel rechten,
Ist's um deine Kunst geschehn!
Stellt der Herr sich gleich den Knechten,
Muß der Herr zu Grunde gehn.

330. So geschieht's euch eben recht!
Wer sich macht zum gehorsamen Knecht,
Er mag nun singen oder dudeln,
Er muß sich immer lassen hudeln.

331. Können sie am Fremden hangen,
Werden sie nicht leicht marode;
Eignes mußt du nie verlangen,
Denn du quälst sie sonst zu Tode.

332. Laß nur dein Herz sich still entfalten
Der Blume gleich,
Dann bleibt an himmlischen Gestalten
Dein Leben reich.

333. Stellt sich schön von außen dar,
Was schon schön von innen war,
Sieh, dann ist das Kunstwerk fertig,
Dann erst sei des Lobs gewärtig.

334. Hat Gott das Schöne dir verliehn,
So laß nicht ab vom Schönen!
Die Menschen mußt du dafür erziehn
Und sie daran gewöhnen.

335. Geh vor in Meisterschaft
Still wirkend, meist verschwiegen!
Da wird der Schüler grübelhaft
Und sinnig und gediegen.

336. Nur darum gieb auf Andre Acht,
Zu sehen wie man's besser macht.

337. Wenn er dir weist die rechte Bahn,
Sei dankbar auch dem Grobian.

338. Wo sich nur das eigne Interesse rührt,
Gleich wird eine andere Sprache geführt;
Was gestern ein Topf war für die Frau Base,
Heut' ist es eine hetrurische Vase.

339. Viel begonnen, nichts vollendet:
So hat schon mancher Verein geendet.

340. Ihr sollt euch der Musik ergeben,
Damit ihr Tact bekommt für's Leben.

341. Dasselbe wird die Leute schwer erfreu'n,
Du mußt was Neues machen, nichts erneu'n.

342. Hier ist nicht die Rede von mir und dir!
Mein Freund, die Idee steht höher als wir.

343. Ich habe der Welt gezeigt,
Daß ich was kann.
Sind sie mir nicht geneigt,
Was liegt mir dran?

344. Aber sag, wie kannst du's wagen,
Was zu wollen ohne sie?
Ohne sie einmal zu fragen? —
Das vergeben sie dir nie.

345. Einen Feind weniger oder mehr!
„Viel Feind, viel Ehr!"
So hab' ich gedacht,
Und habe gelacht,
Und habe geschimpft auf die Hallunken
Und nebenbei ihre Gesundheit getrunken.

346. Laßt mich in meiner Neigung,
Laßt mich in meiner Richtung!
Denn eure Gunstbezeigung
Zerstöret meine Dichtung.

347. Ich lebe noch der Poesie,
Noch dicht' ich fort
Und gebe den Philistern nie
Ein gutes Wort.

348. Mögen sie es übelnehmen
Und darob erstaunen, schaudern:
Herz, du sollst dich niemals schämen,
Deine Meinung auszuplaudern;
Beichten sollst du aller Welt
Was du liebst, was dir gefällt.

349. Wißt ihr, was mir macht so großen Schmerz,
Daß ich zerknirschet schimpf' und schelte?
Ihr seid doch lauter Leute von Kopf und Herz,
Und habt mitunter so eisige Kälte!

350. Laßt mich vergessen, wo ich bin,
Da sollt ihr sehn, wie froh ich bin!

351. Fragt mich nicht, warum ich so bin?
Voller Ernst und ohne Frohsinn?

Sehet hier mein ganzes Wollen,
Sehet dort mein Publicum!
Läßt mich jenes begeistert tollen,
Macht mich dieses kalt und stumm.

352. Ich habe niemals recht getrieben,
Was ich gesollt;
Aber bei Allem bin ich geblieben,
Was ich gewollt.

353. Ständ' ich ihnen nur ferner,
Hörten sie mich gerner;
Denn sie sind einmal verwöhnt,
Wenn es ihnen nicht ertönt
Wie vom hohen Himmel her,
Glauben sie es nimmermehr.

354. Ihr habt euch viele Mühe gegeben,
Mich zu verneinen vor der Welt.
Verhöhnt mein Thun, bespöttelt mein Streben
Und haßt, woran mein Sinn sich hält!
Ihr sollt an mir noch mehr erleben
Was euch noch weniger gefällt.

355. Daß ich eurer Laune fröhnte,
Dazu hatt' ich oft Geduld.
Wenn ich mich nicht dran gewöhnte,
Da war meine Laune schuld.

356. Noch ist ja Trost vorhanden,
Weil sie mich nicht verstehn;
Denn hätten sie mich verstanden,
So müßt' ich vor Gram vergehn.

357. Auf der Fahne, die ich führe,
Steht gar manches liebe Wort;
Nur die Demuth, wie ich spüre,
Ist da nicht am rechten Ort.

358. Daß ich bin so wie ich bin,
Wollen sie mir nicht verzeih'n.
Thät' ich nur nach ihrem Sinn,
Dürft' ich dies und jenes sein.

359. Hab' ich jetzt mich losgewunden
Aus des Tages läst'ger Frohne,
Bieten mir die nächsten Stunden
Neue Plag' und Last zum Lohne.

360. Ich bin ein Bibliothecar
Nun schon seit manchem lieben Jahr:
Für jeden steig' ich auf die Leiter,
Ich aber komme niemals weiter,
Bin nach wie vor das was ich war,
Ich bleib' ein Bibliothecar.

361. Eintönig, ohne Fröhlichkeit, ohne Belebung
Und ohne Liebe, Begeistrung, ohn' Erhebung,
So stehn sie mir vorm Angesicht,
Versperren Aussicht, Wärm' und Licht —
Das ist eine Umgebung! das ist meine Umgebung!

362. Wo kämen meine Gedanken her,
Wenn Manches nicht wirklich vorhanden wär'?

363. Was hilft mein Trachten, was mein Bemühn?
Verdorrte Bäume, wer macht sie grün?

364. War ich mitunter stolz,
Konnt' ich sagen: ihr wollt's.
Spracht ihr von meiner bescheidnen Manier,
War ich nur minder stolz als ihr.

365. Wie glücklich, daß kein Kindlein klein
Ich jetzt noch bin auf Erden,
Sonst müßt' ich auch ein Schulmeisterlein
Wie andre Kinder werden!

366. Mancher hat mir nichts gethan,
Und doch möcht' ich ihn hinter die Ohren schla'n.

367. Manchem nicht sonderlich gefällt,
Daß ich aufrecht geh' in die Welt.
Wollt' ich gehn auf allen Vieren,
Ei, das würde die Leut' amüsieren!

368. Mein Träumen, Sehnen, Dichten, Sinnen,
Und all mein wunderlich Beginnen,
Es athmet auf nach Mitgefühl —
Kalt ist die Welt, das Wetter kühl.

369. Haßt man der Lilie stilles Blühn,
So werd' in deinem ganzen Dichten
Wie Disteln, so die Stacheln richten
Nach allen Seiten keck und kühn!

370. Wenn ich mich muß vertheidigen,
So nennt ihr das beleidigen?
Gut, wenn's nur trifft, wohin's gesollt,
Dann nennt es immer wie ihr wollt!

371. Das Füllhorn meiner Erfahrungen goß ich aus:
Jetzt winde sich jeder seinen Blumenstrauß.

372. Wählst du jedes Blümchen aus,
Was auch mir gefalle,
Wird's für dich und mich ein Strauß,
Aber nicht für alle.

Das Jahr 1830 begann. Mehr als je fühlte ich die Nothwendigkeit, etwas für mich zu thun wodurch ich eine bessere, sorgenfreie Stellung erreichte. Ich hatte jetzt niemanden gegen den ich mein Herz ausschütten konnte als Karl Milde; niemandem schenkte ich ein so unbedingtes Vertrauen als ihm; niemand aber verdiente es mehr als er, er war jederzeit bereit gewesen, mir mit Rath und That beizustehen.

Ich hatte im Mildeschen Hause schon viel Verkehr gehabt. Mutter Milde war eine sehr verständige, gute, wohlwollende, mildthätige Frau, die durch ihren Fleiß, ihre Umsicht und Geschäftskenntniß hauptsächlich ihren Mann zu dem gebracht hatte was er war und besaß. Dieser hatte sich von einem kleinen Cattundrucker allmählich zu einem der bedeutendsten Fabricanten emporgeschwungen und sich durch Verbesserungen in seinem Geschäfte und glückliche Unternehmungen ein großes Vermögen und eine achtungswerthe Stellung unter seinen Mitbürgern erworben. Die höhere Bildung, die ihm fehlte, suchte er für

seinen Sohn zu erreichen und gab ihm eine Erziehung, wie sie oft in höheren Kreisen nicht vorkommt. Karl wurde, nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse zu weiterer Fortbildung besaß, auf Reisen geschickt und der Dr. Runge ihm als Begleiter beigegeben. Er reiste einige Jahre durch Deutschland, Italien, Schweiz, Frankreich und England. Er erweiterte die für seinen Beruf nothwendigen chemischen Kenntnisse, namentlich in Paris, wo sich herrliche Gelegenheit darbot, er brachte es zu großer Fertigkeit in der französischen und englischen Sprache und wußte sich die Art und Weise und Manieren der feineren Welt anzueignen. Mit einem Schatz von Kenntnissen, Erlebnissen und Erfahrungen kehrte er nach Jahren in das elterliche Haus zurück und sein treuer Begleiter Dr. Runge mit ihm, der nun fortan als Mitglied der Familie betrachtet dort seine chemischen Studien verfolgte und zum Besten der Fabrik Versuche machte und oftmals glücklich war in seinen Entdeckungen.

Karl sollte unter dem Vater das Geschäft betreiben. Bald schien ihm dies Verhältniß unbequem und die Fabrication, wie sie seit seiner Abreise geblieben war, veraltet und ungenügend, er sehnte sich hinaus und reiste abermals nach Paris. Der Vater meinte, er habe genug gethan für seines Sohnes Ausbildung, und rief ihn zurück. Dieser begab sich nach England. Der Alte war sehr ärgerlich darüber und schickte kein Geld mehr. Der Sohn, von allen Mitteln entblößt, begab sich nach Primrose und wurde Vorsteher einer Fabrik. Der Alte, der schon seinen einzigen Sohn enterben wollte, wurde jetzt weich gestimmt und täglich milder. Jahr und Tag dauerten die Verhandlungen, bis dann endlich der Vater nachgab und auf alle Wünsche seines Sohnes einging. Karl kehrte zurück, übernahm die Fabrik und wurde ganz selbständig: so löste sich Alles in

Wohlgefallen auf. Vorher aber hatte Runge, der für seinen Freund heftig Partei nahm, sich mit dem Alten entzweit und das Mildesche Haus verlassen.

Milde's Rückkehr war für die Zwecklose Gesellschaft ein erfreuliches Ereigniß, das sie auf ihre Weise feierte. Milde jedoch fühlte sich bald nicht recht heimisch bei unseren Scherzen und Witzen, wofür er keinen Sinn hatte, auch sagte ihm überhaupt unsere ganze Richtung nicht zu gegen die Philisterwelt, welcher er doch als reicher Kaufmann und Gemeindebürger angehören mußte und wollte, ja sie schien ihm hinderlich um zu dem zu gelangen was er in der Gesellschaft und im Stadtwesen sein wollte: gegen Ende des Jahrs 1829 trat er aus. Trotzdem war mein Verhältniß zu ihm unberührt geblieben. Vertrauensvoll konnte ich mich nach wie vor an ihn wenden.

Ich theilte Milden meinen Plan mit. Die Fundgruben*) waren vollendet. Ich hatte sie dem Minister**) gewidmet, und dieser die Widmung angenommen. Ich wollte sie ihm selbst überreichen und bei der Gelegenheit zugleich meine Entlassung im Fall er meine Lage nicht zu verbessern vermöchte. Da ich keinen Urlaub zur Reise von Wachler erwarten durfte, wollte ich ohne Urlaub abreisen. Milde stimmte ein und meinte, die Frankfurter Messe würde zu Anfange März für ihn vorbei sein, dann könnte ich ja mit ihm nach Breslau zurückkehren.

---

*) Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur herausgegeben von Dr. Heinrich Hoffmann. 1. Theil. Breslau 1830 bei Grass, Barth u. C. 8⁰. VIII. 400 SS.

**) Sr. Excellenz Herrn Freiherrn Stein von Altenstein, dem grossmüthigen Pfleger der Wissenschaft und Kunst als Denkmal der innigsten Dankbarkeit und Verehrung ehrerbietigst gewidmet.

Ich hielt die Sache natürlich sehr geheim. Ich war mit meinen Vorarbeiten schnell fertig: alle Bibliotheksbücher lieferte ich ab, meldete Wachler und Neumann, daß ich in Familienangelegenheiten auf einige Zeit verreisen müßte, schickte ersterem die Bibliothekschlüssel und reiste am 19. Februar mit der Schnellpost nach Berlin. Mein Abschiedsgesuch hatte ich kurz vorher ins Reine geschrieben. Es lautete:

'Hochgeborener Freiherr!
Hochgebietender Herr Geheime Staats-Minister!

Mit einem schmerzlichen Gefühle, zugleich aber mit der bescheidenen Ruhe, welche aus einer langen Überlegung mit mir selbst erwuchs, wage ich an Ew. Excellenz die unterthänige Bitte, daß mich Hochdieselben von meiner gegenwärtigen amtlichen Stellung entbinden wollen. Der gänzliche Mangel an Aussicht in einer Laufbahn, wie die meinige, worin ich volle sieben Jahre keinen Schritt vorwärts thun durfte, ferner der im Verhältnisse zu meinen litterarischen Bedürfnissen unzureichende Gehalt, welcher statt erhöht, sogar vor einigen Jahren noch verringert ward, endlich noch die vielen litterarischen Hindernisse, welche durch den Mangel an Sinn für Kunst und Wissenschaft in Schlesien und durch die ungünstige Lage der Provinz für den Breslauer Buchhandel und litterarischen Verkehr herbeigeführt werden, alles das und noch mehrere andere Gründe veranlassen mich zu diesem Schritte, der nur ebendadurch bei dem bisherigen großen Wohlwollen und der bethätigten Theilnahme Ew. Excellenz Entschuldigung und Rechtfertigung finden kann.'

'Wenn ich einst fern von den vielen Kränkungen und Störungen, die ich in Breslau so lange Zeit erdulden mußte, in stiller Zurückgezogenheit mit neuerlangter Heiterkeit und erfolgreicherer Thätigkeit meinen litterarischen Bestrebungen leben darf, hoffe ich meine jetzt nothgedrungene Bitte um Entlassung mehr

noch rechtfertigen zu können, und ich hege den innigen Wunsch, daß ich erst dann vielfachere Gelegenheit finden werde, mich des hohen Vertrauens, welches mir Ew. Exc. bisher geschenkt haben, würdiger zu beweisen.'

Die Reise war langweilig und gefahrvoll. Bis Neumarkt hatten wir guten Weg, von da an lag aber der Schnee so hoch, daß der Postwagen fortwährend schwankte und umzustürzen drohte. In Parchwitz verlangten wir Schlitten. Die Post wollte uns keine geben. Ich entwarf eine Klage an das Oberpostamt, sämmtliche Reisegefährten unterzeichneten. Wir fuhren im Postwagen weiter. Vor Müncheberg lag mitten auf der Chaussee ein Frachtwagen. Wir konnten nicht anders ausweichen, als wenn wir auf's Feld fuhren. Im Graben blieb unser Wagen stecken, wir mußten zu Fuß eine halbe Stunde weit nach Müncheberg spazieren. Erst den dritten Tag um $4\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags kamen wir in Berlin an, 8 Stunden zu spät.

Da ich nun gerade über meinen Aufenthalt in Berlin vom 21. Februar bis 2. März ein Tagebuch habe, so will ich Einiges daraus mittheilen.

Montag den 22. Februar.

Meine Fundgruben werden von einem Freunde meines Bruders dem Minister überreicht.

Dinstag den 23. Februar.

Morgens um 9 Uhr besuche ich Herrn GR. Schulze. Er empfängt mich sehr freundlich und wir führen folgendes Gespräch:

Sch. Ich weiß, wir wissen nicht zu helfen — Allerdings ist Ihr Gehalt zu gering. Wie viel haben Sie?

Ich. 300 Thaler und eine Amtswohnung.

Sch. Dabei müssen Sie verhungern. Wenn man nur wüßte zu helfen!

Ich. Warum hat man auf mich keine Rücksicht genommen bei Besetzung der hiesigen (Berliner) Custodenstellen?

Sch. Die sind auch unbedeutend: 400—500 ℔, und — Wilken ist gegen Sie.

Ich. Das dächte ich nicht.

Sch. Ja, ich habe mal auf den Busch geklopft.

Ich. Er hat aber doch einen sehr günstigen Bericht über mich gemacht, von dem meine Anstellung abhängig war!

Sch. Nun, sehen Sie zu, ob er es will — es ist noch eine Custodenstelle offen.

Ich. Herr GR., wenn Wilken mir abgeneigt ist, so werde ich es ja gleich sehen, ich werde ihn besuchen, gegen seinen Willen möchte ich nie eine Stelle bei der kön. Bibliothek haben.

Unterdessen zeigte er mir seine Aldinen, lauter schöne reine Exemplare, einige sogar prachtvoll gebunden — eine vortreffliche Sammlung. Ich überreichte ihm dann meine Fundgruben.

Sch. Danke schön! ich habe sie gesehen beim Minister. Es ist wol ein sehr gutes Buch?

Ich. Drittehalb Jahre ward daran gedruckt.

Sch. (blättert darin) Ich werde es mir näher ansehen.

Wir kommen dann auf Breslau. Ich erkläre abermals, daß ich überhaupt nicht in Schlesien bleiben wolle und könne.

Sch. Was aber sollen wir aus Ihnen machen? Der Minister sagte mir, der Hoffmann hat mir das Buch gewidmet,

er ist hier und will nicht wieder weg. Sehen Sie zu, von Wilken hangt es ab; will er's, gut, so mag ein anderer sich in Breslau versuchen.

Ich. Sehr wohl, Herr GR. Ich weiß übrigens auch nicht was ich aus mir machen soll, nur das weiß ich: in Breslau will ich nicht mehr bleiben.

Hier führte ich die Gründe an, die ich in meinem nicht eingereichten Entlassungsgesuche angegeben hatte, und fuhr dann fort:

Ich. Wol sehe ich ein, daß auch die leiseste Art von Drohung fortzugehen, höchst lächerlich ist — es finden sich genug, die solch eine Stelle gleich und sehr gerne übernehmen.

Sch. Allerdings — funfzig für einen.

Wir sprachen dann von der Universität. Ich bemerkte, daß die Professoren jedem tüchtigen, strebsamen jugendlichen Talente hinderlich in den Weg träten, und keins aufkommen lassen möchten ꝛc.

Sch. Ja, sie wollen keinen gescheidten Mann in Breslau haben.

Ich. Und dann verleumden sie einen auch noch so schrecklich. Wie habe ich das verdient?

Sch. Wenn auch nur Einer für Sie gesprochen hätte!

Ich. Ich weiß das — ich weiß, was die Facultät über mich berichtet hat.

Sch. Ja, es will keiner bei Ihnen Gevatter stehen.

Ich. Ich kann nur bei meinen Gründen stehen bleiben: ich mag nicht mehr dort sein. Obschon ich für Schlesien so Manches geleistet habe, so will ich doch weiter nichts damit zu

thun haben. Man mag herausgeben was man will, erscheint es in Schlesien, so ist und bleibt es todt. Hier ein Beweis. Da haben Sie das letzte Heft von Ebert. Sehen Sie, Herr GR., er hat meinen Williram nicht gekannt.

Sch. Ich habe nicht geglaubt, daß es so arg wäre. Daß Ihre Monatschrift eingegangen ist, thut mir sehr leid, es war ein vortreffliches Unternehmen. Haben Sie dabei eingebüßt?

Ich. Allerdings, ich und der Verleger.

Sch. Aber die litterarischen Hülfsmittel sind doch bedeutend. Ihre Bibliothek ist die erste nach der Berliner.

Ich. Allerdings, wäre nur die Verwaltung der unsrigen besser, würde nur die Anschaffung zweckmäßiger besorgt.

Sch. Haben Sie Aufträge auf die Buttmannsche Bibliothek gegeben?

Ich. Ja, das besorgt Alles der Wachler.

Sch. Das soll er nicht, das ist nicht recht.

Ich. Herr GR., darüber mag ich gar nicht sprechen, ich habe kein Interesse mehr für diese Anstalt, für die ich doch einmal nichts leisten kann, ich schweige lieber.

Er war ganz zutraulich geworden. Er empfahl mir nochmals, mit Wilken zu sprechen und lud mich ein wiederzukommen.

Am Abend um 7 Uhr besuchte ich Meusebach. Er empfing mich sehr liebevoll wie immer, und zeigte mir bald seine schönen Erwerbungen im Liederfache. Des Sehens und Bewunderns war kein Ende. Erst Nachts 3 Uhr wanderte ich heim in die Brüderstraße zu meinem Bruder.

Aschermittwoch den 24. Februar.

Morgens um 9 Uhr besuchte ich Wilken.

Ich. Ich habe an Sie, Herr Professor, eine große Bitte: ich wünsche für meine jetzige Arbeit, die Geschichte des deutschen Kirchenliedes, während meines hiesigen Aufenthalts einige Bücher aus der königlichen Bibliothek zu benutzen.

W. Recht gerne. Über Ihre Fundgruben habe ich mich recht gefreut, ich habe gestern Abend mit Vergnügen Manches darin gelesen. Wie steht's mit der Breslauer Bibliothek? Haben Sie sich mit Wachler vertragen?

Ich. Ich habe nichts mit ihm — natürlich vermeide ich jede Gelegenheit, mit ihm in unangenehme Berührung zu kommen.

W. Ja, es ist schwer mit ihm fertig zu werden, es ist ein zu leidenschaftlicher Mensch. Wie geht's mit dem Ordnen der Bibliothek?

Ich. Wir arbeiten immer um, kein Fach bleibt verschont, das Ortsgedächtniß leidet sehr darunter, die Kataloge gerathen in Verwirrung und die Bibliothek kann auf solche Weise mit der Zeit leicht unbrauchbar werden.

W. Mir ist es ganz einerlei, wo ein Buch steht; die Hauptsache bleibt, daß man es finden kann.

Nachdem er mir von seinen litterarischen Verbindungen in England, Frankreich und Italien erzählt und daß er nach letzterem Lande nächstens reisen werde, führt er mich in die Bibliothek und empfiehlt mich dem Hülfsarbeiter Dr. Förstemann. Dieser freut sich sehr, in mir den alten Meusebach'schen Freund kennen zu lernen.

Nach Durchsicht mehrerer Kataloge gehen wir in die Bibliotheksäle zu den Fächern der Musik, Liturgie und der Gesangbücher. Ich finde nur wenig.

Der Grundsatz: es ist einerlei, wo das Buch steht, wenn man es nur finden kann — mag, wenn man nur Einzelnes haben will, ganz richtig sein; will man aber in der Kürze das Zusammengehörige übersehen, so läßt sich eben so gut sagen: es ist nicht einerlei, wo ein Buch steht.

Die hiesige Bibliothek ist nur massenartig geordnet und läßt im Einzelnen viel zu wünschen übrig.

Gegen 1 Uhr will ich zur Wohnung des Ministers gehen, um zu erfahren, wann Audienz ist. Da komme ich in der Wilhelmstraße bei Nr. 62 vorbei, wo Herr v. Kamptz wohnt. Ich trete ein. Ein Mann im blauen Frack mit gelben Knöpfen begegnet mir. Ich rede ihn an: 'Ich wünschte hier Se. Excellenz den Herrn Geh. Oberregierungsrath v. Kamptz zu sprechen.' — 'Wünschen Sie das gleich? Ich bin's. Thut mir leid, daß ich im Augenblicke verhindert bin. Wenn Sie wiederkommen wollen —' Ich bitte um die Erlaubniß ihn begleiten zu dürfen. Wir gehen die ganze Leipziger Straße entlang bis zum Dönhofsplatz. Ich schildere ihm meine gegenwärtige Lage und entwickele meine Ansichten über Bibliotheken. Er stimmt ihnen bei und meint sogar, daß Bibliotheken Bildungsanstalten für künftige Bibliothecare sein sollen. Er sagt mir noch einige Artigkeiten über meine schriftstellerischen Leistungen und bittet mich morgen zu ihm zu kommen.

Ich muß nun die ganze Leipziger Straße zurück bis zum Hause des Ministers. Der Portier Sr. Excellenz meint, jetzt sei's nichts mehr, Excellenz habe gestern nach mir gefragt ꝛc. Ich meine dagegen, ich hätte mich nicht erkundigen können, unser Bediente sei krank, er habe sich durch einen Fall das Bein beschädigt. Da wird das Bedientenmitgefühl rege. 'Nun, sagt er, heute Abend kommen Sie nur wieder, dem Minister

wird von einem geheimen Rathe ein Vortrag gehalten, da will ich Sie denn einschieben.'

Um 7 Uhr Abends zum Minister. Der Portier empfängt mich mit dem schlechten Troste: 'Excellenz spricht.' Ich muß lange warten. Endlich öffnet sich die Thür, der Minister entläßt seinen Geh. Rath und empfängt mich recht freundlich. Ich muß mich zu ihm auf's Sopha setzen.

M. Nun, wie geht es Ihnen in Breslau?

Ich. Leider muß ich Ew. Excellenz erwiedern: nicht sonderlich.

M. Wie kommt denn das?

Ich. Sieben Jahre bin ich Custos mit einem geringen Gehalte und was noch schlimmer ist, ohne alle Aussicht auf Verbesserung.

M. Können Sie nicht auskommen?

Ich. Leider nicht. — Ich möchte Breslau ganz verlassen.

M. Aber wollen Sie nicht Vorlesungen halten? Ich kann leider nicht die Bibliothekstellen unabhängig machen von den Universitäten, daran ist schon Manches gescheitert. Ich wollte den Ebert in Breslau anstellen, aber er wollte sich nicht bequemen, Vorlesungen zu halten, er kam nicht. Es kommt ja nur darauf an, daß jemand für ein bestimmtes Fach da ist der es ausfüllt, und wenn es in Anspruch genommen wird, den Verpflichtungen genügt.

Ich. Excellenz, leider erfahre ich zu spät, daß in der Bibliothekslaufbahn kein Weiterkommen ist.

M. Warum haben Sie früher nichts gethan? Hagen ging fort, Büsching starb — Sie haben sich zu wenig geriert.

Ich. Ich habe zu viel Feindschaft bei der Universität —

wie hätte ich den Entschluß fassen können, ins academische Leben einzutreten?

M. Ich habe nie den Grundsatz gehabt, daß die Bibliotheken mit Leuten besetzt werden sollen, die zu weiter nichts zu gebrauchen sind. Aber Handlangerdienste bleiben doch immer die Pflicht des Bibliothecars, die nur durch Wissenschaftlichkeit und besondere Auszeichnung gehoben werden können.

Ich. Wie soll man sich aber auszeichnen, wenn Alles, Menschen und örtliche Lage feindselig uns entgegen treten? Ich könnte auch ein Buch wie Ebert's Lexicon schreiben. Bei uns nimmt man so etwas nicht.

M. Nun, wie wär's wenn Sie Vorlesungen hielten? Büsching's Stelle ist noch nicht wieder besetzt.

Ich. Ew. Excellenz erlauben mir zu bemerken, daß die Stelle allerdings noch nicht besetzt ist, daß aber kein Gehalt mehr vorhanden.

M. Gehalt findet sich schon — ich will Sie zum Professor machen.

Ich. So erfreulich mir das sein muß, so kann ich doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß ich eben lieber überall als gerade in Breslau Professor würde. Es wäre mir lieb, könnte ich tauschen mit Berndt in Bonn.

M. (Der Minister machte ein sehr bedenkliches Gesicht. Erst später erfuhr ich, daß man den Berndt für sehr unfähig hielt. Nach einer kleinen Pause fuhr der Minister fort:)

Es ist für den Augenblick. Doch will ich thun was ich kann. Machen Sie mir eine Eingabe. Ich hoffe, es wird gehen, nicht wie am Ende Alles geht, sondern — es wird gut gehen. Leben Sie wohl!

Ich ging tief gerührt von dem Wohlwollen des Ministers

und dankerfüllt, aber ohne mich eigentlich zu freuen. Der Gedanke an Breslau ließ kein freudiges Gefühl in mir aufkommen, ich ahndete nur noch schlimmere Kämpfe, die ich bestehen würde, und fürchtete, darunter alle Lebenslust, allen Humor und alle Poesie vollends einzubüßen.

In dieser Stimmung erreichte ich das Meusebachsche Haus. Ich trat ein und fand Alles wie gestern. Ich muß M. erzählen was ich eben erlebt. Als ich die Worte des Ministers: 'Ich will Sie zum Professor machen' ausspreche, unterbricht mich M., freudig erstaunt und scherzend: 'Nein Sie sind doch ein Glückskind! Laufen aus Breslau fort und — zur Belohnung macht Sie der Minister zum Professor!'

Es war ein heiterer Abend. Erst um 2 Uhr Nachts kehrte ich heim.

Mein Bruder wachte noch. Er fragte mich ängstlich: 'Wie ist es abgelaufen?' — 'Ganz gut! der Minister will mich zum Professor machen.' — 'Du hast es doch angenommen?' — 'So recht nicht. Ich wollte, er wüßte mir auf andere Weise zu helfen.' — 'Du wirst doch kein Narr sein und es ausschlagen? Morgen im Tage mach eine Eingabe und halt den Minister beim Wort!'

Donnerstag den 25. Februar.

Erst in die Badstube zum Rasieren und dann im Schlitten zu Herrn von Kamptz. Ich überreiche ihm den Williram, die Fundgruben und zwei Bände Monatschrift. Er ist sehr erfreut. Ich bitte ihn, mein Gesuch bei Sr. Excellenz dem Herrn Minister zu unterstützen, äußere aber meine Bedenklichkeiten, die Facultät habe einen anderen vorgeschlagen. Er meint: 'Was die Facultät vorschlägt, gilt nicht.'

Ich besuche dann noch den GR. Credé. Er spricht

sich sehr theilnehmend aus und macht mir die besten Hoffnungen.

Von Mittags 2 Uhr bis 2 Uhr Nachts bin ich dann wieder bei Meusebach.

Freitag den 26. Februar.

Ich sitze ruhig zu Hause und schreibe meine Eingabe.

Samstag den 27. Februar.

Ich bringe dieselbe zum GR. Credé. Er wird sie noch heute dem Minister überreichen. Dann besuche ich den GR. Nicolovius. Freundlich theilnehmend unterhält er sich mit mir. Wir sprechen viel über Bibliotheken und ihre Verwaltung. Er wünscht, daß ich meine Stellung nicht aufgebe. Auf mein neues Buch: 'Geschichte des deutschen Kirchenliedes', ist er sehr begierig. Ich theile ihm eine kurze Übersicht des Inhalts mit. Ich komme auf die Universität zu sprechen. Auch er ist überzeugt, daß sich viel Persönliches in die Berichte der Facultät über mich gemischt habe.

Nachmittags 3 Uhr gehe ich mit meinem Bruder zu einem Mittagsessen der Zwanglosen Gesellschaft. Ich sehe viele besternte Herren, den Oberpräsidenten Dr. Sack, den alten Raumer ꝛc. Ich habe nichts Zwangloses gefunden, es ging sehr steif und förmlich her.

Um 6 Uhr beim GR. Schulze.

Sch. Nun sagen Sie, sagen Sie nur schnell, was wollen Sie?

Ich. Herr GR., wenn ich Sie störe, so —

Sch. Sie stören mich immer — ich habe immer viel zu thun — sagen Sie nur schnell —

Ich. Ich wollte Ihnen dann nur sagen, daß ich eine Eingabe beim Minister gemacht habe.

Sch. Was haben Sie für eine Eingabe gemacht? Ich werde sie schon bekommen.

Ich. Ich habe den Minister gebeten, mir die Büsching'sche Stelle zu verleihen.

Sch. Ja, großer Gott, da ist nichts zu machen, nichts, gar nichts. Sie haben nichts gethan, daß wir Ihnen eine solche Stelle geben können. Es ist auch kein Geld mehr da — wo soll's denn herkommen? Ich habe immer gesagt (?), habilitieren Sie sich, und bekunden Sie erst, daß Sie eine solche Stelle verdienen. Wenn doch auch nur Eine Stimme für Sie gesprochen hätte! aber niemand. Die Facultät will nichts von Ihnen wissen: der Bericht ist von dem Rector und der ganzen Facultät unterschrieben.

Ich. Ich weiß recht gut, von wem das Alles ausgeht — Dieselben Leute, die mir jetzt feindselig entgegen treten, haben mich vor etwa fünf Jahren noch empfohlen, haben mich mit Grimm und Lachmann zu Hagen's Stelle vorgeschlagen. Büsching aber ging nach Berlin und suchte das Ministerium zu überzeugen, daß er hinlänglich diese Stelle ausfüllen könne. Was sollte ich später mit dem Titel, nachdem kein Geld da war? Aus dem Titel mache ich mir gar nichts.

Sch. Wenn ich nur wüßte, wie ich helfen sollte! Aber wir können nicht, wir können wahrhaftig nicht: es ist kein Pfennig Geld da.

Ich. Der Minister hat mir aber die Stelle angetragen.

Sch. Wenn ich nur wüßte, wo Geld herkäme! Wissen Sie keine andere Stelle? Wie ist's mit Wilken?

Ich. Die Bibliothek hier in Berlin ist überflüssig besetzt.

Sch. Ist's mit dem Archive nichts in Breslau?

Ich. Gar nichts.

Sch. Ja, ich weiß bei Gott nicht, was aus Ihnen zu machen ist.

Ich. Ich weiß nur, daß ich meine jetzige Stellung aufgebe, wenn nicht von Seiten des Ministeriums geholfen wird.

Sch. Wir wissen gar nicht, ob Sie Schule gemacht?

Ich. So gut und besser als mancher andere: ich bin 5 Jahre auf Universitäten gewesen, ich habe 3 Jahre in Göttingen studiert —

Sch. Ja, das sagt nichts. Waren Sie nicht auf Schulen?

Ich. Allerdings, lange genug, zwei Jahre in Helmstedt auf dem Pädagogium und habe sogar bei dem Director, dem alten Hofrath Wiedeburg im Hause gewohnt; dann besuchte ich zwei Jahre lang das Catharineum in Braunschweig unter Professor Heusinger.

Sch. Gut, daß ich das nur weiß. Wie ist es mit dem Latein?

Ich. Herr GR., ich spreche das schönste barbarische Latein.

Sch. Darauf kommt's hier nicht an. Recensieren Sie den Pertz.

Ich. Mein Glossenstudium hat meine Latinität verdorben. Eine lateinische Abhandlung werde ich schon schreiben, die sich gewaschen hat.

Sch. Ja, wenn wir nur Ehre mit Ihnen einlegen. — Es ist sehr gewagt, Sie als Professor anzustellen. Es wird viel Geschrei geben.

Ich. Herr GR., haben Sie schon Schande mit mir eingelegt? Ich fordere jeden, selbst meine ärgsten Feinde, den Passow rc. auf, ob sie irgend etwas gegen meine bisherige amt-

liche Thätigkeit aufbringen können, was mir oder dem Ministerium zur Schande gereichte; ob ich nicht fleißig und gut gearbeitet habe, nicht jedem und allezeit gefällig und hülfreich gewesen bin.

Sch. Ja, das paßt hier nicht auf die Professur. Sie haben noch nicht gezeigt, daß Sie Professor sein können.

Ich. Ich habe schon Vorlesungen genug gehalten — ob da 5 oder 100, ob Studenten oder andere Leute sitzen, ist am Ende einerlei. Ich werde lesen, und werde so lesen, wie einem Manne geziemt, der seines Berufs sich bewußt ist und auf Ehre hält.

Sch. Was wollen Sie denn lesen?

Ich. Allgemeine Litteraturgeschichte, Culturgeschichte, deutsche Litteraturgeschichte.

Sch. Wieviel wollen Sie denn haben?

Ich. Einige hundert Thaler.

Sch. Die müßten aus der allgemeinen Casse angewiesen werden, bis dort in Breslau Fonds frei würden und Sie dann auf den Etat kämen. Aber Sie müssen Litteraturgeschichte lesen, Sie müssen sich besonders dafür bestimmen, ich werde es in Ihr Patent schreiben. Wir müssen aber Ehre mit Ihnen einlegen, Sie müssen sich auszeichnen, dann können sie in Breslau schreien wie sie wollen!

Ich. Ich werde das Meine thun.

Sch. Aber das ist das Schlimme: es sieht immer aus wie eine persönliche Begünstigung.

Ich. Herr GR., wenn Sie irgend glauben, daß ich persönlich begünstigt werde, so wünsche ich recht sehr, daß Sie durchaus nichts für mich thun. Daß ich unglücklich war, daraus darf man mir keinen Vorwurf machen.

Sch. Ich werde ja thun was ich kann, seien Sie davon überzeugt!

Ich. Ich wünsche, daß es bald entschieden wird. Wollten Sie es mich wol wissen lassen, damit ich, wenn's nichts mit meiner heutigen Eingabe wäre, dann meinen Abschied noch zeitig einreichen könnte?

Sch. Das ist nur Scherz. Ich werde thun was ich kann.

Ich verneigte mich und ging.

So hart ward ich noch nie von einem Manne behandelt, der doch längst eine bessere Meinung von mir haben mußte. Seiner Heftigkeit zu Anfange begegnete ich mit der größten Ruhe, und erst dann, als er sich auf Erörterungen einließ und allmählich ruhiger und milde ward, trat ich mit aller Kraft meines gekränkten Ehrgefühls gegen ihn auf, ich schenkte ihm gar nichts, und bin vielleicht nie stolzer gewesen als eben damals, aber auch vielleicht nie mit größerem Rechte. Die ganze Verhandlung währte eine Stunde; ich hatte gesagt was ich sagen wollte; mein Inneres war empört über die geheimen Anschläge meiner künftigen Herren Collegen.

Sonntag den 28. Februar.

Ich beschäftige mich mit den Vorlesungen, die ich nun nächstens halten werde. So angenehm mir die Aussicht auf einen neuen schönen Wirkungskreis ist, so kann ich doch ein gewisses trauriges Gefühl nicht unterdrücken.

Um 2 Uhr zu Meusebach. Es sind mehrere Herren eingeladen, um, wie M. sagt, 'den großen Mann zu sehen.' Zeune und August von Haxthausen sind schon da, endlich kommt auch Lachmann. Viel Scherz über mich, wie Alles mir zu Ehren geschehe, nur mir zu Ehren das Fest gefeiert werde u. s. w.

Wir sind eben so lustig wie damals am 2. April 1826, als Wilhelm Müller, Lachmann und Zeune zu meinem Geburtstage eingeladen waren.

Nach Tische habe ich eine sehr lange Unterredung mit Lachmann. Ich erzähle ihm meine letzten Erlebnisse in Breslau und den Zweck meines Hierseins. Er zeigt sich so überaus theilnehmend und liebevoll, daß ich ihm heute um vieles näher stehe als sonst. Er redet mir zu, den Otfrid doch herauszugeben, er sei bereit die Correctur hier zu übernehmen.

Noch vor 9 Uhr Alles fort. Ich bleibe bei Meusebach noch bis 2 Uhr Nachts.

Montag den 1. März.

Nachmittags um 2 bei Lachmann. Wir sprechen nochmals über Otfrid. Dann lese ich ihm meine ausgearbeiteten §§. der Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor. Er ist mit meiner Arbeit zufrieden. Über Einzelnes was ihm nicht bestimmt genug erscheint, verständigen wir uns. Er verspricht mir Beiträge. Spät Abends gehen wir zu Jagor.

Dinstag den 2. März.

Ich bringe meine Bücher zur kön. Bibliothek und nehme Abschied. Dann speise ich mit meinem Bruder im König von Portugal. Kaufmann Meyer von Breslau ladet mich ein, morgen mit ihm Extrapost nach Frankfurt zu reisen. In Cardinal wird Abschied, 'Johannes Minne' getrunken.

Um 6 besuchen wir Hofrath Koch. Ich beklage mich über Schulze's Benehmen gegen mich. Koch entschuldigt den Geh. Rath, er sei seit einiger Zeit sehr überreizt, er müsse zu viel arbeiten und würde gewiß erliegen, wenn das so fortginge.

Übrigens meine er es gut, und würde gewiß für mich thun was er könne.

So weit mein Tagebuch.

Ich dachte noch oft an den GR. Schulze. Er war eigentlich immer aufgeregt und gewöhnlich sehr zerstreut, und konnte leicht leidenschaftlich und beleidigend werden. Manchem Gelehrten und Künstler, die mit dem geistlichen Ministerium in Beziehung standen, ging es bei Schulze nicht besser wie mir. Er wendete und drehte sich um einen und vor einem herum wie ein Kreisel, die Pfeife ging alle Augenblicke aus, wurde wieder angesteckt, der Schlafrock flog wie im Winde, und die Arme und Hände begleiteten fleißig seine raschen Worte. Bei seiner inneren und äußeren Unruhe vergaß er das was er immer im Munde führte und allen empfahl, die Würde, auch war er in seinen Ausdrücken nicht eben wählerisch. Seine Liebe für Kunst und Wissenschaft glich mehr einer Liebhaberei, außer der classischen Philologie und später der Hegel'schen Philosophie ließ er eigentlich nichts gelten, er war ein gelehrter Beamter, dem das Bureaukratische doch noch mehr galt als das Philomathische.

Der Minister von Altenstein dagegen verhielt sich ruhig und würdevoll, ließ jeden aussprechen und ging auf Alles ein. Beseelt von reinster Liebe für Kunst und Wissenschaft wollte er für beide das Beste wirken. Er ehrte beide in ihren Trägern und betrachtete den Gelehrten und Künstler nicht wie einen gewöhnlichen Beamten, der an bestimmte Arbeiten und Stunden gebunden ist. Er sah in den Universitäten etwas Höheres als bloße Cadettenhäuser für den Staatsdienst, wollte nicht den Geist dressieren und jede freie Selbstthätigkeit beseitigen. Dabei hatte er ein sanftes Gemüth, das im Unglück viel verloren,

aber an Liebe für die Menschen, für Kunst und Wissenschaft reicher geworden war. Wie mit seinen Blumen verkehrte er mit den Menschen gütig, wohlwollend, theilnehmend.

Über meine Reise nach Breslau und Ankunft daselbst schrieb ich am 29. März meinem Bruder:

'Sonnabends 6. März Abends 6 Uhr kam ich in Breslau an. Unsere Rückreise war zwar nicht sehr interessant, aber doch viel bequemer als die Hinreise: wir übernachteten und aßen und tranken gehörig und reisten des Tages mit Extrapost immer sehr schnell. Meyer hatte sich bis Lüben seine drei schönen Engländer nebst Wagen entgegen kommen lassen und so fuhren wir denn recht stattlich in Breslau ein.'

'Ich hörte nun bald die wunderlichsten Gerüchte über meine Reise. Man hatte ziemlich allgemein geglaubt, daß ich Breslau jetzt für immer verlassen habe und niemals zurückkehren würde; ich war also für die meisten gleichsam todt. Nun kannst Du denken, wie unbefangen jeder sprach und sprechen zu dürfen glaubte. Es hat immer etwas Ergötzliches, zugleich aber Rührendes, wenn man sich selbst als einen Gestorbenen betrachtet sieht. Viele hatten zu meinem Troste meinen Entschluß gebilligt oder doch entschuldigt, die meisten aber doch bedauert, daß ich so und überhaupt meine Stellung verlassen habe. Es waren viele Dinge zur Sprache gekommen, und die Schande, die man mir zu bereiten gedacht hatte, war auf die Urheber des Märchens von meinem Fortlaufen und auf meine Feinde zurückgefallen. Wachler soll geweint haben, nachdem ihm mein Jäger Bibliothekschlüssel und Brief überbracht hatte: so etwas wäre ihm noch nie begegnet. Das böse Gewissen hat manchen beunruhigt. Dennoch ging ich am Sonntag-Morgen zu W.; da ich ihn nicht traf, wiederholte ich am Abend meinen Besuch: er sagte kein böses Wort, und sprach nur von Dingen, die gar keinen Bezug auf mein plötzliches Abreisen hatten. Endlich fragte ich aber doch nach meinen

Schlüsseln: 'die liegen, wie Sie sie geschickt haben, eingeschlossen auf der Bibliothek; klingeln Sie morgen nur, der Müller wird sie Ihnen gleich geben.'

'Acht Tage nachher kam ein Schreiben von Neumann, worin er mir erzählt, daß ich abgereist sei, und was er deshalb verfügt habe im Fall ich noch Bücher von der Bibliothek hätte, und schließt dann:

'Ihr diesfälliges unangemessenes Benehmen werden Sie selbst eingestehen und meine Mißbilligung desselben als gerecht erkennen müssen.' Nun, das ist doch weiter nichts; aber daß er mir meine Wohnung hat aufbrechen lassen wollen, obgleich ihm von Wachler angezeigt war, daß ich alle Bücher auf die Kön. und Univ.-Bibliothek abgeliefert hätte, — das ist doch arg!'

'Die ganze Woche hörte ich von allen Seiten Dinge über mich, worin sich die Gesinnungen meiner Freunde und Feinde deutlich genug aussprachen; überhaupt muß man verstorben oder verschwunden sein, wenn man erfahren will, was die Welt von einem denkt. Ich kann mit Allem, was mir zu Ohren kam, ziemlich zufrieden sein, und habe dabei gelernt, daß man mich hinfort in Ruhe lassen wird, weil man mich fürchtet; daß man mir höchstens sehr geheim schaden wird, weil man sich öffentlich scheut und daß ich just so viel kann, um in meinem Berufe nicht mit Schanden zu bestehen.'

'Nun höre Einiges was ich hören mußte. Er ist nach Kassel gegangen, um Grimm's Stelle anzunehmen; er hat zu viel Schulden gemacht und mußte deshalb Breslau verlassen (wirklich hatte man überall, und sogar bei meinem Wirthe nachgeforscht, doch es ergab sich nichts); er hat zu viel drucken lassen für Rechnung des Künstlervereins und weiß nun nicht woher?; er ist drüben im Österreichischen Benedictiner geworden, weiß Gott wo?; er fürchtet sich vor der Entscheidung seines Processes und nimmt die Flucht; er will in Berlin heirathen, nein, in

Holland, wo er früher eine reiche Partie machen konnte; er ist zu seiner Mutter gereist (Neumann hatte sich schriftlich und officiell an Wachler gewendet: wer denn meine Mutter sei und mein Bruder, und was dieser treibe u. dgl.)'

An demselben Tage, 8. März, als GR. Neumann sein Mißbilligungsschreiben an mich erließ, stattete mir der Minister seinen Dank ab für die ihm gewidmeten Fundgruben:

'Indem ich das Verdienst, welches Sie sich durch die mit Sachkenntniß und lobenswerther Sorgfalt veranstaltete Herausgabe der interessanten und wichtigen, in diesem Bande enthaltenen Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur erworben haben, nach seinem ganzen Werthe anerkenne, gebe ich Ihnen zugleich die Versicherung, daß ich bemüht seyn werde, Ihre äußere Lage nunmehr zu verbessern, und Ihnen dadurch meine vorzügliche, Ihnen gewidmete Hochachtung zu bethätigen.'

In diesem Schreiben des Ministers fand ich Beruhigung und Trost, mehr aber noch in den Gesichtern meiner künftigen Collegen: es lag darin, daß mir gegen ihren Wunsch und Willen etwas Gutes begegnen würde.

Schon am 30. März erfuhr ich durch meinen Bruder, daß ich zum außerordentlichen Professor ernannt sei. Erst am 13. April erhielt ich meine Bestallung, sie war am 18. März ausgefertigt. Der Minister sagt in seinem Begleitschreiben:

'ich benachrichtige Sie zugleich, daß ich Sie in Rücksicht auf Ihre beifallswerthen Leistungen zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität Breslau, und zwar für das Fach der deutschen Sprache und Litteratur mit einem jährlichen Gehalte von zweihundert Thalern ernannt habe.'

Ich war sehr bewegt — ich schlug die Bibel auf und las mit großer Andacht die Worte des Psalmisten (109. u. 103):

Stehe mir bei, Herr mein Gott! hilf mir nach Deiner Gnade!
Daß sie inne werden, daß dies sei Deine Hand, daß Du, Herr, solches thust.
Fluchen sie, so segne Du! Setzen sie sich wider mich, so müssen sie zu Schanden werden, aber Dein Knecht müsse sich freuen.
Meine Widersacher müssen mit Schmach angezogen werden, und mit ihrer Schande bekleidet werden, wie mit einem Rock.

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!
Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht was er Dir Gutes gethan hat!

Nach langer Zeit konnte ich mich wieder einmal so recht von Herzen freuen. Ich hatte mich bisher nie glänzender an meinen Feinden und Neidern gerächt. Ich war nun dasselbe was sie, und konnte sorgenfreier und hoffnungsreicher der Zukunft entgegen gehen.

Ich besuchte in den nächsten Tagen meine Herren Collegen. Sie waren alle sehr freundlich und versicherten mich ihrer collegialischen Freundschaft. Ich ließ mich durch alles das nicht irre machen und blieb in meiner bisherigen Zurückgezogenheit. Ich hatte lange genug neben ihnen leben müssen, als daß ich noch Lust gehabt hätte, mit ihnen zu leben.

Wie ärgerlich die Herren über meine Ernennung waren, erfuhr ich denn doch sehr bald. Der einzige Professor, mit dem ich bisher fast freundschaftlich verkehrte, sprach sich, nachdem ich ihm meine Ernennung mitgetheilt hatte, auf eine Weise aus, die mich nach dem was die anderen darüber dachten, gar nicht weiter verlangen ließ:

Auf Ihre freundliche Nachricht die bereits seit dem 11. April der Facultät angezeigt und mir daher bekannt war kann ich Ihnen

nur danken und mit der Offenheit, welche mir natürlich ist, bekennen, daß das Verfahren welches das Ministerium in dieser Angelegenheit geglaubt hat einschlagen zu müssen von der Art ist daß wohl kein vernünftiger, besonnener Mann es vorhersehn konnte. Ich kann nur abgesehn von Ihrer Person, bedauern daß dergleichen geschehn kann während mir als Untergebenem nicht gestattet ist ein weiters Urtheil zu fällen und als ehrlicher Mann beklage ich Sie anstatt Ihnen Glück zu wünschen indem sich meine Grundsätze und Gesinnungen nicht verändern bleibe ich wie bisher Ihr ergebener

B. $\frac{14}{4}$ xxx. Stenzel.

Ich dachte jetzt sehr ernstlich an meine Vorlesungen. Die Zeit war kurz, ich mußte mich für dies halbe Jahr auf ein Publicum und ein Privatissimum beschränken, zumal mich noch die neue Ausgabe des Otfrid, mit der ich mich schon seit dem März beschäftigte, und meine Habilitation sehr in Anspruch nahm. Für letztere schrieb ich eine Abhandlung über die mittelniederländischen Dichtwerke.

Am 6. Mai dankte ich dem GR. Schulze, zugleich auch dem Minister. Letzterem fühlte ich mich veranlaßt, die Wichtigkeit der deutschen Philologie hervorzuheben:

'Obschon das Studium der deutschen Sprache und Litteratur durch ungünstige Zeitverhältnisse vielfach beeinträchtigt ward, so gewann es doch unter der stillen Pflege seiner treuen Anhänger bedeutend an wissenschaftlicher Begründung und in kurzer Zeit verhältnißmäßig mehr als die classische Philologie durch die hundertjährigen Bemühungen von tausend Hellenisten und Romanisten, und es läßt sich bei seiner allmählich anerkannten Wichtigkeit von der Zukunft recht viel Gutes erwarten. Besonders erfreulich muß es jedem Verehrer und Forscher der deutschen Sprache sein, daß Ew. Excellenz durch Besetzung der dafür errichteten

Lehrstühle die Wichtigkeit dieses Zweiges der Wissenschaften als einer Universitäts-Disciplin anerkennen und auf alle Weise befördern, und ich schätze mich glücklich, daß Ew. Excellenz mir das Vertrauen schenkten, auch meiner Seits in dieser Hinsicht thätig zu sein.'

'Allerdings muß hier in Breslau ein Grund und Boden dafür gewonnen werden; auf unseren Gymnasien geschieht wenig oder gar nichts dafür, die jungen Leute kommen demnach ganz unvorbereitet, ohne alle Kenntniß der deutschen Litteraturgeschichte, mehr noch der deutschen Grammatik auf die Universität. Jedoch hoffe ich durch Vorträge von allgemeinem Interesse zunächst dafür zu gewinnen und die dafür Gewonnenen zu einem gründlichen Studium anzuleiten.'

Zu meiner ersten Vorlesung hatte ich einen Gegenstand gewählt, der bis dahin noch nie besonders behandelt war: Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor Luther. Ich hatte schon lange dafür gesammelt, die Ausarbeitung machte mir viel Freude, noch mehr daß ich nun in einem öffentlichen Vortrage die Ergebnisse meines Forschens auch anderen mittheilen konnte. Ich begann den 7. Juni vor 9 Zuhörern, die dann auch treu aushielten bis zuletzt.

Zu meinem Privatissimum zu Hause: deutsche Handschriftenkunde, hatten sich mehr gemeldet als ich unterbringen konnte, ich hatte nur für 6 Platz.

Mit dem Erfolge meiner neuen academischen Thätigkeit konnte ich zufrieden sein.

Sehr erfreut war ich über die Freude der Meinigen. Die Mutter schrieb mir:

'Du glaubst nicht, welch eine große, unendliche Freude ich hatte über Dein Glück und die große Ehrenstelle, die Du bekleidest. Der liebe Gott erhalte Dich gesund! Ich wünsche Dir tausend

Glück. Ich habe Freudenthränen geweint, wie ich Deinen Brief las, daß Du doch auch nun glücklich bist. Nach vielen Leiden folgen Freuden, wenn der Mensch nur beharrlich ist und läßt den Sturm vorübergehen.' Und meinem Bruder schrieb sie: 'Du glaubst nicht, wie sehr sich die Menschen freuen über Euer Glück. Alle sagen: Was sind Sie für eine glückliche Mutter, daß Sie Ihre beiden Söhne so gut versorgt haben! Der liebe Gott erhalte Euch nur gesund, das soll meine größte Freude sein, die ich auf der Welt habe.'

Am 20. Juni feierte ich mit den Geburtstag der Frau v. W. Ich überreichte ihr 'Kalitten*) zu den Blumenkränzen des 20. Juni 1830' und Uhland's Gedichte mit folgender Zuschrift:

Am Reichthum dieser fremden Blüthenwelt
Kannst Du vergessen meine Dürftigkeit,
Denn in den Frühling meines Lebens fällt
Nur eine lange herbe Winterzeit.

In den Kalitten sind 5 spanische Romanzen mitgetheilt. Diese galten meiner unerwiederten Liebe zu Botheina, wie ich sie damals nannte und später nennen werde. Die Zueignung rechtfertigt, warum diese Romanzen bei dieser Gelegenheit gedruckt wurden.

Ist das Glück auch mir entschwunden,
Blieb der Schmerz auch mir allein,
Darf ich drum der frohen Stunden
Letzten Nachhall Dir nicht weih'n?
Hast Du es doch mit empfunden,
Eben darum ist es Dein.

Wäre es doch bei den Kalitten geblieben! ich hätte mir und anderen viel Leid und Kummer erspart, und so manche

---

*) Kalitte brandenburgisch der Schmetterling.

schöne Erinnerung ungetrübt für mein ganzes Leben behalten können.

Es war jetzt mein sehnlichster Wunsch, mit der Facultät so bald als möglich ins Reine zu kommen. Daß man meinen Leidener Ehrendoctorgrad nicht gelten lassen möchte, hatte ich bereits unter der Hand erfahren. Ich schickte das Diplom ein. Die Facultät betrachtete das Pergament mit dem großen Siegel in der Messingkapsel. Wachler sprach dann das große Wort gelassen aus: 'Es ist echt!' Zu einer Promotion hätte ich mich nie verstanden, das wäre eine Beleidigung für die Leidener gewesen; eine Ehrenbezeigung dieser Art von solch einer Universität schien mir immer noch mehr zu wiegen als ein rite promotus jeder deutschen Universität. Es schien mir eine lächerliche Zumuthung, daß ich als Ehrendoctor nochmals promovieren sollte. Ärgerlich darüber hatte ich mich denn auch wol unvorsichtig geäußert über das Lateinschreiben und Disputieren und von Schnurrpfeifereien, altem academischen Zopf und Bocksbeutel u. dgl. gesprochen. Das war den Herren zu Ohren gekommen und hatte sie sehr verdrossen. Ich glaubte als Professor der deutschen Sprache und Litteratur genug zu thun, wenn ich eine lateinische Abhandlung drucken ließe und eine lateinische Rede hielte, wie man ja auch v. d. Hagen und Büsching gestattet hatte. Um dasselbe bat ich die Facultät und erhielt darauf folgende Antwort Seiner Spectabilität des Herrn Decans Prof. Dr. Thilo:

Ew. Wohlgeb. erwiedert die unterzeichnete Facultät auf Ihr Anschreiben vom 6. Juli dieses J., daß den Leistungen zum Eintritt der Ihnen vom hohen Ministerio ertheilten außerordentlichen Professur, die Nostrification voraufgehn müsse, die bei allen

denjenigen, welche nicht auf einer Preußischen Universität, und zwar rite promovirt sind, durch eine öffentliche in lateinischer Sprache zu haltenden Disputation vollzogen wird. Indeß würde die Facultät in Beziehung auf Sie, Ihre nächstkünftigen Verhältnisse zu uns, und die Eigenthümlichkeit Ihres Fachs nicht abgeneigt seyn, eine Milderung in der Art und Weise eintreten zu lassen, falls Sie dieß überhaupt wünschen sollten, wenn sie nur zuvor von Ihnen die ausdrückliche Erklärung empfangen wird, daß auch Sie diese Leistungen nicht für etwas unwesentliches halten, daß Sie vielmehr unser aller Achtung für diese, wie für jede andere gesetzliche Bestimmungen (sic) aufrichtig theilen.

Breslau 18. Juli 1830.

Die philosophische Facultät,
Thilo z. Z. D.

Botheina war seit Anfang Julis wieder in Breslau bei ihren Anverwandten. Sie war krank gewesen und noch immer sehr schwach und leidend. Ich sah sie dann und wann. Wir sprachen fast nie mit einander, und das wenige, was ich von ihr hörte, war der Art, daß ich nicht die mindeste Hoffnung hegen konnte, daß sie meine Liebe je erwiedern würde. Ich fühlte mich sehr unglücklich und litt viel. Ich begreife heute noch nicht, wie ich trotzdem so beharrlich lieben konnte. Ihren Verwandten war mein Zustand bekannt, sie suchten zu trösten, ohne jedoch die geringste Hoffnung mir zu machen. Ich wußte mein peinigendes Gefühl nur durch Dichten und Aufzeichnen meiner Seelenzustände zu beschwichtigen. Ich war geistig und körperlich sehr aufgeregt und ungewöhnlich reizbar.

Es kamen nun noch die Julitage hinzu. Ich nahm den lebhaftesten Antheil an der Entwickelung der Dinge in Paris. Ich war oft bei Milde. Jede Neuigkeit aus Paris wurde

verschlungen. Wir besprachen fortwährend die französischen Zustände. Milde kannte sie von seinem dortigen Aufenthalte her so wie auch die bedeutendsten Persönlichkeiten, die in dem großen Drama auftraten. Schon am 7. August wußten wir das Schicksal der Bourbonen. Schall hatte von Berlin aus eine Staffette mit der neuesten Staatszeitung geschickt für seine (die Breslauer) Zeitung. Der Censor aber, Baron von Kottwitz, erlaubte nicht, daß diese Neuigkeiten sofort mitgetheilt werden durften. Als die französische Bewegung die Nachbarländer ergriff, verfolgte ich mit gespanntester Aufmerksamkeit jede Regung zur Herbeiführung besserer Zustände, namentlich in Deutschland.

In dieser äußern und inneren Unruhe vollendete ich den Druck meiner Habilitationsschrift, die später als Pars I. der Horae belgicae im Buchhandel erschien.

Seit langer Zeit hatte ich eine große Sehnsucht nach den Meinigen. Ich schrieb meinem Bruder, ob er mitreisen wollte in die Heimat. Er war geneigt, könnte jedoch nur wenige Tage abkommen. Mir genügte das. Ich nahm sofort Urlaub und reiste den 21. September nach Berlin.

Ich verweilte einige Tage dort. Täglich war ich bei Meusebachs, auch öfter mit Lachmann zusammen. Durch Meusebach erhielt ich das Antwerpener Liederbuch, das er schon mehrere Jahre aus der Wolfenbütteler Bibliothek geliehen hatte. Ich schrieb mir alle Lieder daraus ab, welche ich für ursprünglich niederländisch hielt. Es gab des Besprechens und Sehens so viel, daß ich mehrmals des Nachts dort blieb. Zum Besuchen Anderer blieb keine Zeit übrig, doch sah ich Wackernagel, und durch Lachmann's und Meusebach's Vermittelung söhnten wir uns mit einander aus.

Am 28. Sept. reiste ich mit meinem Bruder in die Heimat. Wir verlebten dort einige frohe Tage und kehrten am 5. Oct. wieder nach Berlin zurück.

Die acht Tage, die ich nun noch dort verweilte, vergingen sehr angenehm und sehr schnell. Ich besuchte Lachmann, Simrock, Wackernagel, Poggendorff und war mit allen öfter und länger beisammen im heitersten Verkehre, die letzten Tage meist bei Meusebach.

Meine Eingabe an den Minister hatte ich erst in Berlin den 7. October eingereicht:

Ew. Excellenz gebe ich mir die Ehre, anbei eine Abhandlung über die ältere holländische Litteratur zu überreichen mit der unterthänigen Bitte, daß Hochdieselben in Betreff meiner gegen die philos. Facultät schuldigen Leistungen gestatten wollen, daß ich statt einer öffentlichen lateinischen Disputation eine lateinische Rede vor gedachter Facultät halten darf, wozu ich durch die beiliegende Schrift die Universität Breslau einlade.

Sollte die gedachte Facultät außerdem noch eine besondere Nostrification verlangen können, so bitte ich Ew. Exc. gnädigst bestimmen zu wollen, daß in diesem Falle ein Ehrendiplom von der Universität Leyden, wenn nicht mehr, doch wenigstens eben so viel bedeute, als ob ich ein rite promotus auf irgend einer Landes-Universität sei, daß mir also in billiger Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit meiner Studien und meines doppelten Amtes, als Professors und Custos bei der Kön. und Universitäts-Bibliothek, jede andere Leistung gegen die Facultät erlassen werde.

Zugleich beehre ich mich, dies Doctordiplom beizulegen, um dessen hochgeneigte Zurücksendung ich unterthänig bitte.

Breslau 21. Sept. 1830.

Am 19. October Morgens 8 Uhr war ich wieder in Breslau.

Nach meiner Rückkehr entwickelte ich eine große Thätigkeit: ich arbeitete für meine Vorlesungen, war beschäftigt auf der Bibliothek, dichtete, briefwechselte und leitete den Künstlerverein. Dieser hatte sich seit Kurzem erweitert: es hatte sich eine litterarische Abtheilung gebildet, welche regelmäßige Sitzungen halten und eigene und fremde Werke besprechen wollte, um so sich anzuregen und sich wechselseitig zu bilden. Die früheren litterarischen Mitglieder des Vereins Geisheim, Grünig, ich, Schall, Wackernagel und Karl Witte hatten sich begnügt, bei öffentlichen Festen des Vereins mitzuwirken und sich endlich veranlaßt gefunden, auch einmal selbständig aufzutreten. Sie hatten zu Anfange des Jahrs eine Sammlung Gedichte herausgegeben unter dem Titel:

Poesieen der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins. Breslau, Gosohorsky 1830.

Obschon mir die jetzige Idee, eine größere litterarische Thätigkeit ins Leben zu rufen, sehr gefiel und ich sie auch nach Kräften unterstützte, so hatte ich doch wenig Hoffnung auf Erfolg.

Unterdessen traf ein Schreiben des Ministers ein: meine Bitte war vollständig gewährt und ich konnte nun täglich den Anforderungen der Facultät genügen.

So ging das Jahr zu Ende. Ich hätte zufrieden, sehr zufrieden sein können: ich hatte vieles erreicht was mir vor Jahr und Tag unerreichbar schien. Und doch fühlte ich mich unglücklich. Meine Liebe zu Botheina war durch alle Hoffnungslosigkeit nur noch stärker geworden. Mein einziger Trost war,

daß ich mich in Liedern aussprechen konnte. Zu Weihnachten ließ ich sieben Lieder drucken:

Die letzten Blumen,

eins für jeden Wochentag, voran eine Einleitung. Die ursprüngliche, unterdrückte, blieb bisher Handschrift, sie lautet:

Du hast den schönen Frühling mir geraubt
Und giebst ihn doppelt mir im Winter wieder:
Mir wird die Flur beblümt, der Wald belaubt,
In mir erwachen Frühlingskläng' und Lieder.
Zum Himmel blickt mein dankend Aug' empor,
Vom Himmel fleht es weinend Deinen Frieden.
Dein sei und bleibe was Dein Herz erkor,
Und was es wünschet, sei ihm reich beschieden!
Und eins nur fleh' ich, eins für mich allein!
Ich will mich Deines Glückes stets erfreuen,
Ich will ein Nachhall Deiner Freude sein,
Ich will Dein Glück durch Lieder Dir erneuen!
Vergieb drum meinem Herzen was es spricht,
Und gönn' ihm seine letzten Frühlingstage!
Daß ich Dich liebe, darum zürne nicht,
Du zürnest sonst, daß ich zu leben wage.

Die Zwecklose Gesellschaft war die Veranlassung für mich gewesen, dann und wann meine jeweiligen Stimmungen und meine Ansichten über das Leben, über Kunst und Wissenschaft u. dgl. aufzuzeichnen. Nachdem sie nicht mehr bestand, setzte ich diese Selbstunterhaltung noch eine Zeitlang fort. Seit Jahr und Tag hatte sich nun zwar mein äußeres Leben günstiger gestaltet, und ich hätte in dieser Beziehung beruhigter und heiterer sein können, auch fehlte es mir nicht an Arbeit, die meinen Wünschen entsprach, und mit den Erfolgen meines academischen Wirkens konnte ich sehr zufrieden sein, trotzdem aber gab es des Widerwärtigen so viel, daß ich mich oft recht

unglücklich fühlte. Beleg dafür liefern die nachfolgenden Aufzeichnungen.

30. Dec. 29. Aus einem Briefe an den GR. Schulze.

... Meine Unzufriedenheit über meinen hiesigen Zustand ist Ew. Hochw. hinlänglich bekannt. Wenn man in einer fernen Provinz lebt, wo ganz andere Interessen schalten und walten als Kunst und Litteratur, wo es für einen Litterator nur alle mögliche Gelegenheit giebt, sich nicht auszeichnen zu können, so kann man ja nur klagen, zumal wenn man mit siebenjähriger redlicher Mühe beflissen gewesen ist, alle äußern Hindernisse zu beseitigen um ein freies, würdiges wissenschaftliches Leben und Wirken sich zu gründen. Ich habe jetzt nur noch so lange ich hier bin den einzigen Wunsch, daß sich Ew. Hochw. so wie auch das Hohe Ministerium von jenem meinem Streben überzeugen; nur diese Überzeugung kann mich trösten für den vielen Kummer und Verdruß, den mir theils die Richtung meiner Studien, theils meine amtliche Stellung, theils die Thätigkeit, wozu mich der hiesige Künstlerverein veranlaßt hat, theils meine Eigenthümlichkeit in Denk- und Handlungsweise, dies unschuldige Anderssein bereitet haben.

8. Januar 30.

Allerdings habe ich seit einigen Jahren, zumal seit dem letzten viel verloren, aber die Poesie ist am Ende doch der größte Verlust, denn sie eben war es, die so vieles bis dahin treu und ehrlich mir aufbewahrt, gehegt und gepflegt hat.

7. März.

Könnt' ich nicht schreiben und lesen,
Glücklicher wär' ich gewesen.

Charfreitag 9. April.

Jugend und Heimat, sie sind die beiden Sterne, die auch an dem trüben Himmel unsers Lebens noch freundlich leuchten. Der heutige Tag war der heiligste meiner Jugend, der gefeiertste meiner

Heimat. Die tiefe Stille im väterlichen Hause, die Ruhe auf den Straßen und draußen in Gärten und Feld, ich fühle Alles noch heute und denke, es könne auch heute nicht anders um mich sein. Frühmorgens gingen wir in die Kirche; wenn die Gemeinde einige Verse gesungen hatte, ohne Begleitung der Orgel, so las der Geistliche das Evangelium, die Leidensgeschichte, dann kniete jeder nieder und betete still für sich. Nach dem Gottesdienste blieb jeder ganz schwarz gekleidet und hielt sich zu Haus bei den Seinen; Besuche aus der Nähe oder Ferne hatte niemand zu erwarten. Man sah keinen Reiter, hörte kein Wagengerassel, sogar alle Mühlen im ganzen Lande standen still. Schon an allem dem hätte ich die Bedeutung des Charfreitags kennen lernen, aber meine sel. Großmutter hatte besser dafür gesorgt. Bei dem frommen Sinne, der sie von Jugend auf bis in ihr hohes Alter beseelte, ließ sie es sich stets angelegen sein, mein religiöses Gefühl früh zu entwickeln und auszubilden, sie lehrte mich Gebete und geistliche Lieder und erzählte mir von dem Ursprunge und der Bedeutung der christlichen Feste. Den heutigen Tag nun schilderte sie mir als besonders wichtig für das Christenthum, und daß er es ihr sei, bewies sie durch die Feier, wie sie ihn beging: seit sie alt und schwach geworden war und an dem öffentlichen Gottesdienste nicht mehr theilnehmen konnte, saß sie daheim in ihrem Kämmerlein, betete und las in der Bibel und in ihren Erbauungsbüchern und erschien erst dann unter uns, wenn der Tag sich neigte, bis dahin hatte sie auch vom Morgen an streng gefastet, weder Speise noch Trank zu sich genommen, noch um irdische Dinge sich gekümmert.

21. April.

Mein Breslauer Leben war und ist eine Schule harter Prüfung, ein wahres Martyrium, wo ich aber statt der Kronen nur Wunden verdienen konnte; der alten Wunden werden bald so viele werden, daß für die neuen kein Platz mehr übrig bleibt.

Nie bin ich demüthiger und bescheidener gewesen als jetzt, wo ich um eines Glückes willen bedauert, beneidet und geehrt werde: so biegt der Apfelbaum sein Haupt zur Erde, wenn ihn der Himmel mit Fülle gesegnet hat.

22. April.

'Ich habe kein Glück,' will ich zehnmal lieber zu mir sagen, als sagen hören: 'Du hast Glück.' Denn wer mir sagt: 'Du hast Glück,' der denkt sich in der Regel hinzu: 'aber Du hast es nicht verdient,' während meine Worte: 'ich habe kein Glück,' nur die Äußerung des schönen Bewußtseins sind: Du thatest was Du konntest, Du hast Dich redlich gemüht und kannst nichts erlangen was Deiner Arbeit entspräche.

Habe ich doch immer gesagt: meine Feinde sorgen für mich am besten. Hätten sie mir meine Poesie, ja nur einen Schimmer von meiner Genügsamkeit gelassen, ich würde wie der Zaunschlüpfer gelebt haben und gestorben sein; jetzt aber bin ich ein Adler geworden, der nur auf der Höhe wohnen kann und auch auf Felsen zu nisten weiß.

Die Feinde stiegen frohlockend auf den Baum meines Lebens, um ihm die Zweige seiner Hoffnung abzuhauen, aber sie fielen mit den dürren Zweigen zu Boden und schämten sich; der Baum aber streckte seine lebendigen Zweige gen Himmel, und sie grünten und blühten den Freunden und Feinden.

23. April.

Wol sähe ich hinundwieder ein freundlicheres Gesicht, wenn ich mich bequemen könnte, diesem oder jenem zu Gefallen unglücklich zu sein oder mich unglücklich zu fühlen.

24. April.

Als mir heute beim Verzeichnen der Mathematik Johannis Hemelingii Kleines Rechenbuch (2. Ausg. Hannover 1669. 8°.) unter die Hände kam, da lebten tausend Erinnerungen wieder auf, wie ich mit meiner Schiefertafel beim alten Harms saß und alle

Mitschüler und Mitschülerinnen übertraf an Richtigkeit und Schnelligkeit im Ausrechnen. Jetzt bin ich nun so weit gekommen, daß ich nicht einmal mehr addieren kann; ich bekenne es und will mich dessen auch gar nicht rühmen. Aber so wird's mit manchem Wissen, mancher Geschicklichkeit gehen, es wird uns verlassen und wir überleben vieles was wir haben, o daß wir nur nie überleben was wir sind!

Alles wird draußen grün. O werdet doch auch bald grün, ihr Dornenhecken meines Lebens, daß ich den Winter, der hinter euch ruht, nicht mehr sehe!

28. April.

Kein Wölkchen am Himmel und hinter grünen und blühenden Bäumen geht die Sonne unter. Das Glück kann aus unserm Frühlingstage scheiden, aber die Hoffnung verläßt uns nicht, wenn 's auch dunkel wird, und — der Himmel bleibt uns doch immer.

30. April.

Vorgestern sah ich die ganze Schuljugend von Polnisch-Neudorf. Die Glücklichen! Auch ich habe wie sie auf Gräbern gespielt und gesungen und gesprungen. Jetzt — habe ich fast mich zu freuen verlernt da wo mich nur das Leben anlacht.

6. Mai. An den GR. Schulze.

... sogar der GR. Neumann, den ich seit sechs Jahren nicht besucht hatte, hat mir Glück gewünscht, und dies einzige Gute, was er mir im Leben bewiesen, hat mich denn auch ordentlich gerührt.

10. Mai. Aus einem Briefe.

Ich fühle es lebendiger und tiefer als je, daß ich nirgend Freude und Glück suchen soll als in der Wissenschaft und Kunst, daß ich sonst überall der Verlassene, Heimatlose bleiben muß. Ich verstehe diesen Wink des Himmels, könnte ich ihm nur mein Herz unterwürfig machen, es ganz daran zu gewöhnen.

28. August.

Wer hätte nicht auch einmal eine Grabschrift sich gewünscht! Ich dachte früher mehr daran als jetzt, wo ich mehr unter als über der Erde zu leben glaube. Unter alten Papieren aus den Jahren 23, 24 fällt mir ein Folioblatt in die Hände, woraus ich Folgendes heraushebe:

Er war arm von Jugend auf und kannte Reichthum auch im Alter nur dem Namen nach, und dennoch hielt er sich für sehr reich; seine größten Güter waren seine Freunde und seine Bücher; er hatte nie Furcht vor dem Tode, wol aber Furcht, daß er einst aus der Welt gehen müßte ohne sein Streben für Wissenschaft und Kunst erreicht zu haben &c.; er konnte glücklich sein in der Liebe und wollte es nicht, aber er liebte, und die Erinnerung an diese Frühlingstage seines Lebens nahm er mit in dieses Grab; frei von Leidenschaften bestrebte er sich zu sein, aber er schied mit dem traurigen Wunsche: könnte ich wieder geboren werden, so wollte ich Eins vor Allem lernen: mich selbst beherrschen.

Einige Wochen vor Beginn des neuen Jahrs schrieb ich einer Freundin:

'Sie gedenken nicht mit einer Zeile dessen was so mein ganzes Sein und Leben durchlebt und durchwebt. Glauben Sie wirklich, daß diese Liebe nur ein poetischer Anflug ist, eine leidenschaftliche Neigung, ein abenteuerlicher Versuch für ein äußerliches Glück? Das können Sie nicht glauben, Sie am wenigsten, ja Sie dürfen es nicht einmal ahnden! Oder gedachten Sie, durch jede Berührung gewisser Erinnerungen aus diesem letzten Sommer mich zu betrüben? Nein, das dürfen Sie nie denken. Der Mensch ist mehr, ist besser als sein Schicksal. Jetzt erst darf ich sagen: ich liebe, jetzt weiß ich was ich sonst nur ahndete; jetzt ist zur Wahrheit geworden was früher nur als Idee vor mir stand und in einzelnen Tönen hervorbrach, als Lied und

Aphorisme sich offenbarte. Groß war mein Schmerz, aber größer ist meine Liebe, sie wollte siegen und hat gesiegt. Nichts kann mich darin irre machen. Und selbst wenn Botheina sagte: ich liebe dich! ich könnte sie nicht mehr lieben als jetzt; und wenn sie gar sagte: ich hasse dich! ich könnte sie doch nur lieben. Ich muß selbst weinen vor diesem wunderbaren, beseligenden Gefühle, aber es ist kein Mitleid mit mir selbst, sondern mit anderen, die solche Wunder, solche Seligkeit nicht kennen. Diese anderen stehen um mich und verstehen mich nicht, und da mich meine Liebe mit der ganzen Welt versöhnt, Alles ebnet und mildert, so kann ich mich um so leichter von ihnen trennen, und die Kräfte und die Zeit, worauf die Pflicht ein Recht hat, ungetheilter meiner Wissenschaft zuwenden. Ich müßte für ungerecht erscheinen, wenn ich jetzt über die Menschen klagen wollte; aber ich habe gar kein Bedürfniß, mich an sie und ihre Gesellschaften anzuschließen, viel weniger als jemals, besonders seitdem das Entbehren jedes irdischen Glücks mein Hauptstreben geworden ist und mir nur Heil und Frommen bringt. Muß ich nicht unendlich viel entbehren, daß ich mit niemandem sprechen kann über das was mich neben meinen wissenschaftlichen Arbeiten fortwährend beschäftigt, was meine Seele umkreist wie der Mond die Erde? Aber niemand will mich verstehen, niemand will zugeben, daß ein irdisches Wesen seine himmlische Abkunft in Selbstverläugnung und Aufopferung suchen darf, um nicht für sein, nur für Anderer Glück zu leben. Wie groß mein Vertrauen ist und sein darf, was hilft's mir, so lange man mir für mein Glück ein anderes geben will? Da muß ich schweigen. Man will die Liebe behandeln wie etwa einen wissenschaftlichen Gegenstand, bei dem sich falsche Ansichten berichtigen, Zweifel heben und Unwahrheiten aufdecken lassen. Ich achte und ehre jede Mühe, die man sich mit mir gegeben hat, mich gleichsam zu bekehren, aber ich kann niemandem dafür danken. Verdient es

denn auch Dank, daß man mir das wenige was ich mir bewahrt und zur frischen Blüthe auferzogen habe, rauben will? Wer kann mir Ersatz geben für den Verlust meiner Poesie? Und sie ist ganz Eins geworden mit meiner Liebe.'

In solche Gefühle und Gedanken war ich wie durch Zauber gebannt, und hätte ich mich damals ihrer erwehren wollen, es wäre mir nicht gelungen.

Zu meinem großen Glücke mußte ich auch an andere Dinge denken. Zunächst nahm mich meine Habilitation in Anspruch. Die Einladungsschrift war fertig und wurde vertheilt. Am 28. Februar Mittags 11 Uhr hielt ich in der kleinen Aula eine lateinische Rede über Luther's Verdienste um die deutsche Sprache. 'Das ekliche Dês', wie eine Collegin das Designatus (in den Katalogen Des. abgekürzt) nannte, war beseitigt, ich war nun wirklicher Professor extraordinarius.

Am 2. April wurde in befreundetem Kreise mein Geburtstag gefeiert und mit einer Überraschung beendet, mit — meiner Verlobung. Nach vielen mündlichen und schriftlichen Verhandlungen, nach vielen Überlegungen und Erwägungen war von Seiten der Familie die Einwilligung erfolgt, Botheinas Herz hatte sich in Liebe mir zugewendet, sie war meine Braut und ich fühlte mich unaussprechlich glücklich.

Wie mir damals zu Muthe war, habe ich am besten ausgesprochen in den sechs letzten meiner spanischen Romanzen (Nr. 11—16), die eben damals entstanden. Ich lebte herrlich und in Freuden nur meiner Braut, nur ihr und ihrer Familie.

Blumen blüh'n in allen Farben,
Blumen blühen aller Orten,

Und ein reicher Blumengarten
Ist Castilien geworden.
Und die Schmetterling' und Käfer
Trinken schwirrend, singend, summend
Aus den vollen Blüthenkelchen
Neue sel'ge Frühlingswonne.
Aber meine Seele schwebet
Auf des Liedes leisen Schwingen
Über alle diese Blumen
Einer ihren Gruß zu bringen.
Rothe Rose, lichte Rose,
Meine Rose, sei gegrüßet!
Was ich wünschte, was ich hoffte,
Alles ist in Dir erblühet.

Im Juli reiste Botheina ins Bad und kehrte erst im August wieder. Dahin schrieb ich ihr eines Tages:

'Die Liebe ist die Grundidee alles Lebens, nur sie soll die Wurzel sein, woraus alle meine Gefühle, meine Wünsche und Neigungen, meine Ansichten und Meinungen zum Blühen und Früchtetragen gelangen. Je mehr diese Idee alles Lebens, des wahren Lebens, auch die Idee meines Lebens wird, je mehr sie sich vor mir verwirklicht, um so kräftiger und reiner ist die Sehnsucht, um so belebender die Hoffnung, daß doch Ein Theil dessen was mein Herz erfüllt, auch außer mir in und mit Anderen leben wird. Keine Richtung meines Geistes und meines Herzens betrachte ich getrennt unter einander, jede kommt und geht in den gemeinschaftlichen Mittelpunkt aller, und dieser ist: die Liebe.'

Da ich mich von aller Welt zurückgezogen hatte, so fand ich Zeit genug für meine Studien. Ich arbeitete fleißig für die Litteraturgeschichte, über die ich eben las.

Im Herbste nahm ich mit Botheina an einem Ausfluge theil, den die Familie ins Gebirge machte. Als wir zurück-

kehrten, war kurz vorher (29. Sept.) in Breslau die Cholera ausgebrochen.

Es kam nun eine traurige Zeit. Die Cholera, diese nie gekannte Krankheit, mit ihren plötzlichen heimtückischen Anfällen, zwar kurzen, aber schrecklichen Schmerzen, denen meist immer der Tod folgt, verbreitete Angst und Schrecken. Die ersten gräßlichen Vorsichtsmaßregeln, das Fortschaffen der Cholerakranken im Korbe, die nächtliche Bestattung, alles das vermehrte das Unheil. Ich lebte wie gewöhnlich, hatte keine Furcht, und suchte mich und andere zu erheitern. Und das war gewiß das beste Gegenmittel.

Meine heitere Stimmung wurde leider bald getrübt: Botheina erkrankte und genas nicht recht wieder, den ganzen Winter kränkelte sie. Ich litt mit und fühlte mich endlich sehr leidend und ward traurig.

Durch vielseitige Thätigkeit hielt ich mich immer aufrecht.

Ich las mit Lust und Eifer Litteraturgeschichte und Handschriftenkunde. Zu diesem letzteren Collegium hatte ich ein Büchlein drucken lassen:

Handschriftenkunde für Deutschland. Ein Leitfaden zu Vorlesungen von Dr. A. H. Hoffmann. Breslau 1831. 8⁰.

Jeder Theilnehmer erhielt es und außerdem noch zum Abschreiben einige Hefte, die als Ergänzung dienten.

Mein academisches Lehramt machte mir viel zu schaffen. Schon im Sommer schrieb ich meinem Bruder:

'Bewundern muß ich mich selbst, daß ich trotz Bibliothek und Universität und Brautstand noch so viel arbeite: ich habe ganze Stöße Hefte schon fix und fertig, und der ganze Kreis meiner Vorlesungen rundet sich zu einem wohlgefälligen Ganzen, indem ich immer ergänze und vermehre, wo ich Mangel und Ar-

muth wahrnehme. Es war für mich ein großes Wagniß, so keck in das Lehrfach einzutreten. Ich habe noch viel zu kämpfen, doch schwinden die Schwierigkeiten mehr und mehr, lese ich doch jetzt schon ein Collegium zum vierten Male.'

Ich las wieder für das Winterhalbjahr 183½ Litteraturgeschichte und Handschriftenkunde, und vollendete nebenbei meine Geschichte des deutschen Kirchenliedes.

Mit meinem Dichten war es vorläufig vorbei. Ich hatte dazu weder Ruhe noch Heiterkeit noch Anlaß.

Das Schicksal Polens betrübte mich sehr und in dem Losreißen Belgiens von Holland konnte ich wenigstens für die Belgier niederländischer Abkunft kein Heil sehen.

An den großen Ereignissen des Tages nahm ich lebhaften Antheil. Am 26. Oct. 31 schrieb ich meinem Bruder:

'Von Politik weiß ich Dir wenig Erfreuliches zu schreiben. Wir schicken nach Deutschland die Cholera und Deutschland schickt uns dafür die Preßfreiheit. Der Großherzog von Baden hat, wie man hier wissen will, seinen Deputierten erklärt, obschon in beiden Kammern die Preßfreiheit durchgegangen sei, so könne er ihnen wegen des deutschen Bundes keine Bewilligungen machen; sie möchten ihm übrigens das Budget verweigern, dann würde Alles gut gehen. Die Angelegenheiten der Presse finden in Sachsen, sogar Hannover, Braunschweig ꝛc. mehr Theilnahme wie je und Alles will Freiheit.'

'Wir armen Schlesier! wir werden leider zuviel regiert; das ist die allgemeine Klage. Ja, könnte es nur unmerkelicher*) geschehen, da wär's noch ziemlich. Der gute Wille und die Thatkraft des Einzelnen wird durch die angemaßte Vormundschaft von Seiten der Regierung täglich mehr geschwächt. Das Beschönigen

*) Merkel war Oberpräsident der Provinz Schlesien.

und Vertuschen des Unglücks von oben herab, die vielen halben und unsinnigen Maßregeln, die höchstens ein Berliner † † in der Allgemeinen Zeitung loben kann, das despotische Wesen unserer Polizei, ihr Aushorchen, ihr Aufpassen — Alles erstickt das letzte Vertrauen gegen die Regierung und erbittert gegen die Beamten. Von einer öffentlichen Meinung, die auch hier noch manches Üble abwenden, der Willkürlichkeit Schranken setzen, und die gesunde Vernunft zu ihren Rechten bringen würde, kann in einem Lande was immer schläft keine Rede sein. Und wollte es auch aufwachen, wollte es sein eigenes Interesse kennen lernen, der hiesige despotische Aristocratismus und allgemeine spießbürgerliche politische Obscurantismus giebt es nicht zu. Auch der gebildetere Theil Breslaus lebt in einer politischen Unbefangenheit und ahndet kaum die spanische Censur, die jeden freien Gedanken wie eine lästige Fliege dem braven Bürger abfängt. Was sagst Du dazu, daß in unserer Cholerazeitung S. 39 der Aufsatz des Grafen Larisch mit folgenden Worten schließt: „Schließlich muß ich nur noch ergebenst bemerken, daß, da mein in Nr. 3 der Zeitung enthaltener Aufsatz, von der Censur vielfältig beschnitten, auch nebenbei sprachwidrig ergänzt worden, und dem heutigen leicht ein ähnliches Geschick zu Theil werden könnte, ich für den logischen Zusammenhang desselben nicht bürgen kann.“ Mancher glaubte, das deute doch auf Freiheit der Presse. Wenn nur nicht der Herr Graf die Leute gezwungen hätte, dies aufzunehmen! Er soll ihnen nämlich erklärt haben, thäten sie es nicht, so würde er Lärm schlagen.'

Die Censur war kleinlich und frech, und machte sich täglich lächerlicher und verhaßter. Die harmlosesten Dinge wurden gestrichen. Am meisten hatten die Zeitungen und die Flugschriften zu leiden. Ohne Censur durfte nichts, gar nichts gedruckt werden, nicht einmal ein Anschlag zum Privatgebrauche.

Wenn ein Hauswirth für seine Miethsleute einen Zettel drucken lassen wollte: 'Der Abtritt muß gereinigt werden', so bedurfte das erst der Genehmigung von Seiten der hochlöbl. Censur.

Die Censoren betrachteten die Censur als eine Erwerbsquelle. Für jeden Bogen eines wissenschaftlichen Werkes bekamen sie einige Groschen. Oft sahen sie das Buch gar nicht weiter an und schnitten es kaum auf. Da ereignete es sich denn einmal, daß mein College Thilo bei einem Buche, das in halben Bogen gedruckt war, das Doppelte berechnete.

Am schönsten ist die Geschichte mit einem Censor theologischer Bücher. Derselbe hatte, weil er des Czechischen sehr kundig war, von der Londoner Bibelgesellschaft den Auftrag bekommen, das Neue Testament in das Czechische zu übersetzen. Er war auf alle Bedingungen eingegangen, übersetzte, ließ drucken und besorgte auch die Correctur. Als das Ganze fertig war, zahlte ihm die Bibelgesellschaft das Honorar. 'Ja, sagte er, das ist zu wenig: ich habe das Werk auch censiert.' — 'Was? sagten jene, Du hast ja Alles übersetzt und gelesen!' — Er aber meinte: 'Das Censieren ist etwas Besonderes und muß besonders bezahlt werden.' — Die Bibelgesellschaft ließ sich natürlich auf dergleichen Besonderheiten nicht ein.

(Fortsetzung von Seite 196.)

Anfang Januar 31.

Jedem Gemüthe ist das Streben eigen, sich mit der Außenwelt in Harmonie zu bringen, sein Hoffen und Sehnen in den bunten Erscheinungen des Lebens und der Natur verwirklicht zu sehen, überhaupt sich selbst überall zu suchen und wiederzufinden. Dem Jüngling ist kein Berg zu hoch, keine Felswand zu steil, er muß hinauf, um nur recht weit in die Welt hinaus

zu sehen, während sich der Greis im Thale genügt, und sich des frischen Waldgrüns freut, das den Himmel umsäumt. Und so hat jedes Alter, jeder Stand, jedes Leben in der Gesellschaft und in der Einsamkeit, ja jede Stimmung einen besonderen Hang, sich mit der Außenwelt auf irgend eine Weise zu befreunden und zu identificieren. Je länger ein und dieselbe Stimmung unser Gemüth beherrscht, je weniger sie durch Glück und Unglück bedingt wird, um so befreundeter wird ihr die bekannte Umgebung, um so fester lebt und wohnt sie sich irgend ein.

So wandere ich nun seit sieben Jahren nach dem Polnisch-Neudorfer Kirchhof. Im ersten Frühlinge genügten mir die Kornfelder am Scheidniger Wege; je ernster und trauriger aber mein Leben sich gestaltete, um so mehr zog's mich nach jenem Kirchhofe. Es war nie ein näherer Antheil an den Todten, der diese Wahl bestimmte; ich habe noch niemanden von allen, die da ruhen, je im Leben gekannt. Ein eigenes Verlangen, dort zu gehen, dort zu weilen, heißt mich immer wieder dorthin meine Wanderung beginnen, die endlich eine Art Bedürfniß geworden ist. Jeder Gedanke an das Ende aller Leiden und Freuden, wie beide hier Ein Grab deckt, ist ein Trost für mich, wenn ich traurig, eine ernst ermahnende, liebreich belehrende Stimme, wenn ich fröhlich bin. Jeder Rückblick auf das Vergängliche ist für mich ein Hinblick auf das Ewige. Und täglich neue Erinnerungen an meine Heimat, an meine Jugend; täglich neue Bilder, die zu Vergleichungen mit meinem jetzigen Leben auffordern! Hier ein neues Grab, dort blühende, weiter hin verwelkte Blumen, dort eingesunkene Gräber und verwitterte Kreuze, hier ein grüner Rasenhügel mit frischen Kränzen. Ist es mir doch, als ob hier eben einer meiner Freuden ein Grab gegraben würde, als ob dort dem Andenken meiner geliebten

Entschlafenen ein Kranz aufgehängt würde, als ob jene blühende Blume aus dem Grabe meiner Vergangenheit freundlich aufblickte. Gewiß, ein reiches Feld für Selbstkenntniß und Poesie! Ich gebe zwar zu, daß ein solcher Hang etwas Ernstes und Düsteres in unsere Anschauungen bringt und das Spiegelheitere poetischer Darstellung anhaucht und trüben kann; ich gebe zu, daß eben dadurch eine gewisse Gefühlseinseitigkeit erzeugt und genährt wird. Darf aber der Dichter jemals für sich fürchten, wenn Nacht und Schatten seine Seele einhüllen? bricht nicht dann eben seine Poesie am lebendigsten hervor, stellt sie nicht eben dann, wie der farbige Regenbogen auf der dunklen Wolke, die schönsten Farben dar? Muß nicht dem lyrischen Dichter jede Concentrierung seines Gefühls willkommen sein, muß nicht stets ein Sondern, Sich-Abschließen, Vereinsamen der Anfang seines Schaffens sein? Und hat nicht am Ende überhaupt die Idee des Todes etwas Erheiterndes? in ihr soll uns die Bedeutung und der Werth des Lebens erst recht aufgehen.

Wende ich mich nun weg von den geschmacklosen Leichensteinen im heidnischen Stile, weg von der Eitelkeit, die sich hier in die Liebe zu den Todten einmischte, weg von dem traurigen Streben, man könne auch im Grabe mehr als ein anderer, etwas viel Besseres als — Erde sein: so tritt der Geist des Christenthums mit allen seinen freudevollen unendlichen Segnungen vor mich hin und weihet den Kirchhof ein zu einer heiligen stillen Stätte der Andacht und Verehrung. Der Kirchhof ist die nothwendige Umgebung der Kirche: wie hier im Leben vor dem Altare alle gleich sind, wie hier vor Gott kein Ansehen der Person gilt, so sollen wir's auch dort im Tode sein.

29. Januar.

Der Eitele geht bei allen seinen Gefühlen und Handlungen von sich aus und kehrt immer wieder auf sich zurück; ohne sich zu denken, wird es ihm schwer, überhaupt zu denken. Das eigene Wohlgefallen, Sich-Genügen, Sich-Befriedigen ist sein sehnlichster Wunsch, sein höchstes Ziel. Eitelkeit äußert sich zunächst in einem Sich-Sondern von Allem, was uns leiblich und geistig berührt. Dies Sich-Sondern geht zuletzt in eine Krankheit über, deren man sich nur dann bewußt wird, sobald man sein Streben, ein anderer, und etwas mehr und etwas Besseres zu sein, auf irgend eine Weise beeinträchtigt, beleidigt oder gar vernichtet sieht. Diese Absonderung, welche ein Gemüth, das von Eitelkeit beherrscht und gefangen, täglich und stündlich vornimmt, geschieht nie zu anderer Menschen Freude, sondern nur zu seiner eigenen; das eigene Ich macht auch da, wo es Anderen Freude schafft und gewährt, von sich diese Freude abhängig, wie es sich denn auch nur dann am fremden Glücke freut, wenn es die Bedingung findet, unter der es ihm einzig und allein möglich ist, sich zu freuen. Darum ist jeder Gedanke an wahre Liebe, die in Anderen und für Andere hofft, für sie lebt und wirkt, die Kriegserklärung gegen eine Feindin, die uns so gern um unsere schöne Bestimmung und das Ziel unsers Lebens täuscht und betrügt. Wie traurig, wenn der Gebildete sich diese Täuschung, diesen Betrug mit sich selbst erlaubt! Kunst und Wissenschaft wollen eben als zwei Formen gelten, worin sich die Liebe stets in ihrer reinsten Selbstaufopferung offenbart. Mit der Würde und dem Adel der Kunst und Wissenschaft eint sich keine Gesinnung, welche jeden Gedanken an Liebe, an Selbstaufopferung ausschließt. Paulus an die Corinther I, 13, 1. 2. 'Wenn ich mit Menschen- und

mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich weißagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.'

30. Januar.

Wie kommt's, daß unsere Vereine zu den herrlichsten, schönsten Zwecken selten recht gedeihen, wie sie sollten, wie sie könnten? — Sie leiden an zwei Haupthindernissen, die leider alle Verhältnisse des menschlichen Lebens trüben: Eitelkeit und Eigennutz. Und doch muß man beiden wieder das meiste Gute zuschreiben, was zum Wohle und Gedeihen manches Vereines geschieht, wenn man dasjenige davon gesondert hat, was Einzelne aus Liebe für die Sache, aus Begeisterung für die Idee und Freude an Opfern für den Verein thaten. Eigennutz läßt sich leicht gewinnen: man mache ihm Hoffnung, eröffne ihm Aussichten, gewähre ihm die Befriedigung seines Wunsches — er ordnet sich unter, arbeitet mit, wirkt, wenn auch in seinem Geiste, doch nicht wider den Geist des Edleren, und auch durch ihn wird das Ziel mit erreicht. Die Eitelkeit kann eben so leicht gewonnen werden für das Bessere, sie ist aber von Haus aus zu vielseitiger Natur, schwieriger zu erkennen, und verlangt zu ihrer Befriedigung Dinge, die oft gegen die nothwendigsten Bedingungen des Vereins und die Ehre manches Einzelnen streiten. Nothwendige Bedingung jedes Vereins ist, daß der Einzelne seine Individualität soweit der Idee des Ganzen unterordnet und opfert, als es dieselbe erheischt. Ohne dies Verhältniß der Abhängigkeit läßt sich kein Verein wie er sein muß denken, er sei so geringe wie er wolle, von der christlichen Ehe an bis zu dem großen Volksvereine, den wir Staat nennen.

16—20. März.

Nationalität ist das wodurch sich ein Volk vor allen übrigen kennzeichnet. Dies geschieht auf doppeltem Wege: dem Äußern nach durch gemeinschaftliche Sitten, Gebräuche, Trachten, Lebensart, Gesetze, Verfassung &c., dem Innern nach durch gewisse allgemeine geistige Richtungen in der Kunst und Wissenschaft, deren sich der Einzelne mehr oder minder bewußt ist, die er liebt und verfolgt, für die er lebt, und in und mit denen er wirkt. Aus dem Bewußtsein alles dieses entwickelt sich die Vaterlandsliebe, die aber dann nur eine wahrhafte ist, wenn sie sich zur Gegenliebe verwirklicht, wenn sie uns durch Thaten zum Danke gegen das Land veranlaßt, an welches unser irdisches Sein gebunden ist.

Die Nationalität kann nicht gemacht werden, sondern sie macht sich; sie ist kein Ergebniß eines heutigen oder gestrigen Gesamtwillens eines Volkes, sondern eine stillschweigende nachwirkende Übereinkunft aller Geister, die jemals von ganzer Seele einem Volke angehörten; sie ist ein geheimnißvolles Band, wodurch die Vergangenheit und Gegenwart vereinigt, und die Gegenwart an die Zukunft geknüpft wird; sie ist der Mittelpunkt, woraus alle Interessen des Einzelnen entspringen müssen, wenn nicht die Harmonie des Volkes gestört und sein leibliches Wohl und sein geistiges Heil verscherzt werden soll. Die Nationalität muß sich also geschichtlich aus dem äußern und innern Leben des Volkes gestalten. Ein Volk ohne Geschichte muß auf Nationalität verzichten. Jedes Volk wird, je nachdem es einen kürzeren oder längeren Zeitraum seiner Bildung durchwandelt, auch in dem Maße eine mindere oder größere Nationalität gewinnen. Die romanischen oder deutschen Völker sind glücklicher darin als die slavischen, und die europäischen wiederum

glücklicher als die americanischen. Es liegt ein ganz anderer Zauber darin, zu singen: 'Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben', als wenn auf ähnliche Weise ein Nordamericaner singen wollte: 'Am Mississippi, am Mississippi!'

Die Nationalität des Deutschen ist vielfach bezweifelt worden, aber von niemandem mehr als vom Deutschen. Es läßt sich jedoch von vorn herein gar nicht denken, daß ein Volk, welches eine bedeutende Stellung in der Weltgeschichte einnimmt, an der neuen Civilisation den größten Antheil hat, in Künsten und Wissenschaften keinem Volke der alten und neuen Welt nachsteht, daß ein solches Volk ohne Nationalität sein könne. Aus dem Begriffe: Nationalität, wie man ihn gewöhnlich in Deutschland aufgestellt findet, müssen sich also die Zweifel erklären lassen, die man fortwährend gegen die deutsche Nationalität hegt. Und wirklich, nur ein falscher Begriff, eine Art von kindlicher Blindheit gegen unser eigenes Wesen, und eine rührende Bescheidenheit sind Schuld, daß wir uns nicht einmal bemühen das herauszufinden was unsere Nationalität ausmacht.

Die Nationalität derjenigen Völker, mit denen wir uns gern vergleichen, tritt allerdings grell und schneidend vor der unsrigen auf. Wir sehen, wie der Engländer ein gewisses abgeschlossenes Wesen, was sich selbst genug ist, überall gegen das Ausland geltend macht, wie er in einem Kreise von Lieblingsideen und Ansichten sich bewegt, in *seinem* geselligen und öffentlichen Leben sich glücklich fühlt und fühlen will und deshalb jeden anderen Zustand als diesen ererbten und verjährten für grausam und schrecklich hält; wie er eben darum Alles um sich was nicht englisch ist, gleichgültig betrachtet, verachtet oder haßt, wie es am Ende außer seiner Welt gar weiter keine giebt.

Diese Nationalität ist jene niedere, jene verdammenswerthe, die sich mit keinem milderen Namen nennen läßt als ein System des ausgebildetsten Egoismus in allen Zweigen menschlichen Thuns und Treibens.

So sehen wir ferner, wie der Franzose ähnlich seinem Nachbarn, dem Engländer, ebenfalls ein gewisses abgeschlossenes Wesen zeigt, was aber aus ganz anderen Bedürfnissen und Wünschen entspringt, nämlich aus solchen, wodurch der Franzose sich seines Franzosenthums bewußt wird. Der Franzose bedarf des Gedankens: das französische Volk ist die große, die einzige Nation der Welt, und du gehörst dieser großen Nation an; der Franzose wünscht, daß jeder andere dasselbe denkt, er wünscht, daß jeder auch ein Franzose ist; er möchte diesen Gedanken jedem Volke aufdringen, jedes Volk die Güter des Franzosenthums mitgenießen lassen; er mag darum die Eigenthümlichkeit eines anderen Volkes nicht achten und ehren, und er kann es auch nicht, weil er zu unwissend ist; er will sich aber dieser Unwissenheit nicht entäußern, weil er dann aufhören müßte Franzose zu sein. Aber auch diese Nationalität ist nur eine patriotische Eitelkeit, geleitet von Unwissenheit und einer Art von kosmopolitischer bonhomie.

Die Nationalität des Deutschen ist keine solche eigensüchtige, feindselige, überhaupt keine die nur durch ihr Negatives hervortritt; sie ist vielmehr das stille reine Streben nach Verwirklichung der Idee des wahren Menschen.

Aus der schönsten Blüthe der Nationalität kann nur die Poesie ihre schönste Blüthe entfalten. Jedes fremde unharmonische Element der Nationalität wird ein Hinderniß dieser doppelten Blüthe sein (man denke an die Römer!), und wo die Nationalität des Volks zerstört wird, kann sich niemals eine Poesie

in wahrem Sinne des Wortes gestalten (die neueren Belgier ein sprechender Beweis!). Diese höhere Nationalität, der Gegensatz jener niederen, welche nur negativ als Mangel und Gebrechen in verschiedenen Richtungen der geistigen und sittlichen Bildung, als Vorurtheil, kindische Eigenliebe, Unwissenheit, Unsinn, Fanatismus sich geltend macht — diese höhere Nationalität ist nothwendiges Erforderniß aller Poesie. Durch die Aufhebung des Begriffes Nationalität wird auch alle Poesie aufgehoben. Unsere Kosmopoliten mögen aus ihrem Traume von einer allgemeinen Weltbürgerlichkeit noch so viel Schönes ableiten, die Poesie werden sie uns nun und nimmer daraus beweisen können.

Die Poesie als etwas Subjectives ist Gemeingut aller Völker; es würde nur Eine Poesie geben, wenn die Poesie in dieser ihrer Subjectivität hervortreten könnte, ohne daß sie einer Vermittelung bedürfte. Diese Vermittelung ist die Sprache und diese theilt sich nach Völkern der Vorzeit und Gegenwart, und jedes dieser Völker hat seine eigene Sprache, welche sich aus dem inneren und äußeren Leben entwickelte und bildete, und durch die Bemühungen einzelner begeisterter Männer befähigt ward, als Werkzeug der Poesie zu dienen. Weil nun die Poesie, objectiv gedacht, nur in irgend einer Sprache zur Erscheinung kommen kann, jede Sprache aber ihre Heimat hat, so will auch die Poesie ihre Heimat haben. Es war ein thörichter Gedanke, die italienische und französische Poesie auf deutschen Boden zu verpflanzen; wie viele Hände auch im 17. und 18. Jahrh. damit beschäftigt waren: diese fremde Dichtung blieb eine fremde Pflanze und mußte, als sie sich in keinem zugestutzten Bosket mehr halten konnte, Deutschland doch endlich wieder verlassen. Noch thörichter war es, ja man darf hinzufügen, und wahrhaft

sündlich, in einer fremden Sprache eine deutsche Poesie in Deutschland anzubauen, mitten im deutschen Christenthume den ganzen heidnischen Göttermarkt auszukramen und das lebendige deutsche Herz einem entseelten Körper einzuverleiben. Aber jede Thorheit straft sich selbst, und ist es nicht Strafe genug, daß sie vergessen ward? Nur auf norddeutschen Universitäten werden Professores eloquentiae gehalten, die bei feierlichen Gelegenheiten, als bei Geburtstagen ihres Landesherrn, in lateinischen Versen ihre Gefühle an den Tag legen müssen. [Glücklicherweise ist es bei diesen Erzeugnissen ganz einerlei, in welcher Sprache sie erscheinen, die deutsche Poesie hat noch nichts dabei verloren und wird dabei auch nie etwas verlieren.]

19. März.

Wenn die Erziehung aufhört, dann beginnt sie eigentlich erst, dann beginnt die Selbsterziehung. Der Mensch wird von fremder Hand nur befähigt, den Weg seiner Bestimmung zu suchen und zu finden; er kann ihn nur vollenden zu Gottes Ehre und zu seinem und Anderer Heile, wenn er sich selbst dazu stärkt und rüstet. Die Menschen aber halten meist solche Wanderschaft für beschwerlich, und das Ziel für unnöthig, oder was noch schlimmer, für schon erreicht; sie sind gleichsam fertig, nachdem sie der Pflege und Zucht der Eltern und den Lehren der Schule entzogen wurden. Der Mensch soll niemals still stehn, niemals gleichsam verkohlen oder versteinen, sondern wachsen, er soll grünen und blühen wie eine Pflanze, die immer neue Knospen ansetzt, immer neue Blüthen entfaltet und neue Früchte zeitigt.

Das neue Jahr 1832 begann. Ich hoffte, daß ich nun bald Hochzeit halten und mir ein eigenes Hauswesen gründen

könnte. Eine bange Ahndung sagte mir, daß sich diese Hoffnung nicht erfüllen würde. Ich sah mit Besorgniß in die Zukunft.

Den 26. März schloß ich meine Vorlesungen und gedachte nun wieder einmal recht frei und froh zu sein.

Wenige Tage nachher erfolgte ein Ereigniß, das, so freudig es für die Familie meiner Braut war, doch für mich nicht sein sollte. Die Familie wollte schon in nächster Zeit Breslau für immer verlassen.

Zu meinem Geburtstage (2. April) fehlte es nicht an Glückwünschen und Geschenken. Auch Meusebach hatte meiner freundlichst gedacht: er bescherte mir einen Porcellanteller mit einem Wickenstrauß, auf dem Rande lauter Zeitungsausschnitte, begleitet von einem scherzhaften Briefe:

'Wilhelm Müller, August Zeune, Karl Lachmann und Rechnungsrath Hoffmann warten nun seit 8 Tagen und kommen seitdem alle Mittag, um zu sehen, was alle Mittag von Ihnen mitgebracht werde; aber sie warten umsonst und trinken umsonst (sie nämlich, nicht ich) heute auf Ihr Wohlseyn dasjenige Getränk, das dem Papst am nächsten und ihnen am liebsten ist. Es wurde dem guten Cardinal dabey so scharf zugesetzt wie gegenwärtig dem Papst zu — Arlikona — Ancona wollt' ich sagen. Da ich aber dabey Ihnen nicht ein Glas einschenken kann, so muß ich mich begnügen, Ihnen einen frisch gepflückten Wickenstrauß zu überreichen mit einigen Beyträgen zur Sittengeschichte, für die Sie ja sonst immer auch gesammelt haben — gleichsam eine Zeitung für Sittengeschichte, wie Sie einst eine Liederzeitung schrieben. Es grüne und blühe Ihnen, heute und immer, mehr als auf diesem Blatte und in unsrem Garten, in dem noch Alles grau aussieht, so sehr ich mich (und mehr als je) nach seinem Grünen sehne.'

Auch meine Breslauer Freunde hatten mich nicht vergessen: sie beglückwünschten mich und sahen mich schon als glücklichen

Haus= und Familienvater schalten und walten. In diesem Sinne dichtete mir Geisheim

Die Zukünftigen.

Stimmen wie Geisterchen.

Herr Professor, Herr Professor!

Er.

Horch! was rauschet durch die Lüfte?
Welch einen Wonneklang der Sphären?
Stimmen, sanft wie Maiendüfte,
Rauschen wie aus meinem Herzen.

Die Stimmen.

Trau, o traue Deinen Ohren,
Horch auf uns, und gieb uns Leben!
Laß den Tag, der Dich geboren,
Unserer Geburt gedenk sein!
Denn wir sind ja Deine Geister,
Die nach Leben schwebend streben,
Bis Du wirst als Zaubermeister
Fleisch und Bein uns liebend geben.
Frühling kommet, ach, uns banget
Wie dem Falter in der Puppe,
Uns verlanget, uns verlanget,
Nach den Röckchen, nach den Höschen,
Nach den Fräckchen mit den Schößchen,
Uns verlanget zu erscheinen
Bald als Deine lieben Kleinen.
Wollen länger nicht in Träumen
Mehr der Welt verborgen bleiben,
Wollen, sichtbar in den Räumen,
Deines Wesens neue Wesen
Selber unser Wesen treiben,
Wollen Deine Bücher lesen,
Wollen wie Du lernen schreiben,
Wollen Deine Lieder singen,
Wollen Mädchen sein und Knaben,
Wollen unsre Mutter haben,
Und um Euch als Kinder springen,

Euch beglücken, Euch entzücken,
Blumen sein und Blumen pflücken,
Grün' und goldne Kränz' Euch schmücken.
Daß er bald der Welt uns schenke,
Daran wonnemondlich denke
Mit dem künftigen Mamachen
Unser künftiges Papachen!

Wie mir damals zu Muthe war, erhellt aus einem Briefe an meinen Bruder. Den 30. März schrieb ich ihm:

'Ich habe diesen Winter viel arbeiten müssen, besonders hat mir meine Litteraturgeschichte viel zu schaffen gemacht. Jetzt hoffte ich recht froh und munter des Frühlings zu genießen; ich wollte studieren was mir Freude machte; ich wollte wieder dichten, wozu mir seit einem halben Jahre gar keine Zeit blieb; ich wollte Briefe schreiben ꝛc.

Nun ist mir Alles getrübt. Ich habe Kraft und Muth genug, allein überall in der Welt zu stehen; aber der ewige Wechsel in meinen Lebensverhältnissen läßt mich zu keiner Ruhe und keinem Frieden gelangen und muß endlich doch allen Muth, alle Kraft brechen.'

Was ich der Familie gegenüber thun konnte, um meinerseits jedes Hinderniß meiner Heirat zu beseitigen, that ich: ich reiste nach Berlin, machte eine Eingabe an den Minister, bat um das Ordinariat und um Zulage, überreichte ihm meine Geschichte des Kirchenliedes und theilte ihm mündlich meine Gründe ausführlich mit.

Nach dreiwöchentlicher Abwesenheit kehrte ich den 12. Mai nach Breslau zurück.

Im Juni verließ meine Braut mit ihrer Familie Breslau und ging zunächst in ein Bad. Ich begleitete sie dorthin. Nach zehen Tagen kehrte ich in derselben Ungewißheit über meine Hochzeit zurück wie ich abgereist war.

Jetzt getrennt auch von denen, mit welchen ich seit Jahr und Tag gleichsam zusammen gelebt hatte, entfremdet allen früheren Freunden und Bekannten, erfolglos in meinen Bemühungen, endlich mir ein eigenes Familienleben und Hauswesen zu gründen, fühlte ich mich alleiner wie jemals. Schon den 20. Juni schrieb ich meinem Bruder: 'Dieser Zustand hat für mich etwas Zerstörendes, er vernichtet mich völlig.'

All mein Flehen und Bitten umsonst. Noch am 28. August schrieb ich meiner Braut:

'Um die schönste Zeit meines Lebens betrogen soll ich nun auch den letzten Rest noch — nicht einer belebenden, begeisternden Idee — dem Eigensinne Anderer opfern. Was soll ich davon denken? Weiß ich einmal, daß man meine Hochzeit absichtlich von einem Jahr ins andere hinausschiebt, dann weiß ich auch, daß ich wenig oder gar nichts dabei gelte, daß ich gar nichts bin.'

Auch darauf erfolgte so gut wie keine Antwort.

Nach langem qualvollen Ueberlegen und Erwägen schrieb ich meinem Bruder 30. Sept.:

'...... Ich sehe zu klar, wie meine ganze Heirathsangelegenheit sich in Nichts auflöst. Das unschlüssige Wesen der Familie und ihre Rechtfertigung der Verzögerung meiner Hochzeit haben mich hinlänglich überzeugt, daß ihre Ansprüche an mich so hoch sind, daß ich sie nie erfüllen kann........ Die Familie mag nun sehen, daß ich mehr bin als ihre thörichten Rücksichten und ihre quälenden Bedenklichkeiten, und daß ich mich zu einem Verhältnisse, wozu man nur Opfer von mir verlangt, da es doch nur durch wechselseitige Opfer gegründet wird, nicht verstehen kann.'

'Es ist mir sehr schmerzlich, daß ich Dich zum Theilnehmer an dieser widerwärtigen Entwickelung einer wichtigen Angelegenheit meines Lebens machen muß, doch habe ich ja niemanden als Dich und Du wirst für meine Ruhe sorgen, mehr will ich nicht.'

Er übernahm dann die weiteren mündlichen und schriftlichen Verhandlungen mit der Familie meiner Braut und gegen Ende Novembers war mein Verhältniß gelöst. Was ich in meinem letzten Briefe an ein Mitglied der Familie schrieb (2. Dec. 32) kann ich zum Glück noch heute sagen: '—ich habe ehrlich und gerade gehandelt, und kann meinem Gewissen keinen, auch nur den leisesten Vorwurf machen.'

Aus einem langen qualvollen Zustande war ich erlöst und der Dichtung und Wissenschaft und dem geselligen Leben wiedergewonnen.

Meine Vorlesungen gingen Hand in Hand mit meiner Schriftstellerei. Ich las diesen Winter den Reineke Vos und um meinen Zuhörern einen guten billigen Text zu verschaffen, besorgte ich eine Ausgabe. Die einzelnen Bogen wurden, frisch wie sie aus der Druckerei kamen, von meinen Zuhörern gekauft. Schon den 1. October war die Pars II. der Horae belgicae ausgedruckt. Sie erschien auch unter dem Titel:

Holländische Volkslieder. Gesammelt und erläutert. Breslau, Grass, Barth u. C. 1833.

Von meinem Aufsatze über Günther in den Provinzialblättern wurden mir besondere Abdrücke besorgt:

Johann Christian Günther. Ein literar-historischer Versuch. Breslau, W. G. Korn. 1832. 8⁰.

Mehrere Gedichte von mir erschienen in dem 'Archiv der liter. Abtheilung das Breslauer Künstler-Vereins' (Breslau 1832) S. 30—50 und daselbst auch S. 51—64 'Dr. Martin Luther's Verdienste um die deutsche Sprache.'

Mit dem Jahre 1833 stellte sich mein früherer geselliger Verkehr wieder her und erweiterte sich auf eine für mich sehr angenehme Weise.

Jeden Sonntagabend pflegte ich von jetzt an bei Professor Müller zu sein, woselbst sich einige seiner Verwandten und meiner Collegen einfanden. Die Frau Professorin war eine würdige Nichte ihres großen Oheims Gotthold Ephraim Lessing und ihr Mann ein tüchtiger Physiker, lebendig und strebsam, der sich auch um die vaterländische Gesellschaft große Verdienste erworben hatte.*) Wir spielten gewöhnlich Whist und pflegten uns bei und nach Tische sehr angenehm zu unterhalten, zumal wenn Professor Schön, später Redacteur der schlesischen Zeitung, zugegen war.

Manchen Abend war ich auch bei Friedrich Lewald, wo ich immer Gesellschaft traf. Frau Lewald wußte durch ihr angenehmes Wesen, ihre feine Aufmerksamkeit als Hausfrau, ihren frischen Sinn für Litteratur und Poesie uns den Abend nur lieb und werth zu machen. Ihr Mann, durch große Reisen und den Verkehr mit vielerlei, oft bedeutenden Männern an Lebenserfahrungen und Kenntnissen bereichert, unterhielt uns sehr anziehend, und da er sich viel mit Politik und erfolgreich mit Volkswirthschaft befaßt hatte**), war seine Unterhaltung zugleich sehr belehrend und anregend, er konnte dann mitunter sehr humoristisch und witzig sein.

Von weiblicher Gesellschaft war nur noch eine Nichte Lewald's zugegen, von der ich damals nicht ahnden konnte, daß sie Fanny Lewald werden würde. Sie war ein junges Mädchen, sehr zart und zierlich, und betheiligte sich, wenn ich mich recht

---

*) Christian Heinrich Müller, geb. zu Breslau 27. Febr. 1772, † zu Warmbrunn 14. Sept. 1849. Poggendorff, Handwörterbuch zur Gesch. der exacten Wiss. 2. Bd. Sp. 225.

**) F. Lewald, geb. zu Königsberg in Pr. 24. Juni 1794. Nowack, Schles. Schriftsteller-Lexikon 2. Heft S. 92—94.

erinnere, wenig bei unseren Gesprächen. Auch zu G. Ph. Aderholz kam ich oft. Er war mein Landsmann und verstand plattdeutsch, und so stand ich ihm schon näher als vielen anderen. Ich ging täglich nach Tische zu ihm in seinen Laden am Ringe und trank meinen Kaffee dort. Ich sah mir alle neuen Bücher an und lernte durch ihn das ganze Wesen des deutschen Buchhandels kennen. Er nahm den innigsten Antheil an allen meinen Erlebnissen, meinen Freuden und Leiden, und es that mir wohl, wenn ich mich aussprechen konnte. Bei allen seinen vielen Geschäften hatte er immer Zeit für mich. Ein oder zwei Mal in der Woche besuchte ich ihn des Abends in seiner Familie. Wir spielten dann immer Whist mit seiner Schwiegermutter. Da gab's denn fortwährend viel zu scherzen und zu lachen. Jeder vermeinte ein feiner Spieler zu sein und vermochte doch meist nur mit guten Karten gut zu spielen. Aderholz wollte immer Glück haben, und wenn ihm nun schlechte Karten zufielen, so schimpfte er und hatte eine ganze Perlenschnur schöner Redensarten bei der Hand, die er dann losließ. Das war mir denn so ergötzlich, daß ich ihm zum Geburtstage eine Tasse schenkte, worauf unter vier Karten der verschiedenen Farben alle diese schönen Redensarten angebracht waren.

Bei Milde's war ich von jetzt an jeden Sonntag-Mittag Stammgast. Oft blieb ich dann noch den Abend da. Auch in der Woche pflegte ich den jungen Milde zu besuchen. Wir spielten des Abends Whist mit seiner Mutter, und nachher plauderten wir auch mit einander. Wir sprachen über Politik, Breslauer Zustände, unsere freundschaftlichen Beziehungen zu anderen, über meine und seine Angelegenheiten u. dgl.

Milde entwickelte damals eine große Thätigkeit: er hatte viel zu thun in seiner Fabrik, bei dem städtischen Wesen, bei

der Kaufmannschaft und verkehrte mit sehr vielen Leuten. In Bezug darauf ließ ich eine vorläufige Zueignung zum Texte meines Reineke drucken, den ich später ihm widmete. Sie lautet:

HERRN

KARL

MILDE,

Kirchenvorsteher ad St. Mauritium, Verordnetem der Haupt- und Residenzstadt Breslau, der Städtischen Kämmerei-Kasse Revisor, Mitglied und Director der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, und Secretär ihrer technischen Section, des Breslauer Künstlervereins, des Schlesischen Vereins für Pferde-Rennen und Zucht-Thier-Schauen, des Vereins für Gewerbefleiss in den Preussischen Staaten zu Berlin, der Feuerversicherungs-Bank für Deutschland zu Gotha und des Schulzeschen Lesezirkels in den drei Karpfen wirklichem Mitgliede, Fabrikherren und Grossierer, des engen Breslauer Kaufmanns-Comité Beisitzer, und Zwinger- und Börsen-Deputirten der Hochedlen Kaufmannschaft zu Breslau, des vorbereitenden Comités für die Naturforscher-Versammlung zu Breslau wirkl. Mitsprecher, Inhaber einer Couleur-Küche und Walzendruckerei, Fixbleicher und geheimen Equipagen-Besitzer und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften öffentlichem Mitgliede

legt dies pflichtschuldigst

zu Füssen

am Karlstage MDCCCXXXIII.

REINEKE VOS

i. P.

Mit meinen Collegen stand ich nur auf Grußcomment: ich war freundlich gegen sie und ihnen gefällig wo und wie ich konnte. Nur mit einem einzigen verkehrte ich nach wie vor, mit Stenzel, doch könnte ich nicht sagen, daß der Umgang mit ihm für mich sehr erquicklich gewesen wäre. Stenzel hatte ein ordentliches Talent, sich immer mit einem über Dinge zu unter-

halten, die einem unangenehm und mitunter sogar widerwärtig waren; er haftete daran wie die Ratte am Fleische und man konnte solchen Gesprächen oft nicht anders entweichen als durch Weggehen. Er war immer aufgeregt, leidenschaftlich, dabei übelnehmerisch, mißtrauisch und rechthaberisch. Er sprach gern und lange von sich und seiner Familie, seinen Arbeiten, seinen Büchern, seinen Tauben, und hatte immer vergessen, daß er unser einem dieselben Geschichten Gott weiß wie oft schon erzählt hatte, z. B. daß er 1813 den Feldzug als Freiwilliger im Bataillon Anhalt mitgemacht habe und im Treffen bei Sehstedt den 10. Dec. von einer Kugel in den Leib getroffen sei. Er galt für händelsüchtig und hatte auch in seinem academischen Leben und in seiner schriftstellerischen Thätigkeit Händel genug. Er hatte sich nach und nach mit allen seinen Collegen mehr oder weniger überworfen, ich war der einzig übriggebliebene, der bisher mit ihm gut auskam. Doch sollte es auch nicht lange mehr dauern: er machte mir den Vorwurf, daß ich den Frommen zu Liebe die Geschichte des Kirchenliedes geschrieben habe! und dgl. Es schien ordentlich für ihn etwas Drückendes zu haben, mit jemandem lange Zeit freundschaftlich zu verkehren. Als ich seine mancherlei Vorwürfe als unbegründet und lächerlich zurückwies, wollte ich mich nicht ferneren Unannehmlichkeiten aussetzen und fand es gerathen, mich von ihm zurückzuziehen. Seine Gemüthlichkeit war eben so sehr eine gemachte wie seine Ruhe, mit beiden Dingen hatte ihn der liebe Gott nicht gesegnet, wol aber mit Fleiß und Eifer in seinem Fache; seinen Leistungen ließ auch ich immer die größte Gerechtigkeit widerfahren.

Zu seinen größten Feinden gehörte Passow, der auch mein größter Feind war, obschon ich ihm meines Wissens nie den mindesten Anlaß dazu gegeben hatte.

Franz Passow, Professor der Philologie und Mitdirector des philologischen Seminars starb am 11. März. Den folgenden Tag schrieb ich meinem Bruder:

'Diese vergangene Nacht 1 Uhr verschied Franz Passow, Wachler's Schwiegersohn und Johann Schulzens Jugendfreund. Mich hat nicht leicht eine Nachricht so erschreckt wie die von Passow's Tode. Ich ging eben zur Bibliothek, da rief mir eine Stimme nach; ich blieb stehn und Höcker erzählte mir: 'P. ist vom Schlage gerührt und todt.' So eben erfahre ich das Nähere. Der alte Wachler wußte vor 9 Uhr dieses Morgens noch nichts. Dann sagte man ihm, P. sei unwohl. Jetzt schickte er zweimal zu ihm, die Antwort war: er ist unwohl. Wachler konnte sich nicht beruhigen, er ging selbst hin. Da hieß es: P. schläft. Wachler setzte sich ans Bette und sah nun aus den Gesichtern der Umstehenden, daß P. wirklich schon todt war. Es soll fürchterlich für den Alten gewesen sein! Er wird gewiß bald nachfolgen, denn ohne Passow schien ihm das Leben nur wenig mehr zu gewähren, beide lebten für und mit einander, hatten, obgleich völlig ungleich an Jahren und Charakter, doch gleichen Haß, gleiche Liebe, wie ich das leider habe erfahren müssen. Ich habe das schöne Bewußtsein, daß ich Passow nie etwas zu Leide gethan, im Gegentheil ihm Gefälligkeiten erwiesen habe, wo ich nur konnte. Dafür habe ich endlich die schöne Genugthuung erlangt, daß er und also auch Wachler sich in Bezug auf mich bekehrten und wirklich in der letzten Zeit eine recht freundliche Stellung gegen mich annahmen.'

In einem späteren Briefe kam ich noch einmal auf Wachler zurück.

'Ja, und wie sich Alles ändert! Am 29. März traf ich mit W. in unserem Bibliotheks-Arbeitszimmer zusammen. Wir sprachen

über litterarische Angelegenheiten, Wittwenkassen u. dgl. Nach einer ziemlichen Pause näherte er sich mir, sah mich ernst und nachdenklich an und sprach: Ich muß Ihnen noch etwas sagen; ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht, Sie würden es später doch erfahren müssen. — Und das ist? — Ich wünsche für meine Tochter Ihre Wohnung zu miethen und bitte Sie, Ihrem jetzigen Miether zu kündigen. — Ich werde das noch heute thun; wir haben beide nichts gegen den Mann, aber dies sind Rücksichten, die allerdings vorgehen ꝛc.

'Nach einigen Tagen traf ich W. wieder allein und erzählte ihm, daß ich dem Lehrer Tautz, meinem Miether, gekündigt hätte. Herr Consistorial-Rath, fuhr ich fort, ich habe darüber nachgedacht, ob nicht Ihrer Frau Tochter noch besser zu helfen wäre? Ich biete meine Wohnung an, nur bitte ich Sie, daß Sie dann beim Ministerium einkommen, mir eine kleine Entschädigung zu bewilligen. — Ach! meinte W., es sind schon so oft ähnliche Gesuche abgeschlagen, daß man auf so etwas keine Hoffnung mehr setzen darf. Überdem läßt sich jetzt nichts thun, wir müssen warten, was von Seiten des Ministeriums geschieht. — Nun, entgegnete ich, wenn Alles fehlschlägt, wenn Ihre Frau Tochter wirklich keine Freiwohnung erhält, so werde ich den Miethpreis ermäßigen. Er war bis jetzt 60 ℞, er mag dann künftig 40 sein. (W. weinte.) Es wird immer in der Welt noch Menschen geben, die sich der Wittwen und Waisen annehmen. Was ich thun kann, thue ich von Herzen gern. Und ich kann etwas thun; meine Hoffnungen, mir einen eigenen Heerd zu gründen, sind zertrümmert, ich lebe sehr einfach und habe überhaupt wenig Bedürfnisse.'

'Du kannst nicht glauben, was dies für einen Eindruck gemacht hat auf den alten, jetzt tief gebeugten Mann, der mich so oft gekränkt und mein hiesiges Leben mir auf so vielfache Weise verbittert hat! Ich bitte Dich, erzähle es nicht weiter, denn

sonst ist es ja nichts, wie Du wol selbst einsiehst. Erzählt W. die Sache selbst, nun dann ist es etwas anderes. So bin ich es gewohnt mich an meinen Feinden zu rächen und ich weiß Gott nicht genug zu danken, daß er mir solche schöne Rache verleiht; ja, ich will nur Böses mit Gutem vergelten. Zwar ist dieser Weg lang und mühsam, aber tröstend und beruhigend und führt doch zu einem sicheren Ziele. Es giebt eine ewige Gerechtigkeit schon hienieden; sie wird auch früher oder später Diejenigen heimsuchen, die sich meine Freunde nennen und mich jetzt in Berlin so schändlich verläumden.'

Mein Bruder antwortete auf diese Mittheilung: 'Dein Anerbieten an den alten Wachler macht Dir alle Ehre, um so mehr da Du nicht wünschest, daß davon weiter gesprochen werde.' Jetzt finde ich keine Veranlassung, es zu verschweigen.

Meine Heiratsangelegenheit wurde noch immer ausgebeutet, um mir möglichst zu schaden. Das stimmte schlecht zu jener Äußerung, die ein Mitglied der Familie meiner Braut einem Briefe an meinen Bruder eingefügt hatte:

'An den Folgen dieser Trennung, die kein Geheimniß bleiben kann, ist er selber Schuld. Was in meinen Kräften steht, sie abzuwenden, wird jederzeit geschehen und so mögen Sie ihn versichern, daß der Bruch den er selber ausgesprochen mich nie hindern wird, ihn in eine Lage zu versetzen, wo er seine Gaben zum allgemeinen Besten entfalten kann.'

Daß Umtriebe von gewisser Seite in Berlin gegen mich stattfanden, hatte mein Bruder erst später erfahren, er schrieb mir darüber (am 24. Juni):

'Vor einigen Tagen ging ich mit . . . . . von der Brandenburgischen Gesellschaft nach dessen Garten und rauchte noch eine Pfeife — er wurde vertraulich und eröffnete mir, daß Deine

Heirathsangelegenheit bis zum König durch ...... gekommen ist. Wahrscheinlich hat Se. Majestät von dem Minister nähere Auskunft verlangt und dies wird denn wohl die Veranlassung gewesen seyn, daß Schulze*) Dir dieserhalb geschrieben hat. Der Minister hat indessen die Sache dadurch einigermaßen applaniert, daß er das Kirchenlied Ihm übersandt hat, worauf denn der Allerhöchste Dank erfolgt ist. Unter anderen Umständen wäre gewiß ein Mehreres erfolgt, doch mußt Du Dich vorläufig damit begnügen. Daß der Minister jetzt Deinetwegen sehr vorsichtig seyn muß, siehest Du ein — er selbst hat Dein Verfahren völlig genehmiget und ist, wie mich ..... unumwunden versichert, Dir persönlich gewogen; doch sind ihm auch bei Anstellungen, die vom Hofe abhängen, als Ernennung zum Ordinarius, die Hände gebunden. Habe nur Muth und arbeite unverdrossen darauf los, es wird sich mit der Zeit Alles finden.'

Am 6. Mai besuchte mich Ludwig Henneberg, geheimer Canzlei-Secretär zu Braunschweig, mein alter Jugendfreund. Ich war sehr freudig überrascht. Wir erzählten uns viel von unseren Freuden und Leiden seit der Zeit als wir uns zuletzt sahen. Wir kamen dann auf meine Gedichte zu sprechen. Ich hatte schon lange den Wunsch gehegt, eine vollständige Sammlung zu veranstalten und an Brockhaus gedacht. Da nun Henneberg der Schwager der beiden Brockhaus war, so fragte ich ihn, ob er geneigt sei, für mich zu verhandeln. Er versprach es. Auf seiner Rückreise in die Heimat würde er auch nach Leipzig kommen und meinen Wunsch erfüllen.

Am 20. Mai feierten wir wieder das Stiftungsfest des

*) 15. März. 'Noch eine Herzensfrage: wie steht es mit Ihrer beabsichtigten Heirat? Man hat hierüber nachtheilige Gerüchte verbreitet, denen ich gerne widersprechen möchte.' Es erfolgte darauf meinerseits eine gehörige Antwort.

Künstlervereins. Ich brachte viele Trinksprüche aus auf König, Kunst und alle Welt. Mein Trinklied:

Unsre Väter sind gesessen,

vortrefflich vierstimmig componiert von Eduard Philipp, wurde dreimal unter jubelndem Beifalle gesungen.

In den Pfingstferien reiste ich mit Milde ins Gebirge. Als ich heimkehrte, fand ich einen Brief vor vom Minister von Altenstein:

Ew. Wohlgeboren mir übersandte Schrift: „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeiten“ habe ich, nach Ihrem Wunsche, Seiner Majestät dem Könige vorzulegen Gelegenheit genommen und freue mich, Sie benachrichtigen zu können, daß Allerhöchstdieselben von solcher gern Kenntniß zu nehmen und mich huldreichst zu beauftragen geruht haben, Ihnen Allerhöchstdero Dank auszudrücken.

Indem ich dieses Allerhöchsten Auftrages mich hierdurch entledige, benutze ich zugleich diese Veranlassung, Ew. Wohlgeboren die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung zu erneuern.

Berlin, den 21. Mai 1833.

Altenstein.

Den 10. Juni ward ich Mit-Director der Kunst- und Alterthümer-Sammlung der Universität. Mir sollte, wie Herr GR. Neumann schrieb, 'die specielle Aufsicht über die alterthümlichen Gegenstände des Mittelalters, und der nicht klassischen Zeit und Völker, ingleichen über die Gemälde- und Kupferstich-Sammlung übertragen werden.' Die Aufsicht über alles Übrige fiel meinem Collegen Ritschl zu, der erst seit Ostern als außerordentlicher Professor der Philologie an unsere Universität versetzt war. Ich glaubte in dieser neuen Stellung etwas Ersprießliches für Kunst thun zu können, fand mich aber

bald getäuscht. Die Sammlung umfaßt zu vielerlei und mit der dafür bestimmten Summe (170 ₰) zu jährlicher Vermehrung ließ sich nicht viel machen, zumal dieselbe vorzugsweise der Sammlung classischer Alterthümer zu Gute kommen sollte. Die Sammlung der in den alten Gräbern gefundenen Sachen war bedeutend, von Büsching angelegt und hübsch geordnet und aufgestellt. Was war aber damit für Geschichte und Kunst anzufangen? Lauter Töpfe, Aschenkrüge, Spindelsteine, Kinderklappern, Spangen, Korallen und dergl. von Völkern und aus Zeiten, von denen uns keine Kunde vorhanden ist. Nur ein Büsching, der alles Alte liebte und verehrte, wie ein frommer Katholik seine Reliquien, sah darin lauter Überreste germanischer Cultur und Kunst und wußte dieselben in seinem 'Abriß der deutschen Alterthumskunde (zur Grundlage von Vorlesungen bestimmt. Weimar 1824)' geistreich zu ordnen, z. B.

aaa Spindelsteine mit einem Loch,
aab Spindelsteine ohne Loch,
aac Spindelsteine mit angefangenen Löchern.

Die Kupferstichsammlung war kaum des Erwähnens werth. Über das was man dazu that schrieb ich dem GR. Neumann: 'Die von der kön. Bibliothek überlieferten Kupferstiche sind bis auf wenige durchaus nicht des Aufbewahrens werth, wenigstens nicht in einem Kunst-Museum. Ich habe deshalb den Ausschuß, so ziemlich 7/8 des Ganzen, auf den Boden bringen lassen, damit nicht unsere Sammlung samt ihren Vorstehern lächerlich und verächtlich wird.' Erst später kamen einige werthvolle Blätter dazu aus dem Vermächtnisse des Hofraths Bach.

Dasjenige Stück, welches die Leute gerne sahen, ein Ritter zu Roß, beide in voller Rüstung, ritt von hinnen: das Cura-

torium (der Herr GR. Neumann) hatte denselben dem Prinzen Karl für seinen Rittersaal überlassen. Ich war nicht da, als diese auf keine Weise zu rechtfertigende Schenkung vor sich ging, hätte sie aber auch nicht hindern können.

Obschon es nichts anzuschaffen und nichts zu verwalten gab, so ließ es doch Neumann an Rescripten nicht fehlen, wir thaten ihm aber nicht den Gefallen zu antworten, und so hatte er denn nur bei seinen mehrmaligen Mahnungen die Freude, einige Journalnummern mehr zu bekommen.

An Zerstreuungen mancher Art hatte es mir den Winter nicht gefehlt: ich besuchte das Theater, die wilden Thiere, die Börsenbälle, die Weinstuben und fuhr öfter spazieren. Ich war nach und nach theilnehmender, heiterer und gesünder geworden. Es bot sich manche Gelegenheit zu angenehmem geselligen Verkehre dar. Sehr erfreut war ich, daß ich noch zu Anfang des Sommers Bekanntschaft machte mit der Familie v. Nimptsch in Jäschkowitz, einem Gute in der Nähe Breslaus. Ich ging oft seitdem hinaus, gewöhnlich des Samstags und kehrte Montagmorgens erst wieder zurück. Frau Leocadia v. Nimptsch, hübsch und liebenswürdig, für Kunst und Litteratur voll lebhafter Theilnahme, in ihren Ansichten über Staat und Kirche freisinnig, für Humor und Witz empfänglich, dabei immer lebendig und heiter, hatte etwas Anziehendes und Fesselndes für jeden solcher Gäste, die mehr als gewöhnliche Unterhaltung suchten. Kein Wunder, daß auch ich mich zu ihr hingezogen fühlte und nach unserer ersten Begegnung meinem Bruder schrieb: 'Frau v. N. ist das interessanteste, liebenswürdigste Weib, was ich je auf Erden kennen gelernt habe — und das sagt doch wol etwas?'

Unterdessen hatte Henneberg seine Schwäger in Leipzig für den Verlag meiner Gedichte bewogen. Den 24. Juli schrieb ich an ihn:

'Schon den nächsten Tag nach Empfang Deines Briefes habe ich Hand angelegt und bin seit dem 14. Juli bis heute unablässig beschäftigt gewesen, eine Gesammtausgabe meiner Gedichte zu bewerkstelligen. Ein schwieriges, obwol angenehmes Geschäft! Mit dem Bewußtsein der größten Strenge gegen mich, als ob ich selbst unbilligen Anforderungen genügen müßte, habe ich es ausgeführt: alles Unbedeutende ward von vorn herein verworfen, selbst Gutes, wenn es in der Form vernachlässigt war, bei Seite gelegt, und alles was mir nach dieser harten Prüfung übrigblieb, so geordnet, daß mein poetisches Sein und Wollen lebendig hervortritt ꝛc. Alles ist druckfertig und kann, sobald ich mit meinen Freunden jedes einzelne Gedicht noch einmal kritisch angesehen habe, nach Leipzig abgehen. Ich betrachte also die ganze Angelegenheit als abgemacht. Deinen Schwägern gegenüber habe ich keine Bedingungen, nur Wünsche. Was sollt' ich auch für Bedingungen machen? Ich will auch hier Dichter sein, und sie sind die Schwäger meines Freundes, und das ist genug. Meine Wünsche sind, daß meine Gedichte 1. sehr schön gedruckt und 2. noch in diesem Jahre erscheinen.'

Das war eine große Unbesonnenheit, einem Buchhändler gegenüber ein Dichter sein zu wollen. Ich mußte dafür mein ganzes Leben büßen. Die ehrenwerthen Schwäger meines Freundes waren so unpoetisch, mir nie ein Honorar zu geben und betrachteten meine Gedichte als ihr für alle Zeiten wohlerworbenes Eigenthum.

Zu meinen Beichtvätern in der Poesie gehörte damals Dr. Regis, der Übersetzer des Rabelais. Ich hatte ihm ein

Exemplar der ersten Ausgabe meiner Gedichte gegeben und ihn gebeten, es genau durchzusehen. Er unterzog sich freundlichst der Arbeit und machte fast zu jedem Gedichte seine Bemerkungen. Ich suchte zu verbessern und verwarf was er verworfen, wenn ich sein Urtheil gerechtfertigt fand. Über Manches besprachen wir uns dann noch später. Seine Theilnahme war mir lieb und werth.

Regis lebte sehr zurückgezogen, er stand nur mit der sogenannten Wachler'schen Partei in freundschaftlicher Beziehung. Er konnte eigentlich wenig Verkehr mit Anderen haben, denn er führte ein zu absonderliches Leben. Des Morgens stand er sehr spät auf, arbeitete bis spät Nachmittags und speiste dann erst zu Mittag. Wenn es das Wetter erlaubte, ging er nach Tische im Freien umher, immer ein Buch in der Hand und lesend: Shakespeare, Ariosto, Dante ꝛc. Abends spät aß er dann eine Suppe und wenn Andere schliefen, stand er an seinem Pulte und arbeitete bis der Tag graute. Um sich munter zu erhalten, trank er dann seinen Rothwein. Er wohnte ganz in meiner Nähe. Kam ich zuweilen um oder nach Mitternacht erst zu Hause, und sah dann durch die Ritzen seines Fensterladens das Licht schimmern, so klopfte ich an und er öffnete, ich begrüßte ihn und wir führten eine kurze Zwiesprache; zuweilen, wenn es nicht zu spät war, trat ich auch ein und blieb dann bei ihm und wir verplauderten noch einige Stunden. Obschon er seine besonderen Liebhabereien hatte und sich namentlich zu der englischen, italienischen und älteren französischen Poesie hingezogen fühlte, so hielt er doch Göthe über Alles hoch. Die kleine Göthebüste auf seinem Pulte war von dem vielen Liebkosen und Streicheln ganz fettschmutzigblank geworden. Er hatte sich in die Dichter, die er übersetzte und

am liebsten las, so vertieft, daß er von Deutschland und der Gegenwart wenig mehr wußte*).

Die Sammlung meiner Gedichte war endlich druckfertig und wanderte am 24. August an Brockhaus. Ich war recht froh. Es kam wieder einmal für mich eine Zeit erfreulicher Ereignisse: kurz vorher hatte ich 100 Thaler Zulage bekommen, war also von nun an ein außerordentlicher Professor mit einer außerordentlichen Einnahme von — 300 Thalern.

Den 17. September kam mein Bruder. Er wohnte bei Milde, der ihm mehr Bequemlichkeit und Genuß gewähren konnte. Sein Aufenthalt fiel gerade in die Zeit als die Naturforscher in Breslau tagten. Es war ein wühliges Treiben, des vielen guten Essens und Trinkens kein Ende. Nur an letzteren betheiligte ich mich wie so viele andere und als Alles vorbei, da war ich in der Naturkunde gerade so weit gekommen wie so viele andere. Das Einzige was mir in der Erinnerung blieb waren die wenigen heiteren Stunden, die ich mit Endlicher verlebte.

Mitunter war es mir ganz lieb, dergleichen Festgelage mitzumachen. Mich ergötzte es, wenn ich sah, wie alle Persönlichkeit im großen Ganzen verschwand und wie alle Poesie des Lebens in einem Weichselzopfe von leeren geselligen Formen ihr Ziel fand. Bald aber sehnte ich mich nach dem stillen Familienleben voll Wahrheit und Gemüthlichkeit. So ein kleines häusliches Fest, wo das Herz sich aussprechen durfte, konnte mich unendlich mehr freuen und freute mich noch lange in der Erinnerung. Seit ich mich in der Familie Milde heimisch

---

*) Johann Gottlob Regis, geboren zu Leipzig 23. April 1791, seit 1825 in Breslau, starb daselbst 29. August 1854.

fühlte, ließ ich keinen Geburtstag unbesungen vorübergehen. Zu Milde's Geburtstag hatte ich mehrere Kleinigkeiten bescheret und mit Versen begleitet. Diese hatten nur Verständniß und Bedeutung für uns, und sollten es auch nur haben. Unter einer Tasse mit blühenden und fruchttragenden Erdbeeren stand:

So segnet Gott ein reines Streben!
Und Blüth' und Frucht, es ist Dein Leben.

In mein Büchlein: Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck, das eben erschienen war*), und auch als Geburtstagsgeschenk dienen mußte, hatte ich eingeschrieben:

Was wir still und unverdrossen
Wirkten, bleibet uns allein.
Hat es erst der Freund genossen,
Muß es doppelt unser sein.

Meine litterarische Thätigkeit wurde durch solche und andere poetische Streifzüge durchaus nicht beeinträchtigt.

Am Michaelistage hatte ich den zweiten Theil der Horae belgicae vollendet, fleißig das Glossarium zum Reineke gefördert, einige Aufsätze zur deutschen Litteraturgeschichte drucken lassen und Manches für den Aufsessischen Anzeiger in Nürnberg geschickt.

Im October bezog ich eine neue Wohnung auf der heil. Geiststraße. Sie lag freilich nach Norden, war mir aber bequem und hatte eine freundliche Aussicht auf den Wall, die Oder, Sand- und Kreuzkirche und Dom.

In demselben Monate kam ein neuer Professor zu uns, Adolf Friedrich Stenzler, Prof. des Sanskrit. Alle Welt schrie: Sanskrit in Breslau! in Breslau, wo man nur Brotwissen-

---

*) Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des 16. u. 18. Jahrh. Breslau, Hentze 1833. 8⁰.

schaft studiert, wo die Studenten so arm sind, daß sie nicht einmal ein Publicum belegen, weil sie $2^1/_2$ Silbergroschen dann an die Krankenkasse entrichten müssen, wo zwei Studenten, wie man sich erzählt, nur Ein Paar Stiefel haben.

Ich lernte Stenzler kennen, und obschon sein zurückhaltendes, fast kaltes Wesen nicht eben einem traulichen Verhältnisse förderlich war, so kam ich doch mit ihm auf freundschaftlichen Fuß. Ich rieth ihm, für sein besseres Fortkommen sich noch ein Nebenamt zu verschaffen, ein solches könne die Bibliothek am ersten gewähren, mit dem Sanskrit sei es wol bei uns nichts. Stenzler fand die Sache annehmlich und um ihn an die Bibliothek zu bringen, schlug ich ihm vor, mich zu vertreten, wenn ich einmal eine längere Reise unternähme.

Mit dem neuen Jahre erschienen meine

Gedichte. 1. 2. Bdch. Leipzig, F. A. Brockhaus 1834. gr. 12⁰.

und bald darauf:

Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen von H. v. F. Breslau, Grass, Barth u. C. 1834. 8⁰.

Erst den 10. December v. J. war das Glossar fertig geworden, ich hatte daran acht Monate gearbeitet.

Den 21. Januar kam ich beim Minister um Urlaub ein zu einer wissenschaftlichen Reise auf drei Monate (April, Mai Juni). Hauptzweck dieser Reise sollte sein die Benutzung der Bibliotheken in Prag, Wien, München und Stuttgart und in den österreichischen Klöstern. Von Seiten Wachler's und Neumann's fürchtete ich kein Hinderniß. Prof. Stenzler hatte sich erboten, meine Custodiatsgeschäfte zu versehen. Meinem Gesuche hatte ich sieben meiner größeren und kleineren Druckschriften beigefügt.

Schon am 10. März erfolgte der Urlaub mit einer Reiseunterstützung von 100 ℛ︀. Der Minister dankte mir zugleich 'verbindlichst': 'Mit einem besonderen Interesse habe ich von diesen Schriften nähere Kenntniß genommen, und mich aus denselben gern sowohl von Ihrem poetischen Talente als auch von Ihren sonstigen achtungswerthen wissenschaftlichen Bestrebungen überzeugt.'

Den 19. März gab mir F. Lewald noch ein Abschiedsessen. Um 5 Uhr Nachmittags reiste ich ab.

In Görlitz verweilte ich einige Tage bei meinem Freunde dem Diaconus Leopold Haupt. Wir hatten mancherlei wissenschaftliche Beziehungen: deutsche Sprache, Geschichte und Poesie. Er dichtete selbst und von seinen Liedern aus der Burschenschaftszeit hatten mehrere weitere Verbreitung gefunden. Als Secretär der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften wußte er mir die bedeutende Bibliothek der Gesellschaft recht zugänglich und nützlich zu machen, er war die Gefälligkeit selbst. Seine Frau, heiter, lebendig und liebenswürdig nahm innigen Antheil an meiner Poesie. Wir hatten einen schönen Frühlingsanfang, spazierten an der Neiße und machten viele Besuche.

Am 24. März ging ich über die böhmische Gränze, übernachtete in Reichenberg und war den folgenden Tag in Prag.

Hanka hatte die dortigen Bibliothecare von meiner baldigen Ankunft in Kenntniß gesetzt. Die Bibliothek des böhmischen Museums, dessen Bibliothecar und Archivar er war, kannte ich schon; nach und nach lernte ich die übrigen kennen. Zunächst richtete ich mein Augenmerk auf die Universitätsbibliothek. Da es in den großen Sälen zu kalt war, so hatte Prof. Spirk die Güte, mir in seinen eigenen Zimmern die Benutzung der Handschriften zu gewähren. Das bedeutendste was ich fand

und abschrieb, war eine Reihe unbekannter ahd. Glossen zum Prudentius.

Ich suchte mir dann den Eintritt in die fürstl. Fürstenbergsche Bibliothek zu verschaffen. Karl Egon Ebert, der bekannte Dichter, war Bibliothecar. Ich fand ihn als Dichter zu kühl und ruhig und als Bibliothecar etwas gleichgültig. Es dauerte lange, bis er warm wurde. Er war ganz eingerichtet wie ein feiner Wiener, die dazu gehörigen schön angerauchten, mit Silberbeschlag verzierten Meerschaumköpfe hingen stattlich an der Wand. Als ich ihn bat, mir die Bibliothek zu zeigen, meinte er, das ginge nicht sogleich, da müßten erst einige Tage vorher die Fenster geöffnet werden, den ganzen Winter hindurch seien die Zimmer verschlossen gewesen, man könne es vor Kälte nicht drin aushalten; er wolle jedoch Anstalt machen und in den nächsten Tagen hoffe er mich hineinführen zu können.

Am Charfreitag wiederholte ich meinen Besuch. Mein Wunsch ward erfüllt: wir gingen in die Bibliothek. Ich begann das Fach der Handschriften durchzusehen und ich ward sofort reichlich belohnt. Ich fand auf zwei zusammenhängenden Pergamentblättern ein Bruchstück einer poetischen Erdbeschreibung des 11. Jahrhunderts. Die Kehrseite hatte außerordentlich gelitten; einst angeklebt an den Holzdeckel einer lateinischen Handschrift hatte sie später, nachdem diese Hülle zerstört war, dessen Dienste versehen. Ebert gestattete mir auf das Freundlichste die Benutzung. Nachdem ich die Abschrift der wohlerhaltenen Seite vollendet, suchte ich die verwischte und abgeriebene Schrift der Kehrseite herauszubringen. Ich ging in die Einhornapotheke um mir Reagentien zu verschaffen. Der Apotheker Frey interessierte sich für die Sache und bereitete mir Gallusäpfeltinctur. Nach tagelanger unsäglicher Mühe gelang es mir,

fünf Sechstel herauszubringen. Das blausaure Eisenkali, welches ich auch einmal anwendete, bewährte sich nicht. Ich veranstaltete sofort eine Ausgabe, die ich mit Einleitung und Anmerkungen versah:

Merigarto. Bruchstück eines bisher unbekannten deutschen Gedichtes aus dem XI. Jahrhundert, herausgegeben von H. v. F. Mit einem Facsimile. Prag, H. I. Enders'sche Buchh. 1834. 8°.

Auf Ebert's Wunsch widmete ich meine kleine Schrift Seiner Durchlaucht dem Hochgebornen Herrn Herrn Karl Egon, regierenden Fürsten zu Fürstenberg. Wie hätte ich ahnden können, daß ich jemals mit dem Fürstenbergschen Fürstenhause in Beziehung kommen würde! Im J. 1845 wurde der Fürst Schwiegervater Sr. Durchl. des Herzogs von Ratibor, dessen Bibliothecar zu Corvey ich seit 1860 bin.

Die Wichtigkeit meines Fundes leuchtet jedem ein, der nur etwas von unserer Litteraturgeschichte weiß. Wir wußten nämlich bisher von keinem einzigen Gedichte aus dieser Zeit. Diese Wichtigkeit erhöht noch der Inhalt: das Gedicht giebt nämlich eine kurze Beschreibung Islands, dessen Einwohner erst im J. 1000 Christen geworden waren.

Am 1. April besuchte ich zum ersten Male die fürstl. Lobkowitzische Bibliothek und wiederholte dann meine Besuche sehr oft. Ich fand hier eine hübsche Anzahl altdeutscher Handschriften, einige stammten aus dem Schlosse Blankenheim in der Eifel, andere aus dem schwäbischen Kloster Weißenau. Ich war mit meiner Ausbeute sehr zufrieden.

Am 15. April entschloß ich mich endlich auch die viel gepriesene Strahofer Bibliothek kennen zu lernen. Der mühsame Weg, den ich auch des folgenden Tages machte, wurde nur durch die schöne Aussicht belohnt. Außer dem schlesischen Land-

recht und den Bruchstücken von Wilhelm von Brabant fand ich nichts, und beides war längst bekannt.

So verlebte ich, wie ich damals schrieb, 'glühend vor Suchbegierde und unbefriedigt im Finden, immer ohne Rast, aus einer Bibliothek in die andere wandernd', über drei Wochen in Prag. So gut ich meine Zeit angewendet hatte, so hätte es doch noch besser geschehen können: die Bibliotheken waren aber zu weit entfernt vom schwarzen Rosse, wo ich wohnte, die Bibliothekgesetze in Betreff des Ausleihens zu strenge und das Wetter zu schlecht.

Einige Zeit verlor ich auch durch Unwohlsein. Zu meinem Schrecken entdeckte ich, daß ich am Bandwurm litt. Ich unterwarf mich einer mehrtägigen strengen Cur und wurde unter Schmerzen und mit Zeit- und Geldverlust von dem übeln Gast vorläufig befreit.

Die Abende verlebte ich, wenn ich nicht eben zu Hause arbeitete, in Gesellschaft mit den Prager Slavisten: Wenzeslaus Hanka, Franz Palacky, Wenzel Swoboda, Paul Joseph Schafarik, denen sich der Tonkünstler Wenzel Joseph Tomaschek anschloß. Obschon ich diesen Erz-Czechen gegenüber für einen Erz-Deutschen galt, so war doch der Verkehr mit ihnen für mich ein überaus angenehmer, belehrender und für meine Zwecke förderlicher.

Hanka bewies sich sehr freundlich und gefällig, und freute sich meiner Theilnahme an seinen czechischen Bestrebungen und Leistungen, die ich freilich nicht beurtheilen konnte. Er schenkte mir mehrere seiner Schriften, unter anderen auch die zweite Ausgabe der Königinhofer Handschrift, die als das schönste und älteste Denkmal der czechischen Dichtung dastand, niemand wagte

gegen die Echtheit auch nur den leisesten Zweifel vorzubringen.*) Hanka fühlte sich recht glücklich über den Erfolg seiner litterarischen Leistungen, und sonnte sich in dem Glanze der Ehren, die ihm aus Petersburg zukamen. Er vergaß nicht von seinem Briefwechsel und seinen persönlichen Beziehungen mit hochgestellten oder berühmten Leuten zu erzählen und trieb seine Eitelkeit mitunter bis zur Lächerlichkeit: so hatte er vom Kaiser von Rußland einen Brillantring geschenkt bekommen, den trug er aber nicht am Finger, sondern als Hangeorden an einem Bande um den Hals.

Swoboda hatte etwas Gemüthliches, Anspruchloses. Er war unter Deutschen ein guter Deutscher und wenn wir Abends zuweilen im Roß an der langen Tafel saßen und das vortreffliche Bier uns schmecken ließen, da plauderten wir so treuherzig landsmännisch mit einander, als ob wir beide derselben Sprache, demselben Volke angehörten.

Palacky dagegen war ein Erz-Czeche, vom Wirbel bis in die kleine Zehe, litterarisch, politisch, gesellig, kurzum immer und überall. Ich sagte ihm, obschon ich nichts Slavisches verstände, so würde ich doch überall auf dasselbe Rücksicht nehmen wo ich etwas in Handschriften fände, ich bäte ihn, doch für mich in Bezug auf das Deutsche dasselbe zu thun. Da antwortete er: 'Wenn ich etwas Deutsches finde, so — überschlage ich es.'

Der liebste von allen war mir Schafarik. Sehr anziehend waren für mich seine Erzählungen aus seinem eigenen Leben, von seinen Wanderungen in Albanien, seinen Entdeckungen. Er zeigte mir viele slavische Handschriften und suchte mir eine

*) v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich 7. Bd. S. 312. — 'Die Königinhofer Handschrift vor Gericht' in: Blätter für lit. Unterhaltung 1859. S. 793–797.

Übersicht über die ganze slavische Sprache und Litteratur zu geben. Wol niemand hat umfassendere, gründlichere Studien über die Sprachen der 80 Millionen Slaven gemacht, wie auch seine bedeutenden Leistungen schon damals bethätigten und nachher noch mehr. Schon seine große Bescheidenheit war mir der Bürge, daß er mehr wußte als alle übrigen.

Wie groß meine Theilnahme für Schafarik vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft war, ergiebt sich aus einem Briefe, den ich den 13. April an einen Freund schrieb und in dem Nachlasse meines Bruders vorfand:

'Schade, daß die früheren Unterhandlungen, ihn für die Universität Breslau zu gewinnen, durch den Ausbruch der polnischen Revolution plötzlich abgebrochen wurden. Wir hätten an ihm einen bedeutenden Erwerb gemacht. Schafarik ist der interessanteste Gelehrte Prags, durch seine Forschungen über slavische Geschichte und Litteratur hat er sich einen wahrhaft europäischen Ruf erworben. Es hat mich innig gerührt, daß ein solcher Mann hier gewissermaßen von der Gnade des böhmischen Museums, von zufälligen Aufträgen sein Leben fristet und keinen seiner großen Gelehrsamkeit angemessenen Wirkungskreis findet, keine Unterstützung von Seiten des Staats und sogar, wie mir scheint, keine sonderliche Theilnahme bei den Czechen zu gewarten hat. Ich habe selten so viel Anspruchlosigkeit mit so vielfachem Wissen, selten so viel Heiterkeit mit so einer wirklich gedrückten Lage gepaart gesehen. Seine kleine Bibliothek möchte wol leicht für altslavische Litteratur die bedeutendste der Welt sein. Ich sah bulgarische Handschriften und Drucke, von denen noch niemand etwas weiß. Der Mann mit allen seinen Arbeiten und Schätzen hat so mein Herz in Anspruch genommen, daß ich bei meinen geringen Kräften dennoch darauf bedacht sein werde, ihm ein sorgenfreies Leben und einen besseren Wirkungskreis irgendwo

im Auslande zu gewinnen. Mündlich hoffe ich schon irgendwo etwas zu thun. Gewänne ihn der preußische Staat, so hätte er an ihm wenigstens eine Perle, während er sonst oft nur die Muschel statt der Perle rafft.'

Bei Tomaschek, Ebert's Schwager, war ich einige Male und hörte mehrere seiner herrlichen Liedercompositionen, denen ich leider nirgend wieder begegnet bin.

Auch Joseph Führich lernte ich kennen. Mit großem Vergnügen sah ich mir sein Skizzenbuch durch. Ich hätte danach nicht ahnden können, daß er sich später in die österreichisch-ultramontane Religions- und Lebensauffassung hineinphilosophieren und hineinmalen würde.

Ehe ich von Prag scheide, muß ich noch einen eigenen Vorfall erzählen.

Als ich eines Tages von meinen litterarischen Wanderungen heimkehrte und meinen Pult aufschloß, kam es mir vor, als ob jemand unter meinen Sachen gekramt hätte. Richtig: das Dintenfaß war umgestoßen und mehrere frische Flecke waren auf einzelnen Blättern zurückgeblieben. Ich beklagte mich beim Wirthe. Der wollte von nichts etwas wissen ꝛc. Ich konnte also nur annehmen, daß die Polizei neugierig und ungeschickt meine Papiere durchsucht hatte, was mir denn auch die Verlegenheit des Stubenmädchens zu bestätigen schien. Ob mir sonst noch eine besondere Aufmerksamkeit von Seiten der Polizei zu Theil wurde, weiß ich nicht. Die Prager fühlten sich durch die Polizei nicht belästigt. Ein Kaufmann, der mich in den kaufmännischen Verein einführte, erzählte mir vorher: 'Bei uns geht es recht frei zu: wir haben einen Charadenzirkel, geben uns Charaden, Räthsel und Rebus auf, und der Herr Polizeidirector sitzt mit dabei.'

Erst den 19. April setzte ich meine Reise fort. Ich fuhr die Nacht durch. Halb schlaftrunken und ermattet näherte ich mich der Donaugegend. Ich wurde munter und froh gestimmt, als sich das Gebirge vor mir immer schöner entfaltete. Gegen 12 Uhr traf ich in Linz ein. Nachdem der Bibliothecar der sogenannten Bibliotheca publica versichert hatte, daß keine Handschriften dort wären, fuhr ich sofort nach St. Florian, dem einzigen Augustiner Chorherren-Stifte Ober-Österreichs. Es liegt in einer reizenden Gegend, in der Nähe der Donau und Ens, mitten in fruchtbaren Ebenen, von waldbewachsenen Bergen umgeben. Der Frühling stellte sich mit aller Macht ein, nur aus der Ferne glänzte der Schnee herüber von den steierischen Alpen. Ich war im Gasthofe abgestiegen, ich bin aber nie wieder dahin zurückgekehrt; mein ganzes Gepäck wurde noch denselben Abend ins Stift geholt. Sorglos, im heitersten geselligen Verkehre, mitten unter den herrlichsten litterarischen Hülfsmitteln blieb ich hier bis den letzten April.

Die Stiftsbibliothek ist reich an geschichtlichen und philologischen Werken und im Fache der sogenannten schönen Litteratur. Die einzelnen Chorherren haben noch außerdem ihre eigenen Bibliotheken; Franz Kurz und der Bibliothecar Klein hatten die ihrigen schon der Stiftsbibliothek einverleibt. Jodocus Stülz besaß eine Sammlung altdeutscher Bücher, wie man sie in dem großen Prag, also auch wol in ganz Böhmen vergebens suchen dürfte. Bei ihm fand ich eine Handschrift der Predigten des Nicolaus von Straßburg aus dem 14. Jahrh. und ein Bruchstück des lateinischen Gedichtes 'Rudlieb', wovon ich mir Abschrift nahm, welche später M. Haupt in Wien drucken ließ.*)

---

*) Exempla poesis latinae medii aevi edita a M. Hauptio. Vindob. 1834. 8°.

Durch echten wissenschaftlichen Sinn und große Gelehrsamkeit hat sich dies Stift einen ehrenwerthen Namen und einen hohen Rang in der Litteraturgeschichte Österreichs erworben: Pfarrer Franz Kurz, Bibliothecar Klein (s. Dibdin's Reisen), Archivar Chmel, Jodocus Stülz und Schmidtberger sind Mitglieder des Chorherren-Stifts St. Florian.

Auch auf Obstzucht erstreckt sich ihre Thätigkeit. Schmidtberger, der berühmteste Pomologe Österreichs, zieht in vielen hundert Kübeln und Töpfen alle edelen Obstsorten mit dem besten Erfolge und versendet in alle Weltgegenden Pfropfreiser.

Mit Jodocus Stülz machte ich einen Ausflug nach Linz und Wilhering. Hier fand ich nichts Altdeutsches, aber zu Linz mitten in einer lateinischen Handschrift ein Gedicht aus dem 12. Jahrh. vom Antichrist, von Henoch und Elias: ich nahm mir vollständige Abschrift in St. Florian.

Am 1. Mai reiste ich ins Kremsthal nach Kremsmünster, einem uralten Benedictiner-Kloster vom J. 777, berühmt durch sein Gymnasium, seine Bibliothek, Sternwarte u. naturhistorischen Sammlungen.

Ich habe nur die Bibliothek gesehen und darin eigentlich nur die Handschriften, bei deren Durchsicht mir der gelehrte Pater Ulrich Hartenschneider hülfreiche Hand leistete. Ich fand ein Schauspiel von der heil. Dorothea aus dem 14. Jahrh., welches ich vollständig abschrieb, so wie auch zwei böhmische Gedichte, womit ich Hanka eine große Freude bereitete. Die übrigen Handschriften verzeichnete ich nur, bei meiner Rückkehr aus Kärnthen gedachte ich sie näher zu untersuchen. Darum reiste ich denn schon am 3. Mai ab und kam am 4. von Stadt Steier nach Seitenstetten.

Es ist ein paradiesisches Land, und besonders die ganze

Strecke von der Donau bis hieher an die steierischen Berge. Alle Felder im schönsten Grün, an allen Wegen, in allen Gärten blühende Obstbäume, einige als ob sie mit einem großen weißen Laken überhängt wären.

Ich fand auch hier die freundlichste Aufnahme und reichliche Beschäftigung, ich blieb acht Tage. Der Handschriftenkatalog gehört zu den vortrefflichsten, die je gemacht worden sind. Demungeachtet unterließ ich es nicht, Band für Band zu durchsuchen, und war so glücklich, noch Einiges für meinen Zweck zu finden. Wie vortrefflich der Katalog war, lehrte mich bald die Durchsicht der einzelnen Handschriften: sogar auf gelegentliche Bemerkungen, Scherze und Witze war Rücksicht genommen. Auch der alte deutschlateinische Hexameter, den ich mir abschrieb, war bereits angemerkt, er lautet:

Iß gans Martini, wurst in festo Nicolai,
Iß Blasii lemper, hering oculi mei semper,
Iß eir Pasce, ertper Johannis Baptiste,
Von kitzen carnes sint guet festo Pentecostes,
Trag sperber Sixti, vach wachtel Bartholomei,
Kleip wol Calixti, heiz vast natalitia Christi,
Sä korn Egidii, habern, gersten Benedicti,
Kauf holz si velis, wilt nit erfriesen Michaelis,
Grap ruben Colomanni, sä kraut Damiani,
So hept an Martini, trink win per circulum anni.

Sehr ergötzlich und belehrend war für mich noch die Sammlung ausgestopfter einheimischer Vögel und vierfüßiger Thiere. Man hatte die Absicht, nach und nach eine vollständige Fauna der Gegend aufzustellen.

Nach diesem ländlichen Aufenthalte, wo ich mich so wohl und heimisch gefühlt hatte, wendete ich mich nun wieder der

Donau zu, und verweilte acht Tage in der stattlichen, palastartigen Benedictiner-Abtei Melk.

Die Handschriftensammlung ist immer noch reich, obschon sie durch die Nachgiebigkeit der Prälaten in die Wünsche der Wiener Hofbibliothek wahrscheinlich vieles verloren hat. Das Meiste ist längst bekannt geworden durch das fleißige Brüderpaar Pez, einst Mitglieder der Abtei. Das Chronicon Mellicense, welches Pertz vermißte, ist noch vorhanden, und enthält auf dem ersten Blatte den bekannten Marienhymnus des 12. Jahrh., den ich mir aber doch abschrieb, weil die bisherigen Abdrücke sehr ungenau sind.

Eines Nachmittags saß ich mit einer Handschrift in dem schönen Klostergarten und las, und wenn ich genug gelesen hatte, so freute ich mich an der prachtvollen Aussicht nach der Donau hin. Da kam um das Buschwerk der Bischof Ziegler von Linz mit mehreren Mönchen an mir vorüber. Ich begrüßte sie. Der Herr Bischof schien sich nach mir zu erkundigen. Er hatte gewünscht, wie ich später erfuhr, daß ich bei der Abendtafel ihm gegenüber sitzen möchte. Diese Ehre ward mir zu Theil, und ich mußte nun Wunderdinge hören von den Heldenthaten des Herrn Bischofs, wie er noch Mönch im Kloster Waiblingen war. Baiern und Wirtemberger kämpften um den Besitz und mitten unter dem Kugelregen ging der junge Benedictiner unter sie und gebot mit dem Crucifix in der Hand Frieden. Dann pflegte er die Verwundeten und gab den Sterbenden die letzte Ölung u. s. w.

Als die Tafel aufgehoben war, begleitete mich Ignatius Kaiblinger auf mein Zimmer. Wir plauderten noch etwas mit einander. Ich sprach meine Verwunderung aus über Manches was der Herr Bischof zum Besten gegeben hatte. 'Was! sagte

Ignatius, glauben Sie denn das? Das ist eben so wenig wahr als wenn der Herr Bischof behauptet, Ladislaus Pyrker sei der größte deutsche Dichter!'

Es war hier nicht dieser traulich gesellige Ton, wie ich ihn anderswo gefunden hatte. Jeder ging an dem anderen stumm vorüber. Ob nun eine strengere Beobachtung der Regel des heil. Benedictus, ob mehr Geschäfte daran Schuld waren — ich weiß es nicht. Ich wurde nur mit Ignatius näher bekannt, und das war freilich ein gemüthlicher humoristischer Gesellschafter, dem ich eine Menge hübscher Geschichten und Witze verdankte, die ich noch heute nicht vergessen und womit ich schon manche Gesellschaft erheitert habe. Den Michael Enk von der Burg sah ich nur, er machte den Eindruck eines mit sich und der Welt Zerfallenen; finster und hastig eilte er nach Tische der Thüre zu und rannte mich beinahe um.*)

Man hatte mir gesagt, wie angenehm und lohnend eine Fahrt auf der Donau wäre, um ein Billiges könnte man auf einem Floße hinunterfahren. Da nun eben ein Floß angemeldet war, so nahm ich Abschied, ließ meine Sachen an den Strand bringen und wartete dann lange auf meine neue Reisegelegenheit. Das Floß kam endlich, ich fuhr im Nachen ihm entgegen und stieg hinauf.

Die Floßknechte thaten gar nicht, als ob sich ihnen ein menschliches Wesen genähert hätte, kaum daß sie meinen Gruß erwiederten, nur mit Mühe konnte ich von ihnen erfahren, daß

---

*) Michael Enk von der Burg, geb. zu Wien 29. Januar 1788, seit 1810 Benedictiner, fand den gesuchten Tod in den Wellen der Donau 22. Juli 1843. Über ihn v. Wurzbach, Biographisches Lexikon 4. Th. S. 49—51.

sie heute Krems nicht erreichen würden. Nach mehrstündiger Fahrt legte das Floß an und ich ging mit meinem Koffer ins Dorf. Ich erfuhr weiter nichts von meinen Reisegefährten. Hätte mich der gefällige Wirth nicht am Morgen zeitig geweckt, ich würde das Nachsehen gehabt haben. Ich bestieg wieder das Floß und befand mich wieder unter Menschen die eher Comanches-Indianer schienen als deutsche Landsleute. Um Mittag erreichten wir Stein. Das Floß wurde getheilt, weil es sonst nicht durch die Brücke durchkommen konnte. Der Strom ist dort sehr reißend. Ehe die Durchfahrt bewerkstelligt wurde, trieb unser Floßtheil gegen einen Brückenpfeiler. Wir hatten uns jetzt dermaßen dem Ufer genähert, daß ich die schöne Gelegenheit benutzte und mit meinem Gepäck auf den Sand sprang. Ich war froh, daß ich diese 'curiöse und sehr gefährliche Reise' glücklich vollendet hatte.

Ich nahm mir sofort einen Wagen und fuhr nach Göttweih hinauf. Ich wollte hier das Pfingstfest (18. Mai) feiern und ausruhen von meinen Arbeiten und Reisen. Ich wußte, daß ich sehr willkommen sein würde, und ich war es. Ich verlebte schöne, unvergeßliche Tage und nahm eine doppelt frohe, dankbare Erinnerung mit an meine jetzige wie an meine frühere überaus liebevolle Aufnahme.

Unterdessen erwartete mich Dr. Endlicher (damals Scriptor an der Hofbibliothek) täglich in Wien. Er hatte, wie er mir nach Melk schrieb, die Pfingstferien bei seinem Vater in Preßburg zugebracht und wollte Sonntags zurückkehren. Ich gedachte um dieselbe Zeit einzutreffen. Ich hoffte nur noch Manches in Herzogenburg zu finden und nahm meinen Weg über dies Augustiner-Chorherrnstift. Ich fand auch einige Handschriften, aber nichts Erhebliches.

Am Samstag, 24. Mai, war ich schon in Wien. Endlicher kam den Sonntag darauf, und am Montag gingen wir zusammen in die Hofbibliothek. Von diesem Augenblicke an war ich — den ersten Ausflug nach Klosterneuburg abgerechnet — täglich fünf Stunden beschäftigt in der Hofbibliothek bis zu ihren Ferien, die mit dem 1. August ihren Anfang nahmen.

Endlicher wohnte den Sommer über auf dem Lande. Er hatte mir seine Wohnung überlassen und die Benutzung seiner reichhaltigen Bibliothek. Auf die Weise war ich häuslich eingerichtet und konnte nach Lust und Belieben arbeiten. Des Morgens war auch er auf der Bibliothek beschäftigt, den Nachmittag blieb er gewöhnlich in seiner Wohnung und gegen Abend ging er wieder auf's Land.

Bald eröffnete sich uns ein Feld gemeinsamer Thätigkeit. Endlicher hatte im vorigen Herbste etwa fünf Blätter Althochdeutsches aus dem achten Jahrhundert von den Deckeln einiger Monseer Handschriften der k. k. Hofbibliothek abgelöst. Ich erkannte in ihnen sogleich die älteste Übersetzung des Evangeliums Matthäi. Außer mir vor Freude darüber ermunterte ich ihn, sofort weiter zu suchen. Er suchte, war abermals glücklich und brachte nach wenigen Stunden wiederum einige Blätter hervor. Wir beschlossen sogleich die gemeinschaftliche Herausgabe, schrieben ab, brachten das Erloschene durch Reagentien zum Vorscheine und versuchten das Abgeschnittene und gänzlich Zerstörte zu ergänzen.

Nach einigen Wochen wanderte unsere kleine Schrift in die Druckerei. Unterdessen unternahm Endlicher eine abermalige Durchsuchung der etwa 1200 Monseer Handschriften, und nun fanden sich noch so viel Überreste, daß wir den Druck auf-

schieben und die Arbeit gewissermaßen von neuem beginnen mußten.

Unser Freund Dr. Moriz Haupt, ein täglicher Augenzeuge unserer Freuden, aber auch unserer Leiden, hat kurz, einfach und wahr von allen diesen Dingen Bericht erstattet:*)

'— es wurden sowohl noch einige, auf die innere Seite der Deckel geklebte, theils vollständige, theils wenig verstümmelte Blätter jener Handschrift aufgefunden, als auch mehrere kleine viereckige Stücke, mit denen die Rücken der Bände inwendig verklebt waren, und eine Menge schmaler Streifen, welche in die Lagen mehrerer Papierhandschriften, um ihnen besseren Halt zu geben, eingeheftet waren; ja einige Stellen, die auf keinem Pergamente mehr vorhanden waren, hatten sich auf den hölzernen Deckeln abgedruckt, und konnten im Spiegel gelesen werden. Die kleinen Stücke und die kaum fingerbreiten Streifen wurden mit großer Mühe zusammengeordnet, und das Zusammengehörige wurde auf Goldschlägerhäutchen sorgfältig aufgeklebt. Einmal glücklich zusammengesetzt, waren die auf diese Weise gewonnenen Blätter leicht zu lesen, da jene Streifen in dem Innern der Papierhandschriften vor jeder Beschädigung behütet waren. Dagegen kostete die Entzifferung mehrerer der größeren, durch Buchbinderleim beschmutzten, durch Näße zusammengeschrumpften und erblaßten, und durch vielfache Berührung abgeriebenen Blätter lange Zeit und große Anstrengung. Chemische Reagentien, der jedesmaligen Beschaffenheit des Pergaments angemessen, mußten hier und da zu Hülfe genommen, günstige Beleuchtung

*) Wiener Jahrbücher Bd. LXVII. Ein besonderer Abdruck, 24 Seiten, erschien unter dem Titel:
Zu Endlicher's und Hoffmann's Ausgabe der Wiener althochdeutschen Fragmente. Von Moriz Haupt. Wien, Carl Gerold 1834.

und günstiger Schatten benützt werden; treue Beharrlichkeit half am weitesten, und oft gelang die vollständige und sichere Enträthselung einer Zeile, ja eines Wortes nur nach langer, an verschiedenen Tagen vielfach wiederholter Betrachtung und Berathung. Die gewissenhafte Sorgfalt der im Lesen alter Handschriften erfahrenen und mit allen Eigenthümlichkeiten der entdeckten Blätter nach und nach vertraut gewordenen Herausgeber verdient volles Vertrauen, und kaum wird fortgesetzte Betrachtung einige einzelne Buchstaben anders deuten, als sie in dieser ersten Ausgabe gegeben sind.'

'Wie groß nun alle diese Mühe war, welche den Fund aus einer Gabe des Glücks wahrhaft zu einer Errungenschaft der Herausgeber macht, so wurde sie doch nicht nur durch die Wichtigkeit des Gewonnenen im Ganzen belohnt, sondern auch im Einzelnen mannigfach erleichtert und vergütet. Kostete die Zusammenstellung der einzelnen Streifen, die Enträthselung der verblichenen Schriftzüge Geduld und Zeit in vollem Maße, so hatten sie doch den Reiz einer ununterbrochenen Reihe kleiner Entdeckungen, und wie groß war die Freude, als sich mehrmals zu vorhandenen größeren Blättern einzelne Streifen ergänzend fügten, oder als die von Anfang gehegte Vermuthung, daß die neuentdeckten Bruchstücke der Übersetzung des Matthäus und das von Eccard herausgegebene pezische Fragment einer und derselben Handschrift angehörten, durch die Auffindung des dem pezischen unmittelbar vorhergehenden und des darauf folgenden Blattes zur Gewißheit wurde, oder als zwei mühsam gewonnene Blätter der Homilien sich als Theile der Isidorischen Schrift de nativitate domini ergaben, deren Übersetzung, das älteste Denkmal zusammenhangender althochdeutscher Rede, bisher nur in der Pariser Handschrift enthalten war.'

So weit Haupt.

Als wir keine Hoffnung hatten, noch etwas zu finden, begann der Satz auf's Neue. Die geistliche Censur erfolgte sofort und die Polizeibehörde war so gefällig, ihre Censur nach den Correcturbogen zu ertheilen.

Um einigermaßen ein Bild zu geben von der Trefflichkeit und Schönheit dieser Übersetzung, will ich einige Stellen herausheben, denen ich jedesmal die Lutherische Übersetzung voranschicke:

Matthäus 23, 23.

Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet die Minze, Till und Kümmel, und laßt dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Dies sollte man thun, und jenes nicht lassen.

Uae iu euua scaffina enti pharisaera, triugara! tehmot minzun enti tilli enti chumin enti forlazut daz heuigora dera euua, tuomida enti gabarmida enti kalaubin. Dhesiu kazami iu za tuoanne, enti diu andriu ni za forlazanne.

Matthäus 23, 24.

Ihr verblendete Leiter, die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket.

Leitente blintan, sihante uz muccun, olbantun auuar slintante.

Matthäus 24, 27. 28.

— die ihr gleich seid wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflats.

Also auch ihr, von außen scheinet ihr vor den Menschen fromm, aber inwendig seid ihr voller Heuchelei und Untugend.

(ir kalichit grabirom) kahuuizitem, diu mannum schinant uzana sconi, innan sintun auuar fol totero kapeinnono enti allera unhreinida.

Enti so sel kalihho augit ir iuuuih uzana mannum rehtuuisige, innana ir birut auuar folle trugida enti nidhes.

Um nun noch zu zeigen, welch eine poetische Kraft und Fülle unsere Sprache vor elfhundert Jahren hatte, mag hier noch folgen eine Stelle vom Ende der Welt, Matth. 24, 29—35:

Saar auh after dem arbeitim dero tago sunna ghifinstrit enti mano ni gibit siin leoht enti sterna fallant fona himile enti diu himilo megin sih hruorent enti danni schinant zeihhan mannes sunes in himile. Enti danne uuoffent elliu aerda folc enti kasehant mannes sunu quemantan in himiles uuolcnum mit mihhilu meginu enti almahtigin. Enti sentit sine angila mit trumbom enti mihhileru stimnu enti kasamnot sine kachorane fona feor uuintun enti fona himilo hohistin untaz dero marcha. Fona fiicbaume danne chunnet biuurti. Saar so siin ast muruuui uuirdit enti lauph uph gengit, uuizut daz danne nah ist sumere. So auh danne ir diz al kisehet, uuizit danne daz iu az selbem turim ist. Uuar iu sagem, daz diz manchunni ni zaferit aer danne diz al uuirdit. Himil enti aerda zafarant, miniu uuort auuar iu bilibant.

Kein Wunder, daß wir uns in diese Sprache verliebten und dafür schwärmten. Ich fing an sogar darin zu dichten. Anlaß gab das Schicksal Wolo's, wie es Eckehard IV. in den Casus St. Galli beim J. 876 erzählt. Weil sich Endlicher und Haupt sehr daran ergötzten, so fuhr ich munter fort, und bald vermehrte sich die Zahl meiner althochdeutschen Gedichte auf 16, die Haupt in mittellateinische Verse übersetzte. Hier nur eins zur Probe:

Huuanta der sneo fona himilu fellit,
dero fogalo stimna nioht mer gahellit,
uue hinauuortan ist alliu uunni,
trurentiu sint dera uueralti chunni.

Uue farbrunnan ist diu heida,
uue ardorrita diu bluomiga uueida,
die giezun eigun farloran iro chosa,
sama so dorna gastaat diu rosa.

Auar niouuiht min uuinea diu hera,
gastigit singanta uf heimiuges berga.
bede ioh lenzo ioh sumar sceidant,
rosa uf ira hiufilum bluoiant.

Cum nix de caelo hiemali cadit,
Nec auium cantus per siluas uadit,
Uae, omnia gaudia tunc sunt soluta,
Dolentque homines dolentque bruta.

Uae, sicca sitiunt florida prata,
Exaruerunt pascua lata,
Obmutuerunt Nymfe aquose,
Instar spinarum arescunt rose.

Sed laeta manet mea amata,
Canensque uadit per montium prata.
Uer, aestas pereant exitiose,
In eius genis splendescunt rose.

Es war ein heißer Sommer, die Hitze lange andauernd, oft unerträglich, acht Wochen kein Tropfen Regen, nirgend erfrischende Kühle. Auch des Abends pflegte es sich nur wenig abzukühlen, und der furchtbare Staub verleidete einem jeden Spaziergang ins Freie.

Des Nachmittags saßen wir auf gut Wienerisch in Hemdsermeln und arbeiteten im Schweiße unseres Angesichtes. Endlicher war dann immer so gütig und spendierte Eis und gute ungarische Cigarren — das einzige Honorar, dessen sich meine mühevolle Schriftstellerei zu erfreuen hatte.

Außer Hitze und Staub gab es für mich aber noch eine dritte Plage: mein todtgeglaubter Gast, der Bandwurm war wieder lebendig geworden. Ich mußte mich einer gründlichen Cur unterwerfen, die nicht allein sehr langweilig, sondern auch mitunter sehr schmerzhaft war. Mein Arzt war unser Freund Diesing, der bei uns wohnte, schon damals ein ausgezeichneter

Wurmkenner (Helminthologe).*) Ich durfte kein Brot, keine Mehlspeise, nichts Geselchtes (geräuchertes Fleisch) essen und mußte jeden Morgen früh und jeden Abend vor dem Schlafengehn einen Löffel voll einer ekelhaften Flüssigkeit hinunterschlucken. Vier Wochen, länger konnte ich diese Pferdecur nicht aushalten. Der Bandwurm war gleich anfangs verschwunden, aber es handelte sich darum, die Empfänglichkeit dafür im Körper zu beseitigen, und das war denn auch bei dieser Cur immer noch nicht erreicht.

Weil ich nun doch durch die Mitherausgabe der althochdeutschen Bruchstücke auf längere Zeit an Wien gefesselt und ins Druckenlassen hineingerathen war, so wollte ich Endlicher'n eine gedruckte Freude machen: ich widmete ihm eine kleine Schrift zur Erinnerung an den schönen, zwar heißen, aber fruchtbaren Sommer. Ich hatte dazu gewählt deutsche Glossen des 12. und 13. Jahrhunderts, die bis jetzt noch wenig berücksichtigt waren.

Sumerlaten. Mittelhochdeutsche Glossen aus den HSS. der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Herausgegeben von H. v. F. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 1834. 8⁰. VIII. 66 SS.

V. d. Hagen sprach sich damals sehr wegwerfend darüber aus in der Germania 1. Bd. S. 98: 'gefällt sich eben nicht höflich darin, einige Wörtersammlungen, meist Kraut und Wurzeln, besser und vollständiger zu liefern, als ein Anderer.' Ich dachte damals mit Walther: sô rechet mich und gêt ir hût mit sumerlaten an, und heute freut es mich, daß dies 'Kraut und Wurzeln' manchem, z. B. Wilhelm Müller beim mhd. Wörterbuche sehr willkommen sein konnte.

---

*) S. über ihn v. Wurzbach, Biogr. Lexikon 3. Th. S. 289.

Unterdessen war ich eifrig beschäftigt in der Hofbibliothek mit meinem Verzeichnisse aller dortigen deutschen Handschriften bis zum 15. Jahrh. Die Arbeit hatte ihr Ergötzliches, mitunter aber auch ihr sehr Langweiliges: in vielen Handschriften waren die Blätter noch unbezeichnet und ich mußte nun manchen Tag viele tausend Zahlen schreiben.

Um mich etwas zu erholen von diesen vielerlei täglich fortgesetzten Arbeiten ging ich auf einige Tage (12. bis 15. Juni) mit Haupt nach Klosterneuburg. Wir durchsuchten die ganze sehr bedeutende Handschriftensammlung. Wir fanden sehr Vieles, und nahmen Abschriften oder machten Auszüge. Die Erholung war eben nicht sonderlich: wir hatten vier Tage lang in unserem Zimmer oder in der Bibliothek mit Handschriften aller Art verkehrt.

So kam Ende Junis heran: mein Urlaub war abgelaufen, mein ursprünglicher Reiseplan zerstört, meine Thätigkeit vielfach in Anspruch genommen; Setzer, Drucker, Buchbinder, Schriftschneider, Zeichner, Lithographen gingen ein und aus, Censuren und Correcturen kamen vom Morgen bis in den Abend. Ehe jedoch der Juni zu Ende ging, hatte ich neuen Urlaub auf drei Monate. In der Mitte Julis waren die Sommerlatten fertig, war das ganze Alphabet unserer Bruchstücke und das ganze gothische zum Motto geschnitten und gegossen, das Facsimile gezeichnet und lithographiert, und zu Ende desselben Monats näherten sich auch unsere Fragmenta theotisca ihrem Ende.

Am 31. Juli ward die Hofbibliothek geschlossen. Ich hatte mein Verzeichniß der deutschen Handschriften vollendet, ein deutsches Gedicht des 12. Jahrh. (Genesis und Exodus) abgeschrieben so wie auch eine bisher ganz unbekannte Comödie

aus dem 15. Jahrh. und manches andere. Darum konnte ich auch mit frohem Herzen Antheil nehmen an dem vortrefflichen Mittagsmal bei Dommeyer in Hietzing, welches den Bibliothekgästen zu Ehren einige Bibliotheksbeamte veranstaltet hatten.

Zu unseren Fragmenten fehlte nun noch die Vorrede und das Wörterverzeichniß. In den ersten Tagen Augusts vollendeten wir beides und schickten die Manuscripte in die Druckerei. Endlicher ging dann nach Ungarn und ich nach Klosterneuburg. Ich blieb drei Tage dort, hielt eine kleine Nachlese und kehrte dann frischer und fröhlicher heim. Ich besorgte nun noch den Abdruck des Index verborum und am 19. August war unser Buch, dessen Druck Ende Mais begann, vollendet. Es erschien unter dem Titel:

Fragmenta Theotisca versionis antiquissimae Evangelii S. Matthaei et aliquot homiliarum. E membranis Monseensibus Bibliothecae Palatinae Vindobonensis ediderunt Stephanus Endlicher et Hoffmann Fallerslebensis. Vindobonae. Typis Caroli Gerold. M.D.CCC.XXX.IV. gr. 4°. XVI. 88 Seiten.

Gedruckt wurden 107 Exemplare, darunter zwei auf Pergament, eins für den Kaiser von Österreich, das andere für den König von Preußen. Die meisten wurden verschenkt an einige mit uns befreundete Gelehrte, an mehrere österreichische Klöster und die preußischen Universitätsbibliotheken. Die sehr bedeutenden Kosten bestritt Endlicher, der nebenbei noch mit manchem ungarischen Ducaten den Setzer bei dem schwierigen Satze zu größerem Fleiße anzuspornen suchte.

Sehr befriedigt mit meinem langen Aufenthalte verließ ich Wien am 21. August Morgens 6 Uhr. Die Nacht des folgenden Tages fuhr ich durch das liebliche Mürz- und Murthal und traf Morgens um 6 Uhr in Gratz (damals noch

Grätz genannt) ein. Mein Freund, Ferdinand Wolf, Scriptor der Hofbibliothek, hatte mich seinem Stiefvater, dem Dr. Schwamberger empfohlen. Dieser liebenswürdige Herr sorgte gleich dafür, daß mir noch denselben Morgen der Zutritt zu der öffentlichen Bibliothek gewährt wurde. Ich fand einen Saal voll Handschriften, die vorläufig nach Stoff und Format gesondert waren. Ich begann meine Untersuchung mit den Papierhandschriften und fand den ganzen Vormittag nichts von Bedeutung. Am Nachmittag setzte ich meine Arbeit fort. Ich gelangte nun zu den Pergamenthandschriften und merkte bald, daß der ganze Handschriftenvorrath der Benedictiner-Abtei St. Lamprecht (welche jedoch jetzt wieder besteht) nach ihrer Aufhebung unter Joseph der Gratzer Bibliothek einverleibt war. Ich legte mehrere Handschriften heraus zu näherer Untersuchung und nahm sie, nachdem sich ein Admonter Professor für mich verbürgt hatte, in mein Gasthaus. Das Bedeutendste war ein schöngeschriebener Pergamentcodex aus dem 13. Jahrh. mit Bruder Heinrichs Litanei, einem Gedichte des 12. Jahrhunderts. Ich nahm vollständige Abschrift. Aus anderen Handschriften machte ich nur Auszüge, recht wichtige aus einem Vocabularius des 13. Jahrh.

Da ich meine Arbeiten bald vollendet hatte, so wollte ich mich nun auch der schönen Natur erfreuen. Ich machte verschiedene Spaziergänge und Ausflüge mit Dr. Bachler und Ritter von Leitner, die sich meiner freundlich annahmen. Ich war entzückt von den Herrlichkeiten ringsumher. Die Aussicht vom Schloßberge ist unstreitig eine der schönsten in Deutschland und wird wol kaum von irgend einer anderen an malerischem Reichthum übertroffen. Ich war fortwährend in freudiger Aufregung und selbst noch des Abends spät konnte ich mich nicht

satt sehen an dem Himmel, so tief blau hatte ich ihn nirgend gesehen, auch die Sterne schienen mir alle größer und glänzender als sonstwo.

Am 25. August begleitete mich ein Freund des Dr. Schwamberger über Voitsberg nach Köflach. Ich war nun am Fuße des Hochgebirges und setzte allein mit meinem Einspänner die Reise fort. Es dauerte lange, bis ich auf die Höhe gelangte. Ich fuhr immer weiter auf der Hochebene und erreichte erst in der Dämmerung die Pack, ein Alpendorf, zwischen 5—6000 Fuß über der Meeresfläche. Ich war sehr hungerig und sehnte mich nach einer guten Malzeit, erwartete aber nichts Sonderliches. Wie war ich überrascht, als vortreffliche Backhändel mir aufgetischt wurden und guter steierischer Wein dazu kam.

Den folgenden Tag früh 4 Uhr setzte ich meine Reise fort. Stundenlang fuhr ich, dicht in Nebel gehüllt, auf dem Rücken des Gebirgszuges, der die Steiermark von Kärnthen scheidet. Zuweilen öffnete sich das Gewölk, und eine weite grüne Landschaft lag vor mir im hellen Sonnenscheine. Zwischen 9 und 10 Uhr ward es heiterer. Wir fuhren nun anderthalb Stunden bergab ehe wir im Thale anlangten. Der Weg ist beinahe immer sehr abschüssig. Viele Menschen zu Roß und zu Wagen fanden hier schon ihren Tod, Alles zerschmetterte und stürzte in die Tiefe hinab.

Die Angehörigen haben oft dergleichen traurige Ereignisse auf Holztafeln abmalen lassen und die Bitte hinzugefügt, für die armen Seelen zu beten. Das Volk nennt diese Unglücksgeschichten — Mirakel.

Endlich gegen Mittag erreichten wir den Engpaß, der Graben genannt. Ein sehr schmaler, oft nur von Steinen

locker aufgeführter Weg zieht sich rechts an hohen Felswänden hin und links an einem brausenden Gießbache. Die drohenden Felsstücke, das wüste Flußbette, die dunkelen Baumgruppen, hinundwieder im Thale rauchende Schmelzhütten und pochende Eisenhämmer, auf den Höhen verfallene Burgen — alle diese mannigfaltigen Erscheinungen ließen mich das wirklich Gefahrvolle des Weges vergessen.

In der Nähe vor Wolfsberg öffnet sich das Lavantthal mit seinen freundlichen Dörfern und Städtchen, mit seinen Maisfeldern, Obstbäumen und üppigen Matten, zu beiden Seiten von hohen Bergen umschlossen. Am Ende des Thales, in der Nähe der majestätischen Choralpe, auf einem Felsen liegt St. Paul, halb umkränzt von einem Buchenberge, auf dessen drei Gipfeln zwei Kirchen stehen und ein altes Schloß.

St. Paul war schon früher eine Benedictiner-Abtei, in der Josephinischen Zeit ward sie aufgehoben und aller ihrer Schätze beraubt. Hier fanden 1809 die ausgewanderten Mönche von St. Blasien im Schwarzwalde eine Zufluchtsstätte; sie brachten nichts mit als ihren Ruhm und ihre Gelehrsamkeit, einen Theil ihrer Bücher und Kunstschätze und die Gebeine ihrer Habsburgischen Schutzherren.

Ich traf zur Mittagszeit ein. Ich war schon durch den Abt von Wien aus angemeldet, wäre aber auch ohnedem freundlichst empfangen worden. Ich ward sogleich zur Tafel geladen, und nachher in mein Zimmer und dann in die Bibliothek geführt.

Unter den Handschriften aus Spital — hier lebten die St. Blasier Mönche einige Zeit, ehe sie nach Kärnthen übersiedelten — fand ich keine einzige von Werth, dagegen erinnerten die St. Blasier gleich durch ihr Äußeres und ihren Inhalt

an die Heimat der Künste und Wissenschaften. Es waren darunter allein etwa 8 Uncial-Codices aus dem 5—8. Jahrh. Mit größter Bereitwilligkeit gestattete man mir die Benutzung des ganzen Handschriftenvorraths. Noch am selbigen Tage nahm ich mehrere Handschriften in mein Zimmer und fing sofort an zu arbeiten. Das Wichtigste ist ein Uncial-Codex des 6. oder 7. Jahrhunderts, Ambrosius de fide catholica, mit zwei Vorsetzblättern aus gleicher Zeit, enthaltend das 1. und 2. Capitel des Lucas. Auf diese Vorsetzblätter hat ein Glossator des 8. Jahrh. die beinahe vollständige deutsche Übersetzung eingetragen, auch zu jeder Abweichung der Itala die gewöhnliche Lesart der Vulgata hinzugefügt. Ein einziges Mal ist er irre geworden: die Itala hat ABA EO, er setzte darüber: ab eo, fona imu, was übrigens gar keinen Sinn giebt. Ich blicke in die Vulgata, und da findet sich a seculo, was der Uncialist deutsch gab durch aba eo, wahrscheinlich eine der ältesten Spuren des Althochdeutsch. Die Abschrift war übrigens nicht so leicht zu machen. Häufig hatte der Glossator nur die Flexion oder den letzten Buchstaben eines Wortes hinzugeschrieben, z. B. uerba, t d. h. uuort, domini, nes d. h. truhtines.*)

Außerdem schrieb ich ab eine ganze Reihe Glossen aus dem 8. Jahrh. zur Genesis, eine ganze Handschrift biblischer Glossen, früher ein Eigenthum des Klosters St. Ulrich und Afra zu Augsburg, vier altfranzösische Lieder für Haupt und vieles Andere.

Das war meine Ausbeute vom 25. bis 31. August. Alles aber schien auch hier zur Arbeit zu ermuntern und zu

*) Vollständig und mit den Ergänzungen von mir mitgetheilt in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum 3. Bd. (1843) S. 460—467.

kräftigen. Mein Zimmer bot eine weite Aussicht bis über St. Andre hinaus. Über meinem Sopha hing das Bild des berühmten Martin Gerbert, dessen Verdienste um deutsche Geschichte und Geschichte der Musik jede Zeit anerkennen muß. Ein Hinblick auf St. Blasien auch von St. Paul aus muß dem ärgsten Feind eines solchen Klosterlebens umstimmen. Es war mir immer, als ob der ehrwürdige Martin noch spräche, was er weiland sprach:*) 'Unser Stand ist ein Stand der Arbeit und wir können den Vorwurf gewisser Leute, als wären wir unnütze Glieder des Staats, nicht besser von uns ablehnen, als wenn wir uns nützlich beschäftigen; unsere gelehrten Arbeiten müssen uns rechtfertigen.'

Die heutigen österreichischen Klöster haben meist eine ganz andere Bestimmung als die Ordensregeln ursprünglich vorschreiben. Sie sind Bildungsanstalten für die Klostergeistlichen zur Seelsorge und zum Unterrichtswesen, und Vorbereitungsschulen für die weltliche Jugend zur Universität. Darum haben auch die meisten Klöster neben der Seelsorge und den Hausstudien noch Gymnasien, die von ihnen besetzt und erhalten werden. Der Staat thut nichts dazu, er bestimmt nur den Lehrplan und die Lehrbücher und zieht noch obendrein das Schulgeld für sich ein. Im Kloster, dessen Gymnasium nicht am Orte ist, leben nur die Officialen, die kranken und altersschwachen Ordensgeistlichen, die übrigen sind in der Seelsorge, also Pfarrer und Capläne, oder Professoren an den Gymnasien und Universitäten, oder in hohen Staatsämtern. Die St. Pauler hatten ihr Gymnasium in Klagenfurt.

Es ergab sich damals eine gute Gelegenheit, den ganzen

---

*) Schlichtegrolls Nekrolog 1793. 2. Bd. S. 13.

Convent kennen zu lernen. Der Erzherzog Rainer aus Italien war nebst Gemahlin zur Durchreise angemeldet, und so hatten sich auf den Wunsch des Prälaten alle Conventualen hier eingefunden. Ich erinnere mich mit großer Freude der vielen Gespräche über Gegenstände aus allen Zweigen des menschlichen Wissens, und muß gestehen, daß der Geist St. Blasiens hier noch immer fortlebt. Wen sollten aber auch nicht Männer wie Marquard Herrgott, Martin Gerbert, Emil Ussermann, Ambrosius Eichhorn, Trudpert Neugart, Abt Berthold und Ignatius Kopp, wovon die vier letzten hier noch lebten und wirkten, zu wissenschaftlicher Thätigkeit begeistern?

Ich lebte die ganze Zeit über in heiterster Stimmung, nur einmal wurde ich sehr unangenehm darin gestört. Am letzten Sonntagmorgen saß ich in meinem Zimmer und arbeitete. Da öffnete sich die Thür und ein Trottel (Cretin)*) trat ein und grinste mich murmelnd an. Ich erschrak nicht wenig, stand auf und winkte mit der Hand so lange bis er denn endlich ging.

Denselben Tag war große Mittagstafel, wozu einige benachbarte Beamte und Gutsbesitzer eingeladen waren. Nach aufgehobener Tafel blieben die Officialen mit den Gästen noch beisammen. Es wurde der beste steierische Wein aus großen Cristallflaschen kredenzt. Er mundete mir wie den übrigen, ich trank fleißig mit, und ahndete gar nicht, daß unter der Milde und Lieblichkeit dieses Weines so viel Kraft und Feuer verborgen sein könnte. Ohne eine besondere Wirkung zu spüren, nahm ich Abschied. Kaum aber saß ich im Wagen, so glühte ich über

*) Anderswo heißen diese Unglücklichen Fex, Gack, Tatsch, Tost, Tocker, Poppel.

und über und mußte in Wolfsberg einige Stunden in der Abendluft wandern bis ich kühl wurde.

Den 1. September verließ ich das Lavantthal. Mein Steierwägel war nicht das bequemste, ein Brett ohne Lehne war mein Sitz, aber ich konnte nach allen Seiten umherschauen; das Pferd ging schnell, war munter und ausdauernd, und der Kutscher gut und willig, dem es auf Unterhaltung nicht weiter ankam. Ich fuhr den ganzen Tag, dann und wann wurde angehalten, in St. Leonhard, Reichenfels, Obdach, Judenburg. In Zeiring übernachteten wir.

Den folgenden Tag fuhr ich über St. Johann und die Rottenmanner Tauern. Die Fahrt ist sehr beschwerlich und dabei sehr gefahrvoll: anderthalb Stunden lang geht der Weg immer bergab, oft ganz abschüssig. Doch giebt es wol wenig Bergpässe, die soviel Schönes und Erhabenes dem Blicke darbieten. Besonders großartig erscheint die Natur zwischen dem ersten und zweiten Tauern; hier zieht sich die Straße an thurmhohen Felswänden und einem rauschenden Gießbach hin. Die höchste Stelle der Straße ist 5000′ Seehöhe.

Am Nachmittage erreichte ich das Ensthal und das nächste Ziel meiner Reise, die stattliche Benedictiner-Abtei Admont (ad montes). Sie liegt von hohen Bergen halb umschlossen an der Ens. Die hohen Gebäude, obschon nicht ganz vollendet, mit ihren drei Höfen und 300 Zimmern machen einen großartigen Eindruck. Man hieß mich freundlichst willkommen und führte mich sofort in das Lesezimmer, worin mehrere Zeitungen und Zeitschriften aller Art auslagen. Zur Benutzung der Bibliothek schien es für heute zu spät.

Den folgenden Tag war mein erster Gang in die Bibliothek. Der Saal überrascht, er ist größer und prachtvoller als

der Saal der Hofbibliothek in Wien, mit geschliffenen Marmorplatten belegt, mit Frescomalereien und bronzenen Statuen geziert. *)

Obschon das Kloster erst 1074 gegründet ward, so fand sich doch unter den Handschriften Manches für meinen Zweck: ahd. Wörterbuch**), mhd. und lateinische Gedichte, wovon ich Abschrift nahm. Aus einer lateinischen Metrik für die Poesie des Mittelalters schrieb ich nur einen Theil ab, den Abschnitt von den Versarten, es kommen darin schon die leoninischen Verse vor.***)

Die Abtei wurde damals administriert. Durch die schlechte Wirthschaft des letzten Abts waren ihre Vermögensverhältnisse sehr zerrüttet. Um ihnen wieder aufzuhelfen, suchte man nach allen Seiten hin zu sparen. Ich konnte das nicht merken: ich hatte auf meinem Tische zwei Wachskerzen. Als ich mich darüber wunderte, bemerkte man mir: 'Unsere Gäste sollen nie darunter leiden.' Das zeigte sich denn auch die nächsten Tage. Es kam der Wiener Arzt, der den Administrator von einem gefährlichen Knochenbruche geheilt hatte, und zugleich stellte sich ein benachbarter Gutsbesitzer mit ein, des Arztes Schwiegervater. Ihnen zu Ehren war Prälatentafel und eine Gemsjagd. Gern hätte ich an letzterer theil genommen, aber meine Arbeiten hielten mich zurück. Es war ein ergötzlicher Anblick, wie die Mönche in ihren langen schwarzen Gewändern, mit dem Stutzen auf dem Rücken und den langen Alpenstock in der Rechten auszogen.

---

*) Zerstört durch den großen Brand 28. April 1865.

**) Vocabularius latino-teutonicus sec. XI. in Haupt's Zeitschrift. 3. Bd. S. 368—381.

***) De cognitione metri in den Altd. Blättern. 1. Bd. S. 212—215.

Bis zum 5. September verweilte ich hier. Des Arbeitens war kein Ende: wenn ich des Abends fertig zu sein glaubte, so fand ich des Morgens wieder etwas Neues, Interessantes. Nur wenn die Sonne unterging und blutroth die weißen Zinken der Alpen färbte, verließ ich mein Zimmer und ging auf die Ensbrücke. So habe ich mitten in der wunderherrlichsten Natur nur von ferne mich ihrer freuen können.

Den 6. September war ich wieder unterwegs. Ich fuhr über Liezen ins Salzkammergut und blieb die Nacht in Aussee.

Ich lernte hier den Freiherrn Eduard von Feuchtersleben, Bruder des bekannten Schriftstellers kennen. Er war k. k. Sudhüttenmeister. Er führte mich in die Salzsiederei und zeigte mir Alles von Anfange bis zu Ende. Eine drollige Erscheinung! klein und verwachsen, lustigen Sinns, mit einer steierischen Juppe und auf dem Kopfe den steierischen Hut mit dem Gemsbarte und dem Spiegel des Auerhahns. Als ich von den steierischen Liedern sprach, holte er gleich mehrere Kerle herbei, die in einem Wirthshause mir singen und jodeln mußten.

Den folgenden Tag setzte ich meine Reise fort durch Ischl, am Wolfgangsee vorüber nach St. Gilgen. Den Abend traf ich in Salzburg ein.

Den 8. September besuchte ich das Benedictinerstift St. Peter. Es war Mariä Geburt, jeder Geistliche in der Kirche, der Bibliothecar über Land. Erst am Nachmittage konnte ich die Bibliothek sehen. Man gestattete mir, alle Handschriften Band für Band zu untersuchen. Ich fand für meine Zwecke nur wenig. Einen Prudentius mit ahd. Glossen bat ich mir aus, nahm ihn mit ins Gasthaus und schrieb die Glossen

daraus ab. Am Abend konnte ich die Handschrift schon wieder abliefern. Die uralte, einst gewiß sehr reiche Bibliothek ist von Franzosen, Baiern und Österreichern so ausgeplündert, daß sich wol schwerlich, auch bei genauerer Durchsicht, Bedeutendes finden lassen wird.

So angenehm mir bisher das Kutschieren mit dem Einspänner gewesen war, so bequemte ich mich doch jetzt des schnelleren Fortkommens wegen zum Eilwagen. Ich fand eine angenehme Reisegesellschaft. Mir gegenüber saß Prof. Littrow von Wien, der eben zur Naturforscherversammlung in Stuttgart reiste. Er wußte hübsch zu erzählen und erzählte viel, besonders von seinem siebenjährigen Aufenthalte in Rußland, er war bis 1816 Professor in Kasan gewesen. Als wir die österreichische Gränze überschritten, lechzte er nach baierischem Biere. Es war ein schwüler Tag, wir theilten seine Gelüste. Schon ehe wir noch Wasserburg erreichten, folgten wir ihm in eine Schenke und tranken Bier, freilich nicht alle mit derselben Befriedigung wie er. Ich traute dem neuen Genusse nicht, ich hatte ein halbes Jahr lang nur leichten österreichischen Wein mit Wasser getrunken. Das neue Getränk bekam mir schlecht: bald stellten sich die heftigsten Kopfschmerzen ein und mit ihnen kam ich um Mitternacht in München an. Ich war sehr verdrießlich, zumal wir nicht einmal ein Unterkommen finden konnten. Endlich erbarmte man sich unser im goldenen Hirsch und räumte mir und einem badischen Officiere eine elende Dachstube ein.

Den folgenden Morgen war ich wieder munter. Ich erhielt ein besseres Zimmer und bezog es sofort. Mein erster Gang war nun zu Schmeller. Ich freute mich sehr auf seine persönliche Bekanntschaft, durch Briefwechsel waren wir uns

schon näher getreten. Ich erzählte ihm von meiner Reise und sagte dann, daß ich nur um seinet- und der Bibliothek willen nach München gekommen. Er bedauerte, daß ich eine so ungünstige Zeit gewählt hätte, jetzt seien eben Bibliotheksferien und die wolle er sich zu Nutze machen; er habe schon lange mit seinem Freunde und Hauswirthe Prof. v. Martius eine Reise nach Stuttgart verabredet, in wenigen Tagen wollten sie dieselbe antreten. 'Nun, meinte ich, dann will ich auch nach Stuttgart — wir sind dann noch etwas länger beisammen.'

Schmeller führte mich in die Hofbibliothek und zeigte mir die wichtigsten altdeutschen Handschriften. Ich wiederholte einige Tage meinen Besuch und beschränkte mich auf das Allernothwendigste: ich verglich einige ahd. Gebete und Beichtformeln und schrieb Einiges der Art ab. Die hiesigen Handschriftenschätze sind bekanntlich sehr bedeutend und wer sich nur auf das Althochdeutsche beschränken wollte, hätte schon Wochenlang vollauf zu thun.

Schmeller war eben beschäftigt, alle Handschriften der ehemaligen Klosterbibliotheken so zu stellen wie sie einst dort standen und gedachte ihnen dann später eine fortlaufende Nummer zu geben. Über die deutschen hat er vortreffliche Kataloge und Repertorien ausgearbeitet und Nachweisungen angefertigt von allen deutschen Sprachdenkmälern, welche versteckt in lateinischen Handschriften vorkommen.

Föringer, ein ausgezeichneter College Schmellers, spricht sich darüber also aus:*) 'Der von ihm begründete Handschriftenkatalog der kön. Hof- und Staatsbibliothek ist ein bibliotheca-

*) in seiner vortrefflichen 'Lebensskizze Schmellers' (München 1855) S. 34.

risches Denkmal, wie sich eines solchen als der Frucht umfassendster Kenntnisse, aufopferndster Hingebung und des ausdauerndsten Fleißes eines einzelnen Mannes, wohl nur wenige Bibliotheken der Welt rühmen können.'

Diese Stunden, die ich mit Schmeller unter Büchern und Handschriften verlebte, waren schon schöne Stunden, und es folgten ihnen bald noch schönere. Ich ward immer mehr von Liebe und Verehrung erfüllt für diesen echtdeutschen edlen Charakter, dies kindlich reine, innige Gemüth, diesen feinen, gründlichen Kenner deutscher Sprache und deutschen Lebens, der mit so reichem mannigfaltigen Wissen so viel Bescheidenheit verband, bei so großen eigenen Verdiensten so viel dankbare Anerkennung der Leistungen Anderer bereitwilligst kundgab.

Auffällig war mir, daß er meiner Lebhaftigkeit gegenüber mitunter sehr ruhig und bedächtig ward, als ob ein heimlicher Kummer ihn drückte. Er konnte zuweilen scherzen und lächeln, ein nachdenklicher Ernst verbreitete sich aber bald wieder über sein Gesicht.

Auch mit Maßmann war ich öfter zusammen, er war freundlich und gefällig, unsere alten Mißhelligkeiten schienen für immer beseitigt zu sein.

Den 14. September reisten wir ab. Martius mit seiner Frau, Baron v. Moll und Schmeller hatten einen eigenen Münchener Wagen bis Stuttgart, ich begnügte mich mit einem Hauderer, der noch zwei junge Architecten aufnahm. Die Fahrt ging langsam, den ersten Tag Augsburg, den zweiten Ulm, den dritten Stuttgart. Als wir hier eintrafen, ging ich mit Schmeller in einen Gasthof und wir fanden noch eine bescheidene Wohnung. Wir waren zufrieden und wollten dort bleiben, half aber alles nichts, wir mußten ganz gegen unseren Willen eine Naturforscher-

wohnung beziehen und erfuhren doch nachher von der ganzen Naturforschung gar nichts. Als Schmeller den folgenden Morgen die erste öffentliche Sitzung besuchen wollte, wurde er abgewiesen, weder ihm noch mir hatte man eine Karte zugestellt. Außer sich darüber wollte er Stuttgart sofort verlassen, nur auf mein dringendes Bitten blieb er noch einige Tage, ich versprach ihm, jeden Tag wann er wollte mit ihm abzureisen und ihn bis Tübingen zu begleiten. Wir besuchten die Bibliotheken, das Archiv, den Schloßgarten, das Theater, waren bei unseren Freunden eingeladen, aßen und tranken und hielten uns die Zeit über für eben so nützliche und vergnügte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft wie die Naturforscher.

Den einen Mittag waren wir bei Wolfgang Menzel und alle recht heiter. Sehr erfreute mich, meinen alten Freund Bernhard Mönnich, Menzel's Schwager, wiederzusehen. Er war eigends um meinetwillen von Nürnberg herübergekommen. Wir hatten uns viel zu erzählen, und lebten noch einmal in froher Erinnerung unser altes Bonner Leben.

Eines Abends war ich zu Gustav Schwab eingeladen. Ich fand dort eine große Gesellschaft, auch Justinus Kerner, dessen Äußeres eher einen Pachter als sinnigen Dichter vermuthen ließ. Schwab reichte mir ein Glas Neckar, wir stießen an, da meinte er, dieser Ur-Schwab: 'Nur wo der Wein wächst, kann man ihn auch besingen — das ist hier schon etwas anderes als in Eurem Norden ꝛc.' Ich hätte viel darauf erwiedern können, schwieg aber, und schluckte das sauere Gewächs und das eben so sauere Compliment hinunter.

Gerne wäre ich noch etwas länger in Stuttgart geblieben, Schmeller aber wurde unruhig und erklärte, er müsse weiter reisen. Den 20. September verließen wir Stuttgart und fuhren

zusammen nach Tübingen. Das Wetter war heiter und wir waren es ebenfalls. Wir freuten uns über die Fülle des Obstes, das überall an den Bäumen zu beiden Seiten des Weges hing und erreichten unter heiteren und anregenden Gesprächen Tübingen. Im Gasthofe fragten wir gleich nach Uhland, der war, wie wir auch in das Fremdenbuch einschrieben, unser Reisezweck. Wir ließen anfragen, ob und wann er zu sprechen wäre. Sofort erfolgte die Antwort seiner Frau: Uhland schliefe zwar noch, aber wir möchten nur kommen, sie würde ihn wecken.

Wir spazierten hin. Ich hatte Uhland noch nie gesehen und es ging mir wie so manchem andern: mein Bild stimmte nicht mit dem Originale. Er empfing uns recht freundlich, war aber nicht sehr gesprächig und lebendig, um so mehr wurde ich es, und es dauerte nicht lange, so fing Uhland an aufzuthauen. Seine Frau nahm Theil an unserer Unterhaltung. Der gute Wein kam dazu und bald hatten wir uns alle traulich und heiter genähert. Wir machten dann einen Spaziergang und mußten nachher bei Uhland zum Abendessen bleiben. Ich erzählte so viele Schnurren, daß des Lachens kein Ende war. Frau Dr. Uhland mochte sich ein eignes Bild gemacht haben von einem Norddeutschen, sie fragte mich: 'Sie sind wol kein Preuß?'

Den anderen Tag verließ uns Schmeller. Ich blieb noch in Tübingen. Um Mittag holte mich Uhland ab. Wir speisten zusammen und machten dann mit seiner Frau einen Ausflug zu Wagen nach dem ehemaligen Cistercienser-Kloster Bebenhausen.

Mein Reisezweck war erfüllt: ich hatte ihn kennen gelernt, den Mann den ich als Dichter und Gelehrten schon lange liebte und verehrte und war hocherfreut, daß derselbe Mann, was er gewesen geblieben war, ein standhafter Vorkämpfer für die freie

Entwickelung des deutschen Staatslebens. Herzlich dankend für alles Liebe und Gute nahm ich Abschied und reiste noch denselben Abend mit der Post nach Hornberg. Ich hatte einen Anschluß erwartet, hier aber war die Welt wie mit Brettern vernagelt, ich mußte mich wieder zu einem Einspänner bequemen. Ich kam spät Abends in Waldkirch an. Ich fragte den Kutscher, ob er geneigt wäre, mich noch nach Freiburg zu fahren? Wir einigten uns und in der mondhellen milden Nacht fuhren wir weiter. Gegen 1 Uhr erreichten wir Freiburg.

Ich eilte nun nach Basel, wo mich Wilhelm Wackernagel schon seit längerer Zeit erwartete. Den 23. Sept. traf ich ein und blieb acht Tage bei ihm. Er wohnte am Rhein in der St. Johann-Vorstadt. Aus seinen Fenstern sah man auf Klein-Basel, die Rheinbrücke, den Schwarzwald und Jura. In dieser freundlichen Wohnung arbeiteten wir täglich zusammen. Er gab gerade sein altdeutsches Lesebuch heraus. Ich lieferte ihm noch einige hübsche Beiträge dazu, unter anderen jene Comödie, die ich in Wien abschrieb. Die Handschriften der Baseler Bibliothek hatte Wackernagel zum Theil durchgesehen und manches Deutsche gefunden. Jetzt wollten wir die noch nicht berührten Schränke untersuchen. Wir wurden reichlich belohnt. Ich fand gleich anfangs in einer Handschrift aus dem Ende des 7. oder Anf. des 8. Jahrhunderts mit angelsächsischer Schrift zwei deutsche Recepte, eins gegen den Krebs, das andere gegen eine nicht näher bezeichnete Krankheit. Zum Andenken an unser Suchen ließ ich diesen kleinen Fund drucken als 'Vindemia Basileensis'. Weil meine Zueignung eine litterarische Seltenheit und ein treffliches Specimen styli bene latini medii ævi ist und weil Johannes Schulze, nachdem er es gelesen hatte, sich darüber so classisch aussprach: 'Wenn mein Junge solch

Latein schriebe, würde ich ihn durchhauen und einsperren' — ebendarum will ich es hier mittheilen:

Wilhelmo Wackernagel
S. P. D.
Hoffmann Fallerslebensis.

Tempore quo uindemiatores uindemiabant et torculabant torcularii eorumque iubilus de habundanti messe nostras pulsabat resonans aures, nobis quoque nichil fuisset magis exoptatum quam talem facere messem. Sed proh dolor adhuc egentes qualibet uinea et cella uinaria, alibi ut uindemiaremus cogebamur, uineamque nostram quærebamus in bibliotheca uniuersitatis basileensis. Contenti sumus, habundantem nempe peregimus messem. Præsul illius uineæ, clarissimus domnus Franciscus Dorotheus Gerlach cornucopiam suam ita beneuole porrexit, ut nobis plus quam tres decerpere racemos liceret. Cuius lætabundæ uindemiæ ut memor sis et ut nostri amici gaudium nostrum aliquo modo participare possint, bacculas has amandas hilariter accipiatis, rogo petoque. Basileæ in uigilia s. Michahelis Archangeli Anno domini etc. xxxiiij.

Mein Urlaub war nun abgelaufen und ich mußte die Schweiz, Straßburg, Brüssel und manches andere aufgeben. Ich begann meinen Rückzug. Den 1. October fuhr ich mit dem Eilwagen über Kehl nach Carlsruhe.

Mone war freudig überrascht. Er zeigte mir seine Sammlungen mittel-niederländischer und altdeutscher Gedichte. Durch seine Vermittelung erhielt ich aus der großh. Bibliothek eine Handschrift mit ahd. Glossen, die ich ganz abschrieb. Graff hatte bereits andere Glossen, die ebenfalls darin stehen, daraus abdrucken lassen. Eine Vergleichung des Abdrucks mit dem Originale bewies mir abermals, wie flüchtig Graff auch hier gearbeitet, z. B. die Gestalt des carolingischen o, welches wie ein geschlossenes d aussieht, hat er nicht gekannt und immer als ein o mit v darüber gelesen und im Druck wiedergegeben.

Mone war sehr redselig und voll gepfropft von allerlei eigenen und eigenthümlichen Ansichten über den Ursprung deutscher Sagen und Dichtungen. Er schien unerschöpflich. In seiner Stube kam er auf den heil. Gral zu sprechen und sprach ziemlich lange, und als wir einen Spaziergang machten, sprach er immer weiter davon, den weiten Weg entlang, und als wir uns in einem Bierhause ausruhten, war er noch lange nicht mit seinem heil. Gral fertig und der heil. Gral mußte uns wieder dahin begleiten von wo wir ausgegangen waren. Mir fiel dabei immer seine Abhandlung über die Wilzen ein. Erst giebt es nur wenige Wilzen an dem einen Ufer des Flusses, bald zeigen sie sich auch am anderen, dann verbreiten sie sich in der Ebene, endlich bis ans Meer, und zuletzt ist die ganze Welt Ein Wilze. — Ich hörte mir seine verschiedenen Ansichten ruhig an, und nur, wenn sie Dinge betrafen, über die ich auch nachgedacht oder geforscht hatte, so sprach ich mich auch aus. So wenig wir uns dann meist einigen konnten, so verkehrten wir doch ganz hübsch mit einander, und es war mir lieb, daß ich ihn persönlich kennen gelernt hatte. Zum Abschiede schenkte er mir einen lateinischen Vocabularius mit deutschen Glossen aus dem 12. Jahrhundert.

In Darmstadt verweilte ich nur drei Tage (6—8. Oct.). Hofrath Feder gewährte mir auf die zuvorkommendste Weise die Benutzung der ziemlich beträchtlichen Handschriftensammlung der großh. Bibliothek, die für Zwecke wie die meinigen noch nie vollständig durchsucht war.

Ich eilte dann über Frankfurt, Gießen, Marburg und Cassel nach Göttingen.

Ich kehrte bei den Brüdern Grimm ein. Es war ein fröhliches Wiedersehen nach langer Zeit. Seit 1818 hatten

wir nur durch Briefwechsel unsern Verkehr fortsetzen können. Die wenigen Tage (vom 11—15. Oct.), die ich mit und bei Jacob, Wilhelm und Ferdinand Grimm verlebte, schienen mir frohere Erinnerungen als die dritthalb Jahre meiner hiesigen Studentenzeit. Es ward mir unendlich schwer, mich von so vieler Liebe und Theilnahme, von so vielen Schätzen des Herzens und Geistes zu trennen.

Einige Tage verweilte ich dann bei den Meinigen und in Braunschweig. Von hier aus machte ich einen Ausflug nach Wolfenbüttel. Der Bibliothecar Dr. Schönemann hatte Alles vorbereitet, mich gastlich bei sich aufzunehmen. Leider mußte ich ihm seine und mir meine Hoffnung zerstören: statt der drei Wochen konnte ich jetzt nur drei Stunden bei ihm verweilen.

Die letzte Woche Octobers war ich in Berlin. Ich glaubte jetzt mehr als je Anspruch zu haben, in meiner amtlichen Stellung weiter zu kommen. Ich besuchte den Geh. Rath Johannes Schulze, der wegen seines Einflusses 'der kleine Minister', auch wol 'Ioannes parvulus' hieß. Er war recht freundlich. Ich erzählte ihm von meiner Reiseausbeute und überreichte ihm die von mir unterwegs herausgegebenen Schriften. Dann war ich so frei mich also zu äußern:

Ich. Herr GR., Sie haben immer gesagt, ich solle mich auszeichnen — jetzt habe ich mich ausgezeichnet und ich wünsche nun weiter nichts, als daß mir das zu Theil wird was Anderen zu Theil ward, die sich nicht ausgezeichnet haben: ich wünsche Professor ordinarius zu werden.

Sch. Das geht so nicht — da muß Sie die Facultät vorschlagen und empfehlen, wir können die Facultät nicht übergehen.

Ich. Auf die Weise bleibt es beim Alten, denn wenn es auf die Facultät ankommt, so werde ich nie Ordinarius.

Sch. Wir können nicht anders, können nicht anders, es geht wahrhaftig nicht. Der Minister darf die Wünsche und Vorschläge der Facultät nicht unberücksichtigt lassen.

Mit dieser schönen Aussicht reiste ich am 1. November von Berlin ab und kam am 3. in Breslau an.

Den folgenden Tag saß ich schon wieder auf der Bibliothek. Stenzler, der mich bisher vertreten hatte, freute sich, daß er erlöset war, und mich freute es nebenbei, daß es doch nun einen Menschen mehr gab, der das Lästige und Störende einer solchen amtlichen Beschäftigung gekostet hatte.

Ich ging mit frischem Muthe dem Winter entgegen: ich hatte Stoff genug zum Verarbeiten gesammelt und konnte mich freuen und erquicken an so vielen schönen Erinnerungen.

Den 28. November hielt ich einen Vortrag in einer öffentlichen Sitzung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur: ich gab einen Abriß meiner Reise. Die zahlreiche Hörerschaft folgte meinem Vortrage mit gespannter Aufmerksamkeit bis zu Ende. Ich schloß mit den Worten: 'Leider hatte ich nun gar keine Zeit mehr — überhaupt mußte ich wie ein Courier reisen und wie ein Telegraph arbeiten: den 1. August war ich noch in Wien, den 1. September im Lavantthale, eine starke Tagereise von Triest, den 1. October in Basel, den 1. November in Berlin und den 3. November schon in Breslau, wo sich meine Reise und jetzt dieser Vortrag endiget.'

Um diese Zeit dankte ich dem Minister für den Urlaub und die Reiseunterstützung und bat zugleich, Sr. Majestät das Pergamentexemplar Fragmenta theotisca mit meinem Schreiben zu überantworten, und die übrigen Exemplare an die preußischen Universitäts-Bibliotheken vertheilen zu wollen.

Die Weihnachtsferien reiste ich nach Leipzig, besuchte

Brockhaus und verhandelte mit ihm wegen der Horae belgicae, deren Fortsetzung mir sehr am Herzen lag.

Die Tage kurz vor und nach Neujahr 1835 verweilte ich bei Moriz Haupt. Wir hatten seit Wien viele litterarische Beziehungen zu einander und einen lebhaften Briefwechsel geführt. Schon dort verabredeten wir ein gemeinschaftliches Unternehmen, was nun eben jetzt ins Leben trat:

Altdeutsche Blätter.*)

Sie sollten dem Studium des deutschen Alterthums kleineres Material durch sichernde Herausgabe zur Benutzung darbieten und nebenbei auch Abhandlungen, Bemerkungen, Auszüge aus seltenen und Nachträge zu wichtigen Büchern bringen. Die ersten Hefte wurden auf unsere Kosten gedruckt. Da wir das Unternehmen nicht fallen lassen mochten und auch eine längere Dauer bei größerer Theilnahme dafür erwarteten, so brachten wir gerne dies Opfer. Endlich aber ward es uns zu viel und wir machten einen Vertrag mit Brockhaus, wir durften nun wenigstens nichts mehr zuzahlen. Es wurden übrigens nur 300 Exemplare auf Druckpapier und 30 auf feinerem Papiere gedruckt, letztere kamen nicht in den Buchhandel.

Nach achttägigem Aufenthalte in Zittau ging ich nach Görlitz, wo ich noch einige Tage verweilte. Den 9. Januar war ich wieder in Breslau.

Unterdessen war das für den König bestimmte Pergament-Exemplar der Fragmenta theotisca in Berlin angekommen. Mein Bruder hatte es selbst Alexander von Humboldt eingehändigt mit der Bitte, es Sr. Majestät zu überreichen.

*) Der erste Band erschien 1835. 36, der zweite 1837—1840; jeder Band besteht aus vier Heften.

Humboldt antwortete bald darauf:

Ew. Wohlgeb.
freundliche Zuschrift vom 24sten November v. J. erhalte ich heute erst durch die Güte Ihres Herrn Bruders und werde mich beeilen, das prächtige und überaus interessante Exemplar der Fragmenta theotisca Sr. Majestät vorlegen zu lassen. Untersuchungen dieser Art haben ein grosses National-Interesse und gehören zu den seltenen Erscheinungen unsers Zeitalters. Empfangen Sie Nachsichtsvoll den Ausdruck meines (unverschuldet) verspäteten Dankes und der ausgezeichnetsten Hochachtung mit der ich die Ehre habe zu verbleiben,

Potsdam
den 7. Januar
1835.

Ew. Wohlgeb.
gehorsamster
A v Humboldt.

Im Februar fiel mir ein Buch in die Hand, dessen viel versprechender Titel mich sehr neugierig machte:

Johann Ernst Häuser, Geschichte des christlichen, insbesondere des evangelischen Kirchengesanges und der Kirchenmusik, von Entstehung des Christenthums bis auf unsere Zeit. Quedlinburg, Basse 1834. 8⁰. 24½ Bogen.

Ich las und las und es war mir so, als ob ich mein eigenes Buch läse. Ich verglich sofort und es ergab sich, daß ganze Abschnitte wörtlich daraus abgeschrieben waren. Das schien mir denn doch zu arg, und da nun die Zeitungen bald meldeten, daß diesem Herrn Häuser die preuß. goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen worden sei, so fühlte ich mich veranlaßt, jetzt erst recht gegen das Häusersche Machwerk öffentlich aufzutreten:

Suum cuique.
Friedrich II.

Ein gewisser Häuser hat neulich eine 'Geschichte des christlichen, insbesondere des evangelischen Kirchengesanges und der Kirchenmusik etc.' herausgegeben. Man hat das Buch, wie ich

höre, hie und da in öffentlichen Blättern gelobt, aber nie dabei erwähnt, dass es eine der unverschämtesten Compilationen aus wohlbekannten Büchern ist. Doch ich will nur von meinem Eigenthume reden. Der Quedlinburg-Bassesche Fabrikarbeiter hat ganze Paragraphen nicht allein auszugsweise, sondern oft sogar wörtlich, ja buchstäblich aus meiner Geschichte des deutschen Kirchenliedes abgeschrieben mit allen meinen sehr mühsam erworbenen Belegen, und das nennt er nur zweimal, Seite 52. und 82. „Vergl.“ Sollten alle diese Stellen und auch die anderswoher entlehnten mit Gänsefüsschen bezeichnet werden, so würden die Herren Organisten, Cantoren und kön. Musikdirectoren erstaunen, dass dieser Johann Ernst Häuser gar keine eigene, sondern nichts als lauter Gänsefüsse hat.

10. März 1835. Dr. Heinrich Hoffmann,
Professor zu Breslau.

Die Erklärung war von großer Wirkung, sie machte überall viel Aufsehn, namentlich in Berlin. Ich dachte, die Sache sei damit abgemacht.

Eines Herbsttages kam ich wie gewöhnlich in den Laden meines Freundes Aderholz. Man sah mich verwundert an. Endlich fragte mich Aderholz, ob ich schon gespeist hätte? ‘Warum?’ erwiederte ich. ‘Nun, meinte er, es möchte Dir sonst schlecht bekommen, wenn ich Dir jetzt etwas mittheilte aus der Halleschen Litteraturzeitung.’ — ‘Nur her damit! das soll mich nicht weiter ärgern oder betrüben.’ Er entfaltete ein Blatt, und ich las:*)

Vermischte Anzeigen.

Rüge!

In meinen früheren Jahren habe ich eine “kurze Geschichte des deutschen Kirchengesanges im Eichsfelde“ herausgegeben. Jetzt finde ich diese meine damals mit grosser Mühe bearbeitete kurze

*) Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung Sept. 1835. Sp. 400.

Geschichte in der "Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther" von Anf. bis pag. 52 vom Prof. Dr. Heinrich Hoffmann in Breslau auszugsweise, ja fast wörtlich abgedruckt. Dies sollte mich weiter nicht verdriessen, da der Prof. Hoffmann bereits in dem Renommé steht, aus 20 Büchern ein Neues zusammenzuschmieren, ich würde auch kein Wort darum verloren haben; aber wenn er die Benutzung meines kleinen Werkes, welches er mit verachtenden Worten anführt, geradezu in seiner Geschichte abläugnet, indem er bemerkt, dass er dasselbe nicht hat bekommen können: so verdient seine unverschämte Lüge einer öffentlichen Rüge!

Erfurt, am 14. Juli 1835. Wolf, Canonicus.

O! rief ich, nun wird es noch schöner! Jetzt fangen an die Todten gegen mich zu schreiben: der Canonicus Wolf ist lange todt. Ich lief sofort auf die Bibliothek und fand auch schnell was ich suchte. Ich schrieb dann folgende Erklärung:

Litterarische Nichtswürdigkeit
in der Hallischen Litteraturzeitung.

Erst im Frühlinge dieses Jahres fühlte ich mich gezwungen, mein Eigenthum in Anspruch zu nehmen. Es erschien nämlich damals eine "Geschichte des christlichen, insbesondere des evangelischen Kirchengesanges und der Kirchenmusik von Johann Ernst Häuser", worin meine "Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit" beinahe ganz, oft wörtlich, ja buchstäblich wieder zu lesen war, ohne dass der Verfasser eben meiner Arbeit weiter gedachte. Herr Häuser hat gegen meine Eigenthums-Ansprüche sich hie und da nur schimpfend vernehmen lassen, und wird sich nun und nimmer von dem Vorwurfe unverschämten Compilierens frei machen können. Es hat jetzt den Anschein, als ob meinem Buche ein neuer und schlimmerer Gegner erwachsen wäre, in der Person des Canonicus Wolf. Dieser macht mir Hall. Lit. Zeit., Intelligenzblatt Sept. 1835 Sp. 400. etwa denselben Vorwurf, den ich Häuser machte; ich soll sein Büchlein auszugsweise, ja fast wörtlich abgedruckt haben von Anf. bis S. 52. Ich entgegne darauf nur: man vergleiche mein Buch und sein Büchlein "Kurze Geschichte des deutschen Kirchengesangs im Eichsfelde", das ich erst

seit vollen drei Jahren nach Erscheinung meines Buches auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin erblickte und seit einigen Wochen durch die Gefälligkeit des Herrn Geheimen Rathes Wilken selbst besitze.

Wer ist denn aber dieser Erfurter Canonicus Wolf? Es ist ein Schuft, der den Namen eines ehrlichen Mannes, des um deutsche Geschichte so vielfach verdienten Johannes Wolf, weiland Canonicus zu Nörten, auf die schmachvollste Weise missbraucht. Die verehrliche Redaction der Allgem. Lit.-Zeitung hätte wohlgethan, nicht zu dieser Schändlichkeit um einige Groschen Insertionsgebühren die Hand zu reichen, denn dass Johannes Wolf, Verfasser der kurzen Geschichte des deutschen Kirchengesangs im Eichsfelde, im Jahre 1826 starb, konnte sie eben so gut wissen wie ich, siehe z. B. Meusel's Gel. Teutschland XXI. Bd. S. 668. und Neuer Nekrolog der Deutschen für 1826 Seite 861 (nr. 142), und sollte es besser wissen als ich und jeder andere, denn siehe: (Hall.) Allgemeine Lit.-Zeitung 1826. II. Bd. Sp. 327.

Breslau den 21. September
1835.

Dr. Hoffmann,
Professor zu Breslau.

Aderholz schickte diese Erwiederung nebst meiner Geschichte des Kirchenliedes und Wolf's Büchlein an Schwetschke und verlangte in meinem Namen von der Allgemeinen Litteratur-Zeitung, daß sie diese meine Erwiederung aufnähme. Sie lehnte das ab und entschuldigte sich, es wäre ihr die Sache unangenehm, u. s. w. So etwas ist nur erklärlich, aus der Erbärmlichkeit des damaligen Censur- und Censierwesens und der feigen Rücksichtnahme nach allen Seiten hin. Mit Mühe und Noth erreichte ich, daß Brockhaus den Abdruck gestattete,*) aber 'der Schuft' und 'um einige Groschen Insertionsgebühren' waren weggelassen.

Im December erhielt ich noch näheren Aufschluß über die Umtriebe gegen mich und mein Buch. Carl Büchner schrieb

*) Literarischer Anzeiger von F. A. Brockhaus 1835. Nr. XXXXIV.

mir: 'Im August d. J. erhielt ich nun auch einen Brief mit einer Rüge vom Canonicus Wolf in Erfurt, welche ich Ihnen inliegend übersende. Ich wußte anfänglich nicht was damit anfangen: daß Verstorbene Bücher edieren können, wissen wir; wie aber Nicht-Lebende Briefe unterzeichnen können, ist mir ein Räthsel.'

Seit Anfang Aprils wohnte ich in dem ersten Wartenslebenschen Hause auf der heil. Geiststraße. Die Wohnung, obschon nach Norden, war sehr freundlich, ich sah in den Garten, auf den Wall, die Oder, links auf den Sand, auf die Kreuzkirche, rechts auf den Dom. Die grünen Bäume, das lebendige Wasser und das große Stück Himmel wirkten wohlthätig auf mein Gemüth. Anfangs war es auch ziemlich still. Leider ward bald in den schönen Sommertagen der Garten ein Tummelplatz für die Kinder meines Nachbars, des Prof. Regenbrecht. Ich ward oft dermaßen gestört, daß ich nur mit der größten Anstrengung bei dem Lärmen der Kinder zu arbeiten vermochte.

'Sie scheinen sich nur wohl zu fühlen, wenn Sie nicht in Breslau sind,' sagte einmal der Minister zu mir. Und leider! so war's auch. Erst ein Vierteljahr wieder in Breslau und schon hatte ich einen seltsamen Drang, aus Breslau wieder hinaus. Als nun die Osterfeiertage nahten, eilte ich nach Berlin zu meinem Bruder. Ich konnte jedoch nur acht Tage bleiben: ein unerwartetes Ereigniß hieß mich bald heimkehren.

Am ersten Ostertage erhielt ich einen Brief von Ritschl, den er am Charfreitage (17. April) geschrieben und abgeschickt hatte:

'Heute vor 8 Tagen reistest Du, und wer weiß, ob Du's einen Tag später noch gethan hättest. Morgen werden's acht Tage, daß auf der Bibliothek bei Revision des juristischen Faches eine

so befremdliche Menge von Defecten entdeckt wurde, daß an bloße Verstellung oder zufälligen einzelnen Verlust nicht gedacht werden konnte. Man schätzte die Defecte nach vorläufigem Anschlag auf 30—50 Folianten, meist Incunabeln, alte Ausgaben des Corpus juris u. dgl. Der Verdacht fiel allererst auf Volkmann, aber fälschlicher Weise. Zufällig im Gedächtniß gebliebene verfängliche Äußerungen eines ehemaligen Dienstmädchens der Doctorin Friedrich brachten, sorgfältig verfolgt, auf die rechte Spur, und bald war man so weit, mit Hülfe der Polizei constatirt zu haben, daß die Doctorin Friedrich mit Hülfe ihrer Tochter eine Reihe von Jahren hindurch mit ihres Mannes Schlüsseln Nachts auf die Bibliothek gegangen und dort diese Diebstähle ausgeführt, die Bücher aber als Maculatur nach Auras verkauft oder an einen zu beerbenden Gevatter Krämer verschenkt habe. Sie erlangt es von Wachler, nicht in polizeilichen Verwahrsam gebracht zu werden, dadurch, daß ihr Mann einen Revers ausstellt, worin er sich zu vollem Schadenersatz verpflichtet. Mit dieser ganzen Woche wird sie also auf der Bibliothek im Lesezimmer von früh bis Abends 8 Uhr inquirirt, confrontirt, eine Menge anderer Personen verhört 2c.; zu gleicher Zeit werden die Recherchen auf der Bibliothek fortgesetzt; und so waren denn schon vorgestern die Entdeckungen viel weiter gediehen, und schon an oder über 200 Folianten allein aus dem juristischen Fach als gestohlen ermittelt; auch Octav-Diebstähle waren schon nachgewiesen; und außerdem hatte man starken Grund, auch Defecte in der Medicin und Theologie zu fürchten.'

'Wachler soll so angegriffen gewesen sein, daß man ihn immer hat halten müssen; Unterholzner macht möglichst gute Miene, Stenzler aber noch bessere. Denn so viel scheint gewiß, daß Friedrich — auch wenn ihm selbst nicht die geringste directe Mitschuld zur Last fällt — doch jedenfalls pensionirt wird, weil solche Sorglosigkeit oder Nachlässigkeit, wie dazu gehört, dergleichen Un-

fug viele Jahre hindurch bei seiner eigenen Frau nicht zu merken, ihn als Bibliothekbeamten schon hinlänglich ingravirt.'

Den 21. April traf ich wieder in Breslau ein. Ich fand alles bestätigt was mir Ritschl geschrieben hatte. Die Frau meines Collegen war wenige Stunden vorher in den Stock abgeführt, er selbst vorläufig 'dispensiert.' Daß er in seinem Amte nicht bleiben konnte, war klar, und daß ich in seine Stelle einrücken und mich verbessern würde, war mehr als wahrscheinlich. Trotzdem sehnte ich mich fortwährend nach dem Augenblicke der völligen Erlösung aus dieser tagtäglichen Frohne, mein Humor schien mir dafür gar nicht mehr nachhaltig. Abermals bat ich schriftlich den Minister, mich zum Ordinarius zu machen.

In Berlin muß es mir sehr gut gegangen sein. In einem Briefe vom 28. April schrieb ich meinem Bruder:

'Mein letzter Aufenthalt in Berlin gehört trotz seiner Kürze zu den allerschönsten, die ich je dort verlebte, und ich danke Dir namentlich für alles Liebe und Gute, was Du mir erwiesen hast.'

'Ich bin wohl und gesund und dabei so heiter wie ein Mensch in meinen Beziehungen und Verhältnissen sein kann. Ich arbeite mit großer Lust und freue mich dichtend des Frühlings, der vor meinen Fenstern täglich schöner sich einstellt. Einen großen Antheil an meiner jetzigen Zufriedenheit hat auch, ich kann es nicht leugnen, die öffentliche und weit verbreitete Anerkennung meiner Dichtung. So schöner Compositionen hat sich so früh selten ein Dichter zu erfreuen. Du hättest nur das Nicolaische Soldatenlied hören sollen, wie es in einem Concerte am Abend meiner Ankunft vorgetragen wurde — die Augen wären Dir übergegangen.'

Auf mein Gesuch vom 20. April erfolgte schon den 11. Mai eine Antwort des Ministers von Altenstein:

'Über Ihr Gesuch um Beförderung zum ordentlichen Professor habe ich das Gutachten der dortigen philosophischen Facultät erfordern lassen, und muß mir bis zum Eingange des diesfalsigen Berichts der Stellvertreter des Kön. außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten bei der dortigen Universität den weiteren Beschluß vorbehalten. Aufrichtig werde ich mich freuen, wenn ich in den Stand gesetzt werde, Ihrem Gesuche zu willfahren und Ihnen dadurch meine vorzügliche Hochachtung zu bethätigen.'

Von dem Wohlwollen des Ministers war ich überzeugt, zweifelte aber, daß ich etwas erreichen würde, wenn er den Wünschen der Facultät nachkäme. Daß sich der Minister früher an diese nicht gekehrt hatte, konnte sie ihm nicht vergeben; es war vorauszusehen, daß sie jetzt Alles aufbieten würde, dem Wunsche des Ministers entgegen zu sein.

Den 30. Mai hielt sie ihre Sitzung und ich erfuhr schnell genug ihren Beschluß, der natürlich, wie ich voraussah, gegen mich ausfiel.

Ich hatte wenig Hoffnung und war verstimmt. Am Himmelfahrtstage schrieb ich meinem Bruder:

'Mein körperlicher Zustand ist besser als im vorigen Jahre. Außer einigen rheumatischen Schmerzen und unbegreiflicher Trägheit sucht mich nichts Bedeutendes heim. Dagegen ist mein geistiges Leben nur ein Traum, ein Schatten des vorjährigen; die vielen frohen Erinnerungen, die sonst doch etwas Belebendes, Erheiterndes haben, werden meine Quälgeister und es bleibt mir nichts übrig als — zu arbeiten. Dennoch beschleicht mich das Gefühl der Heimatlosigkeit stündlich, und ich fühle es dann so tief, daß ich allein bin, daß ich nicht in Deutschland bin.'

'Ich habe mich in gewisse trübe Ideen so eingelebt, daß ich schwer herausgerissen werden kann. Je bunter und toller das

Leben der Außenwelt ist, desto einfarbiger und stiller wird es in mir. Tausende sind herbeigeströmt zum Wollmarkt, zum Pferderennen, zur Schröder-Devrient, zur Kunstausstellung — ich werde von allem dem wenig berührt. Ich werde morgen die Wagen rasseln hören und unbeweglich an meinem Tische sitzen.'

Mein geselliger Verkehr war um diese Zeit sehr gering. Milde hatte geheirathet und war mit seiner jungen, sehr hübschen und liebenswürdigen Frau viel in Gesellschaften oder auf Reisen. Das Lewaldsche Haus war nach dem Tode der Frau Lewald wie ausgestorben.*) Mit Ritschl und Stenzler war ich gespannt, und die übrigen Professoren blieben mir fremd und gleichgültig wie bisher. Ohne sonderliche Abwechslung verging ein Sommertag wie der andere. Nach Tische verweilte ich ein Stündchen in Aderholzens Buchladen und spazierte dann gewöhnlich um den Wall; Abends badete ich in der Oder und ging von da ins Weinhaus, die übrige Zeit wurde gearbeitet.

Der dritte Theil der Horae belg. und meine Vorlesungen nahmen mich sehr in Anspruch.

---

*) Wie tief dies traurige Ereigniß auch mich ergriffen hatte, spricht sich in meinem Liede aus:

Sie lebet noch, sie lebt in Deinem Herzen,
Sie lebt in Deinen Freuden, Deinen Schmerzen,
In Worten, Tönen, die schon längst verklungen,
In jedem Hauche der Erinnerungen.
Sie lebt in Deinem Träumen, Deinem Sinnen,
Und was Du thust, mußt Du mit ihr beginnen;
Wohin Du strebst, wohin Du willst Dich wenden,
Dein Leben kann, das ihre kann nicht enden.
Und jede Thräne so die Liebe weinet,
Du siehst sie einst zur Perlenschnur vereinet;
Die Liebe wird an jenem Tag sie tragen,
Der unser Sehnen stillt und unser Klagen.

Um nochmals meine Theilnahme für Schlesien kundzugeben, bewerkstelligte ich in der vaterländischen Gesellschaft, daß alle Silesiaca aus der Bibliothek ausgeschieden und zu einer besonderen schlesischen Bibliothek vereint wurden. Am 10. Juni erließ ich als Bibliothecar einen Aufruf zur Gründung einer 'Schlesischen Bibliothek', die alles in Bezug auf schlesische Geschichte, Litteratur und Naturgeschichte umfassen sollte. Ich durchsuchte manche Büchersammlung, fand manches für uns passende und erbat es mir von den Besitzern, die es denn auch des guten Zwecks wegen bereitwillig hergaben. Ich war ziemlich glücklich und legte somit den Grund zu der heutigen schlesischen Bibliothek der Schlesischen Gesellschaft.

Bei aller amtlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit fand ich immer noch Zeit zum Dichten und sehr willkommene Anregung. Ernst Richter,*) Musiklehrer am Breslauer Schullehrer-Seminar, beabsichtigte eine Sammlung von Liedern herauszugeben, die sich an J. G. Hientzsch, 'Methodische Anleitung zum Singunterricht' anschließen sollte. Er suchte dazu noch schöne einfache Volksweisen und Texte. Ich brachte ihm Stoff genug aus unserer und meiner Bibliothek. Er fand passende Melodien, aber keine passende Texte. Er bat mich, dazu Texte zu dichten. Ich ließ mir nun die Melodien so lange vorspielen, bis ich sie auswendig wußte, ich trug sie dann so lange mit mir herum, bis ich Worte dazu fand. So entstanden mehrere Lieder. Ich

---

*) Ein ausgezeichneter Musiklehrer und Componist, nach Aufhebung des Bresl. Schullehrerseminars an dem in Steinau an der Oder in derselben Eigenschaft thätig wirkend. Er ist ein geborener Schlesier (geb. zu Thiergarten bei Glogau 15. Nov. 1805) und nicht zu verwechseln mit dem Sachsen Ernst Richter. Über beide s. Bernsdorf, Neues Universal-Lexikon der Tonkunst 3. Bd. S. 330. 331.

dichtete dann auch ohne Melodien einige, und wenn Richter dazu keine Volksweise fand, so machte er eine eigene. Schon im August war von seiner Sammlung die erste Abtheilung erschienen als 'Unterrichtlich geordnete Sammlung', lauter ein- und zweistimmige Sätze und Lieder, unter den letzteren waren 23 von mir.

Meine Ordinariats-Angelegenheit ging ihrer Entwickelung entgegen.

Am 3. August feierte wie gewöhnlich die Universität den Geburtstag des Königs auch durch ein Mittagsessen. Ich war Gast Sr. Magnificenz. Es ging so lustig her als es bei Professoren hergehen kann. Bei geringem Einkommen und großer Familie, ohne eigenes Vermögen, müssen die meisten sich den Genuß des Weins versagen und wenn sie nun mal in die Nothwendigkeit kommen, Wein zu trinken, so wirkt derselbe ganz anders auf sie als auf Leute, die den Genuß des Weins gewohnt sind. Der Philosoph Professor Rohowsky, der wider Willen sonst zum Mäßigkeitsvereine gehörte, hatte heute bei einer so festlichen Veranlassung Wein getrunken und befand sich in der heitersten Stimmung von der Welt. Er begrüßte mich aufs Freundlichste. Ich fragte ihn: 'Nun sagen Sie mal, Herr College, was hat denn die Facultät eigentlich über mich beschlossen?' Da nahm er meine Hand, drückte sie und schüttelte sie und sagte mit einer unendlich liebevollen Miene: 'Lieber Herr College, wir haben Sr. Excellenz dem Herrn Minister geschrieben, daß wir nicht wünschen, daß Sie der Unsrige werden.'

Ich freute mich über die grobe Ehrlichkeit und die ehrliche Grobheit. Den anderen Tag erhielt ich folgendes Schreiben:

Das hohe Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten hat mich unterm 3. July d. J. beauftragt, Ew. Wohlgeboren zu eröffnen, wie Hochdasselbe Anstand nehme, auf Ihr Gesuch um Beförderung zu einer ordentlichen Professur an der hiesigen Universität eher einzugehen, als bis Sie den Verpflichtungen nachgekommen seyn werden, die Ihnen Behufs Ihrer Habilitation als außerordentlicher Professor noch obliegen.

Ew. Wohlgeboren soll ich dabey insbesondere noch bekannt machen, daß die von dem hohen Ministerio zu einer gutachtlichen Äußerung über Ihren Antrag befragte hiesige philosophische Facultät Ihrer rühmlichen schriftstellerischen Betriebsamkeit und der daraus vorgehenden Würdigkeit zur Weiterbeförderung zwar volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß sie aber auch zugleich bedauert, noch heute keine Gewähr darüber zu haben, daß die früher von Ihnen ausgesprochene und durch die That bewiesene Nichtachtung der gesetzlichen Leistungen einer anderen Ansicht gewichen und an die Stelle der früheren Nichtachtung die Anerkennung der, der Facultät vorgeschriebenen und ihre Wirksamkeit, als einer solchen bedingenden, Normen getreten sey.

Breslau, den 4. August 1835.

Der Kön. außerordentliche Regierungs-Bevollmächtigte
Geh. Ober Regierungs-Rath
Heinke*)

Das Gutachten der Facultät über mich habe ich natürlich nie zu lesen bekommen, ich konnte seinen Inhalt nur errathen; soviel schien mir jedoch klar, daß das Ministerium vieles darin mißverstanden hatte und deshalb schrieb ich an dasselbe sofort

*) Der würdige Nachfolger des am 5. April 35 gestorbenen GR. Neumann.

wie auch an Se. Spectablität den Herrn Decan, Professor Dr. Schneider.

Einer hochlöblichen Facultät

bedauere ich zu dem Glauben Veranlassung gegeben zu haben, als ob ich die gesetzlichen Formen der hochlöblichen Facultät für leere Formen halte, und zwar deshalb, weil ich ein Schreiben nicht beantwortet haben soll, worin ich aufgefordert wurde, mich darüber zu erklären. Eines solchen Schreibens erinnere ich mich nicht mehr, finde es auch unter meinen Acten nicht vor. Ich kann also nur auf das Schreiben antworten, welches jetzt eine hochl. Facultät als ein Gutachten in Betreff meines Gesuches um ein Ordinariat an Ein Hohes Ministerium hat gelangen lassen.

Daß ich mich früher von einer Disputation dispensieren ließ, lag in persönlichen Umständen. Ich war damals, nachdem mir das Hohe Ministerium nach sieben Jahren erklärt hatte, mich in meiner Bibliotheks-Laufbahn nicht weiter fördern zu können, gewissermaßen gezwungen, eine Professur anzunehmen. Dies Amt war damals gegen meine Wünsche, und erforderte eine Thätigkeit, die viel Zeit und Kräfte in Anspruch nahm. Es mußte mir also erwünscht sein, eine Erleichterung in den Obliegenheiten gegen die löbl. Facultät zu finden.

Es thut mir jetzt sehr leid, daß ich je um eine solche Erleichterung einkam, und als Professor der deutschen Sprache und Litteratur doppelt leid. Denn man wird wie von selbst veranlaßt, in Studien meiner Art eine Verachtung der classischen Philologie zu suchen, die doch seit Grimm nicht darin liegt.

Jetzt ist mir mein academisches Amt lieb, meine schriftstellerische Thätigkeit ist damit verwachsen und meine Bestrebungen für die Zukunft sind darauf gegründet. Ich kann also nur wünschen, daß es eine den übrigen Disciplinen gleiche Stellung

einnimmt, und erkläre deshalb, daß ich künftig allen Facultäts-Obliegenheiten genügen, also, im Fall ich Professor Ordinarius werde, auch lateinisch disputieren werde.

Breslau 8. Aug. 1835.

Ew. Excellenz

fühle ich mich nothgedrungen auf das mir von Seiten des hochl. hiesigen Curatoriums zugekommene Schreiben (vom 4. Aug.) in Betreff meines Gesuchs um Beförderung zu einer ordentlichen Professur gehorsamst zu erwiedern, daß ich den Verpflichtungen, die mir behufs meiner Habilitation als außerordentlicher Professor oblagen, bereits vor fünf Jahren nachgekommen bin: ich habe nämlich damals eine lateinische, 10 Bogen lange Abhandlung drucken lassen, und eine lateinische Rede (über Luther's Verdienste um die deutsche Sprache) gehalten. Daß beides, Abhandlung und Rede, genügen sollte, haben Ew. Excellenz durch ein Schreiben vom 29. Nov. 1830 ausdrücklich bestimmt, in Rücksicht auf mein doppeltes Amt und Custos der hiesigen Universitäts-Bibliothek, und die hiesige hochl. philosophische Facultät hat diese Art der Habilitation als vollgültig anerkannt, auch niemals später in Zweifel gezogen.

Wenn also von Seiten derselben Facultät jetzt gegen meine Ernennung zum Ordinarius etwas eingewendet wird, so kann solches nur aus der Meinung herrühren, daß ich künftigen Verpflichtungen nicht so genügen würde, wie es die Gesetze der Facultät vorschreiben. Gegen diese Meinung habe ich mich bereits ausgesprochen, und der Facultät schriftlich erklärt, daß ich alle Obliegenheiten, die mir als Professor Ordinarius zukämen, erfüllen, also eine lateinische Abhandlung schreiben und lateinisch vertheidigen würde.

Da nun die Schwierigkeiten, welche Ein Hohes Ministerium in meiner Ernennung zum Ordinarius zu sehen glaubte, wirklich

nicht vorhanden sind, so bitte ich Ew. Excellenz unterthänigst, das Versprechen, was mir Hochdieselben gaben, recht bald aus Rücksicht auf meine vielfachen wissenschaftlichen Leistungen und auf meine Wünsche, eine jenen ganz entsprechende würdige Stellung in der Welt einzunehmen, hochgeneigtest erfüllen und mich zum Prof. Ord. ernennen mögen.

Breslau 8. Aug. 1835.

Kaum hatte ich vorläufig in meinen academischen Angelegenheiten Ruhe gewonnen, so kamen die bibliothekischen wieder an die Reihe und verursachten mir viel Ärger und Verdruß. Während noch die Untersuchung über den Bibliotheksdiebstahl in vollem Gange war, und nicht eben sonderlich geführt wurde, hatte sich das Ministerium zu einer Maßregel veranlaßt gesehen, die namentlich mich mit traf. Nach einem Rescripte vom 27. Juli sollte auch ich die Bibliothekschlüssel abliefern. Erst nach einer ärgerlichen Zwiesprache mit Wachler fügte ich mich, erklärte dann aber dem GR. Heinke: 'Ich kann übrigens nicht verhehlen, daß mich diese Verfahrungsart tief betrüben muß, indem selbige die kränkendsten Gerüchte im Publicum veranlassen wird.' — Allerdings mußte es mich tief betrüben, daß ich gerade jetzt 'trotz einer dreizehnjährigen unbescholtenen Geschäftsführung die Bibliotheks-Schlüssel, die **ich nie** gemißbraucht habe,' abliefern mußte.

Es trat nun für mich etwas Ruhe ein. Ich arbeitete fleißig an dem 3. Theile der Horae belgicae. Das Glossarium machte mir viel zu schaffen. Am 10. October war Text, Glossarium und Einleitung vollendet.

Am 2. November überraschte mich mein Bruder mit einer frohen Nachricht. Sein Brief begann: 'Gratuliere, Herr Ordinarius!' Die Nachricht war verfrüht, bestätigte sich aber bald.

Am 15. November hatte Se. Majestät auf Antrag des Ministers vom 20. Oct. mich zum Ordinarius ernannt.

Am 10. November wurde das Schillerfest in Breslau gefeiert, seit 1829 wieder zum ersten Male. Gegen hundert Theilnehmer hatten sich eingefunden. Ich führte den Vorsitz und eröffnete das Fest mit folgenden einleitenden Worten:

'Ein dankbares Gefühl hat uns heute hier vereinet. Denn wer unter uns erinnert sich nicht mit innigem herzlichen Danke der vielen frohen Stunden und seligen Augenblicke, die ihm die unsterblichen Werke eines unsterblichen Dichters bereitet haben?'

'Ich darf nicht erst sagen, wer dieser Dichter war, was er uns ist und unserem Volke bleiben wird. Ich darf nicht erst die Werke selbst nennen, auf ihren hohen Werth, auf ihre ästhetische Bedeutung aufmerksam machen; nicht erst die Stelle und den Rang angeben, den sie in unserer Litteratur einnehmen. Alles das ist anderswo schon oft erzählt, vielfach besprochen und genügend dargethan.'

'Der Name Schiller gehört unserem ganzen deutschen Volke an, seiner Gegenwart und Zukunft, der Jugend und dem Alter, allen Lebensverhältnissen, jedem Stande, jeder Würde.'

'Schillers Dichtung ist in den Herzen und auf den Lippen vieler Tausende, und mit dieser Dichtung lebte das Meiste, was sich an das Leben dieses hohen herrlichen Geistes knüpfte, ja was sein eigenes Leben war, unter uns fort.'

'Es sei mir daher nur vergönnt, über des Dichters früheste Jugend und Entwickelung, worüber die Nachrichten so zerstreut, unsicher und oft widersprechend lauten, Etwas mitzutheilen.' *)

'Die größte Theilnahme,' wie es in einem damaligen Berichte heißt, 'die gespannteste Aufmerksamkeit, die lautlose Stille aller

---

*) Als wir in einem kleinen Freundeskreise den 10. Nov. 1859 feierten, wiederholte ich diese Rede.

Zuhörer, so wie das einstimmige Lebehoch, am Schluß der Rede dem großen Schiller dargebracht, gaben das schönste Zeugniß, daß Schiller in Aller Herzen sich selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, und darum rufen wir mit jenen trefflichen Versen, die August Kahlert in seinem zum Feste uns dargebrachten Gedichte aussprach:

Kein Streit soll uns die Freude dran ertödten,
Dein Wirken ist Dein Werth;
Mag Weisheit grübeln drum, ob Dir, ob Göthen
Sie ihren Kranz bescheert.'

Es war ein heiteres, durch Reden, Lieder und Trinksprüche belebtes und belebendes Fest, von Anfang bis zu Ende. Ich hatte die Genugthuung, daß öffentlich zu lesen war, daß ich 'mein Präsidenten-Amt auf höchst liebenswürdige Weise geführt hätte.'

Auch ich brachte verschiedene Trinksprüche aus, zuerst ließ ich leben

Die Poeten.

Es leben die Poeten!
die erhabenen begrabenen
und die strebenden lebenden,
sinnig waltenden,
innig entfaltenden,
minnig gestaltenden,
klangentzückten entzückenden,
sangbeglückten beglückenden,
bei Erlebnissen,
bei Begebnissen,
bei Begräbnissen,
bei Hoch-
und bei noch
anderen Zeiten
und Gelegenheiten —
Es leben alle Poeten auf Erden,
Die's heute schon sind oder morgen noch werden

Dann ging ich bald nachher über auf

Die Philister.

Es leben die Philister,
Ihre Gevattern und ihre Geschwister!
Die Poetenverachter,
Monetenbetrachter,
Die Luchser, die Muckser,
Die Pfennigfuchser,
Die Mucker und Achselzucker,
Die Agio- und Taxenkucker,
Die Linsenleser
Und Zinsenzähler,
Die Couponsschneider
Und Hungerleider,
Die, wo andre vor Freude weinen,
Gleich mit dem Regenschirm erscheinen;
Und wo die Freude droht einzuschlagen,
Den Blitzableiter in der Tasche tragen;
Die den Teufel scheuen
Und sich wie Teufel freuen;
Die nicht mehr mit dem Zopfe prangen
Und doch an dem Zopfe hangen;
Die Pantoffelgedrückten,
Kartoffelentzückten,
Wasser-Verprasser,
Die sich mit der Schlinge der Mäßigkeit schnüren,
Und doch die Klinge der Gefräßigkeit führen;
Die in lauter Formen und Normen sich bewegen,
In lauter Schmiegen und Biegen sich regen;
Die auf dem Stuhle des Schlendrians sitzen,
Und in der Schule des Bocksbeutels schwitzen.

Es leben die Philister,
Ihre Gevattern und ihre Geschwister!
Denn —
Wenn
Die Philister nicht mehr leben,
So wird es auch keine Poeten mehr geben!

Der Jubel wollte kein Ende nehmen. Am belustigendsten war, daß gerade die am meisten jubelten, auf die ich es abgesehen hatte. Ich mußte den Trinkspruch wiederholen und es erfolgte wieder ein endloser Jubel.

Wenn ich so etwas Erfreuliches erlebte, dann war ich ruhig, auch wol heiter gestimmt, arbeitete mit Lust, sang und dichtete. Doch dauerte es nicht lange. Meine Bibliotheksverhältnisse waren nun einmal von schwüler Temperatur, daß jeden Augenblick sich ein Gewitter zusammenziehen und über mir losbrechen konnte. Und so war es denn auch. Den 4. November konnte ich meinem Bruder bereits wieder eine unangenehme Neuigkeit melden. Ich schrieb ihm:

'Du weißt, ich hatte Stenzler vor Jahren auf den Gedanken gebracht, sich mit unserer Bibliothek näher bekannt zu machen. Es ergab sich bald eine Gelegenheit dazu. Ich verreiste im vorigen Jahre und er vertrat mich. Ich konnte ihm wenig gewähren. Er wohnte aber in meiner schönen Wohnung und schlief in meinem schlechten Bette. Er erhielt dann 120 ℛ Gratification und hatte sich durch meine Vertretung ein Recht erworben, später einmal berücksichtigt zu werden. Dies erfolgte sehr bald. Zu Ostern ward der langjährige Bücherdiebstahl der Frau meines Collegen entdeckt und dieser wurde in Folge dessen von aller Arbeit bei vollem Gehalte dispensiert. Unterholzner war seit October vor. Jahres Rector der Universität und eine Zeitlang Curator, und Wachler krank. Nach meiner Rückkehr lastete also alle Arbeit auf mir und dem Canzlisten Müller. Ich hoffte von Tag zu Tag, daß endlich ein für mich günstiges Ergebniß an den Tag kommen würde, ich arbeitete ruhig fort, hoffte und hoffte, es kam nichts. Endlich höre ich, Prof. St. ist zum Stellvertreter des Dr. Friedrich mit 250 ℛ Gehalt ernannt. Gut, denke ich, nun wird Dir doch Erleichterung erwachsen. St.

kommt zurück, vergangenen Donnerstag. Ich erfahre das nur zufällig. Freitags treffe ich ihn zufällig auf der Straße. Ich frage ihn, was er denn für Arbeiten übernehmen wird? — 'Die Friedrichschen.' — Der hat ja aber seit vielen Jahren keine gehabt, er ist nur beschäftigt worden um beschäftigt zu sein. — St. bleibt dabei, und als ich von dem Ausleiheamte rede, will er durchaus von so etwas nichts wissen. Du kannst denken, wie mich das empörte! Um 3 Uhr ging ich zu Wachler. Ich traf ihn im Garten. Ich konnte ihm nichts sagen, weil ihn seine Frau begleitete. Da fand sich aber doch ein guter Augenblick vor seiner Hausthür: Herr Consistorial-Rath, welche Arbeiten wird Stenzler übernehmen? Elf Jahre habe ich das Ausleihebuch geführt, und ich rechne auf Ihre Billigkeit, daß ich jetzt endlich davon entbunden werde. — 'Ich werde mit meinem Specialcollegen Unterholzner sprechen.' — Noch Einmal beziehe ich mich auf Recht und Billigkeit: wird mir dieser mein Wunsch nicht gewährt, so muß ich beim Ministerium einkommen, und dann mag's kommen wie es will, und sollte es meine Stelle kosten. — 'Drohen Sie nicht einem alten kranken Mann.'

'Sonntags ging ich zu Heinke. Er mußte schon wissen was vorgefallen war. Er sprach sehr besänftigend und meinte, es würde schon eine Einigung bewirkt werden. Ich stellte ihm meine Lage vor, alles das Unrecht das man mir seit 13 Jahren zugefügt hatte ꝛc. Vorgestern ging ich wie zu einer Schlacht auf die Bibliothek. Wachler war schon da. Er faßte mich bei der Hand: 'Ich finde Ihren Wunsch ganz gerecht: Stenzler wird von nun an das Buch führen ꝛc.' Er sah mich groß an, fragte mich ob ich gegen ihn Mißtrauen hegte? Ich erwiederte: jetzt um so weniger. Aber ich muß Mißtrauen hegen, wenn man einem andern die Wohnung, die mir gebührt, zuwenden will. — 'Das ist nicht geschehen.'

'Ich bin seitdem von dem allerlästigsten Geschäfte befreit,

aber desungeachtet ist mir diese ganze Stellung doch dermaßen verleidet, daß ich sogar ein bedeutendes Opfer bringen werde, um nichts, gar nichts mehr mit der Bibliothek zu thun zu haben. Wie kann ich je wieder Vertrauen zu meinen Collegen fassen? W. hat schriftlich, wie ich es selbst noch gestern las, um die Verleihung der Friedrichschen Wohnung an St. angehalten.'

'Ich habe in diesen Tagen recht gefühlt, welch ein armer Teufel man ist, wenn man bei uns nicht schwänzeln kann, keinen Schwiegervater, keinen Schwager &c., keinen Bischof zum Onkel &c. hat! Das Gewebe der Kabale ward schon lange und sehr fein gesponnen, aber ich bin doch dahinter gekommen. Ich weiß, ich bin den Leuten sehr unbequem und sie hätten es am allerliebsten, wenn ich ganz beseitigt würde. Ich werde Dich hoffentlich im künftigen Jahre sehen und Dir Alles dann ausführlicher mittheilen.'

Am 28. November erhielt ich aus dem Cabinet des Königs ein Schreiben des Geh. Cabinets-Raths Müller:

'Seine Majestät haben das von Ew. Wohlgeboren eingesandte Pergaments-Exemplar der ältesten deutschen Übersetzung des Evangeliums Matthäi empfangen und mir befohlen, Sie des Allerhöchsten Dankes zu versichern.'

Mit diesen wenigen Zeilen war diese Angelegenheit für immer abgethan.

Vier Wochen später erfolgte die amtliche Anzeige von meiner Ernennung zum Ordinarius. In dem Begleitschreiben an den Senat war erstlich mein Name ausgelassen und zweitens der ordentliche Professor. Ich dankte, freilich nicht dafür, daß mir das Ministerium noch ausdrücklich schreiben ließ, daß mir aus meiner Ernennung keine Ansprüche auf Gehaltszulage erwüchsen.

Auf der Bibliothek war nur Waffenstillstand, denn daß im neuen Jahre die Fehde wieder ausbrechen würde, war mir ziemlich gewiß.

So hatte ich denn in meiner academischen Laufbahn das Höchste erreicht was ich erreichen konnte: ich war Professor ordinarius. Schon den 9. Januar 1836 wurde ich in den academischen Senat eingeführt und von denen als College begrüßt, die mich nicht zum Collegen hatten haben wollen.

Mehr Aufsehen als diese neue Würde machte jedoch noch mein 'Buch der Liebe,' welches um diese Zeit erschien.*) Des Fragens und Forschens, wem diese vielen Liebesergüsse galten, war kein Ende. Es war und blieb ein Geheimniß. Nur Einer wußte darum, und dieser Eine sagte nichts und wird auch jetzt nichts sagen. Meine Liebesstimmung war zwar eine nachhaltige geworden, aber wie sie in Poesie gekommen, so löste sie sich in Poesie wieder auf, und mir blieb nichts als die Erinnerung an manchen beseligenden Augenblick.

Zufällig haben sich einige Aufzeichnungen aus jener Zeit erhalten. Im Juni 1835 heißt es:

'Ich sah im Frühjahr ein Kind, und das Kind ist eine Jungfrau geworden, und die Jungfrau gefällt mir. Wird sie heute über ein Jahr mehr als die Schwester meines Freundes sein?'

Dann mehrere Tage später:

'21. Juni Sonntags in der Kunstausstellung. Unter so vielen schönen Bildern auch sie; ich sah sie, ich sprach sie. Dies schöne große Auge!'

---

*) Buch der Liebe von Hoffmann von Fallersleben. Breslau bei Georg Philipp Aderholz. 1836. 8°. 96 SS.

Im Juli:

'Sie steht vor mir, geht mit mir, ich denke an sie, rede mit mir von ihr — Traum nur, Traum am hellen lichten Tage!'

'Und wenn ich einst jene Zeilen wieder lese, vielleicht verstehe ich sie nicht mehr, oder — ich weiß Alles besser als heute und sage jemandem: Du warst es!'

Dann in diesem Jahre:

'So waren Monate vergangen — ich sah sie nicht. Der ganze Herbst war vergangen, der halbe Winter — ich sah sie nicht. Und wir feierten Weihnachten und — ich sah sie nicht, und kurz vor Neujahr sah ich sie, sprach mit ihr und sollte beim Tanz sie küssen — das war zu viel. Und es vergingen wieder anderthalb Monate und ich sah sie nicht. Und das Buch der Liebe war erschienen und — ich sah sie nicht. Endlich kam der 11. Februar 36. Wir sprachen viel mit einander und saßen bei Tische neben einander: 'Nein, nein! ich habe das Buch der Liebe nicht gelesen.'

Eine Freundin aber hatte es gelesen und sprach sich in der Breslauer Zeitung vom 30. Januar 36 darüber also aus:

Ein Brief vom Lande.

...... Wer weiß es nicht, wie spurlos in dem Treiben einer großen Stadt Begebenheiten, Menschen, Geisteserzeugnisse, Neuigkeiten jeder Art u. s. w. verschwinden? Der Morgen eines beginnenden Tages begräbt jedesmal den vorangegangenen Tag und mit ihm die Erscheinungen und Eindrücke, welche er hervorbrachte. Man hat nicht Zeit das kürzlich Erlebte, Erfahrene fest zu halten; der kommenden Stunde muß ihr Recht geschehen, sie muß des offenen Spielraums genug behaupten, um das plötzlich vor sie hintretende Bedeutendere gegen das Gleichgültige auszu-

tauschen. Diese Ebbe und Fluth städtischer Nachrichten, wer kennt sie nicht? — Wie anders gestaltet sich das Leben auf dem Lande! Am entgegengesetzten Uebel leidend, bringt es jene Schwerfälligkeit äußerer Formen hervor, die mir, nunmehr ich mich seit fünfjähriger Zurückgezogenheit auf meinem Landsitz als einen vollkommenen Campagnard betrachte, oft ein Lächeln abzwingt. Doch eben diese Seltenheit mannigfacher Eindrücke, dieser Mangel an äußern Begebenheiten erhalten um so wacher, dasjenige in uns aufzunehmen, was auf irgend eine Weise uns entgegentritt. So wurde ich gestern angenehm überrascht, als mir der stets willkommene Postbote, nebst mehreren Briefen, worunter die Handschrift eines sehr fernen, sehr lieben Freundes mich besonders anlachte, die Tagesblätter und ein Packet meiner Buchhandlung einhändigte. Briefe, Zeitungen, neue Bücher, Alles auf einmal! Ich möchte jedem zu dem Versuch rathen, sich durch Landeinsamkeit zu solcher Freude zu befähigen. Die Briefe waren gelesen, durchfühlt, durchdacht, zum Theil im Geist beantwortet, die Zeitungen jedoch zur Theestunde und gemeinschaftlichen Lektüre zurückgelegt. Meine Schwester leidet etwas heftig an dem Fieber liberaler Ideen, die sie ihre neue Religion nennt, wie sehr ich ihr auch zu beweisen strebe, daß sie sich einem gefährlichen Irrthum überläßt. — Noch gewärtig des politischen Streites, den mir die Debatten der wieder eröffneten französischen Kammern, wie das Fortschreiten oder Liegenbleiben der immer weiter um sich greifenden Eisenbahnen sicherten, öffnete ich das Bücherpacket. Ueber Raumers Briefen über England und mehreren neuen französischen Schriften, mit denen mich mein Buchhändler, meine Vorliebe dafür kennend, stets reichlich versorgt, lag auch ein feines, nur einen Finger starkes Werkchen: „Buch der Liebe von Hoffmann von Fallersleben, Breslau bei Georg Philipp Aderholz 1836.“ — Es stürmte eben heftig, große Schneeflocken jubelten hastig bei den Fenstern vorbei; die Schwester erwartend, hatte ich den Dampf einer ge-

rauchten Cigarre durch das auf den Ofen gegossene Eau de Cologne zu verdrängen gesucht. Es war mir so heimlich in dem warmen, angenehm duftenden Zimmer geworden, der Titel des Buches kam mir wie ein Frühlingsgruß an dem rauhen Wintertage vor, ich fing an zu lesen und fest und fester wurde ich angezogen. Waren das der eigenen Jugend Zauberklänge? War es der Poesie anmuthigster Gesang? So holdem Worte, so süßem Traume, so tief empfundener, entzückend schöner Wirklichkeit war ich lange nicht begegnet. Ich möchte nichts weiteres über dies Buch der Liebe sagen, — des Verfassers Name „als eines der größten Lyriker unseres deutschen Vaterlandes“ wohl bekannt, reicht vollkommen hin, um sogleich die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in Anspruch zu nehmen; doch drängt es mich auf die tiefe Gemüthlichkeit dieser reinen Verse hinzuweisen. Geht nicht oft das Beste in dem wirren Treiben täglicher Geschäftigkeit verloren, bis es im günstigen Fall ein Zufall noch einmal an's Licht zieht? und trägt unsere industriöse, kommerzielle Zeit überhaupt Verlangen, sich mit Poesie zu beschäftigen? Doch hier diesem Buch der Liebe gegenüber, mußten die oben angedeuteten Interessen schweigen; der Poesie Wunderland erschließt es uns, wir ruhen unter anmuthigen Rosenhecken und den süßesten Nachtigallengesängen aus, von den uns oft kalt und feindlich berührenden Berechnungen einer gewinnsüchtigen Welt. Der Dichter scheint sein Lied an ein junges, noch von Lieb' und Leidenschaft unberührtes Herz gerichtet zu haben, er singt:

Seite 47. „Wie bist du doch ein junges Blut, so jung!
Du hast nicht Wehmuth, nicht Erinnerung,
Nicht Sorg' und Kummer, sehnend Leid,
Nicht Hoffnung, Furcht, Vergangenheit —
O bleib in Deines Herzens Truhe,
In Deiner schlummergleichen Ruhe!
Denn wenn die Welt Dein Herz gewinnt,
Hast Du es schon verloren,

Wer zu verlieren erst beginnt,
Der ist zum Leid erkoren."

Ohne Erwiederung, ohne Verlangen danach, fürchtend des Lebens Kampf, des Lebens Lust für die kaum der Kindheit holdem Traume entwachsene Geliebte, lesen wir:

Seite 10. „Ich liebe Dich und sag' es nicht
Und liebst Du mich? ich frag' es nicht;
Ich fragt' es gern und wag' es nicht,
Ich lieb' und schweig' und klag' es nicht."

Ferner:

„Wie soll ich nennen Dich, Dich Namenlose?
Ein Veilchen bist Du immer, nah' ich mich;
Und fern von Dir erscheinst Du mir als Rose,
Und träumend seh' ich nur als Lilie Dich."

Der Dichter ist beglückt, gehoben durch die eigene Liebe, nicht fragend, was sie ihm erwerben wird.

Seite 29. „Dein Aug' ist nur ein Edelstein
Aus Deines Herzens Schacht:
O glücklich, wem ein solcher Schein
Aus solchem Herzen lacht!"

Er giebt sie alle hin, die wunderbaren Schätze seines reichen Innern. Seite 37, 39, 44, 45, 49, 61. Immer reiner und edler schwingt sich der Gesang des Dichters empor, er bringt das eigne Herz zum Opfer dar; Seite 64. 67. sehen wir Gott in der Liebe und die Liebe in Gott sich ihm offenbaren, und nun ich sie einzeln preisen möchte, die schönen Blüthen des berauschend süß duftenden, vollen Blumenstraußes, locken sie sämmtlich in so anmuthiger Herrlichkeit und frischer Pracht, daß ich nur sagen kann, suche sich selbst jeder dieser Liebe „Immergrün."

Seite 92. „So können Jahre noch verschwinden
Und ganze Frühlinge verblühn —
Dir kann ich immer Kränze winden,
Denn meine Lieb' ist Immergrün.

Beinah wär' ich versucht, noch etwas über die Vollendung der Form zu sagen, und zum Vergleich mit anderen Dichtern aufzufordern, könnt' ich es nicht jedem überlassen das technische Verdienst dieser Poesien selbst zu finden, beiläufig bemerke ich nur, daß ich wenigstens nicht einem unreinen Reime begegnete. Und hiermit scheid' ich von diesem Blatte und dem Dichter mit seinen eigenen Worten:

Seite 89. „Will eine Blume sich erneuen,
So muß sie ihre Frucht verstreuen,
Und will der Mensch in einem Herzen leben,
So muß er erst sein eignes Herz drum geben!

Solcher anerkennender Stimmen über meine neueste Dichtung ließen sich noch viele vernehmen. Ich war sehr erfreut darüber und fühlte mich getröstet für manches Unangenehme, welches mir meine beiden Ämter in jüngster Zeit gebracht hatten. Aber der freudige Beifall Anderer konnte mich nicht befreien von der Furcht, daß sich neue Widerwärtigkeiten bald einstellen würden.

Und sie kamen nur zu bald. Die philosophische Facultät sah mich nicht für voll an, ich sei allerdings Doctor, aber nur der freien Künste, und um als Decan Andere zu Doctoren der Philosophie promovieren zu können, müsse ich selbst Doctor der Philosophie sein. Sie mochte Recht haben, ich wurde aber so ärgerlich darüber, daß ich erklärte, ich würde nichts thun, um meine Doctorwürde zu vervollständigen; die Erinnerung an das Verfahren der Facultät in Betreff meines Doctordiploms war noch zu lebendig bei mir. Nun, es wurde nicht so schlimm als ich fürchtete. Der Decan, Prof. Bernstein schrieb mir den 22. Januar: 'Ich habe der Fakultät Ihr Leydener Diplom vorgelegt und sie findet dasselbe, da Sie nach demselben nur philosophiae theoreticae Magister et literarum huma-

niorum Doctor sind, nicht völlig genügend. Sie ist indessen gern bereit, das Fehlende, wenn Sie es wünschen, zu ergänzen und Ihnen die philosophische Doktorwürde zu ertheilen, zu deren Erlangung Sie weder etwas zu leisten, noch für welche Sie an die Fakultät etwas zu zahlen, sondern nur die Druckkosten des Diploms und das, was der Pedell für seine Bemühung erhält, zu entrichten haben würden.'

Das große Werk trat am 16. März ins Leben. In dem Pergamentdiplom, welches mir zugestellt wurde, heißt es: 'philosophiae Doctorem et artium liberalium Magistrum honoribus iuribus privilegiisque omnibus praeditum publico hoc diplomate agnitum renuntiavit.'

Ernstlicher als je dachte ich jetzt daran, aus meinem Bibliotheksamte erlöst zu werden, damit ich ganz meinem Fache leben könnte. Ich wendete mich deshalb an den Minister von Altenstein.

Ew. Excellenz

sage ich meinen innigen Dank für die mir verliehene ordentliche Professur der deutschen Sprache und Litteratur an hiesiger Universität, und mein Dank ist um so inniger, als ich in dieser Verleihung den schönen Beweis finde, daß Ew. Excellenz die deutsche Philologie bei einer deutschen Universität keineswegs für entbehrlich halten und mir die Mittel gewähren wollen, diesem Berufe ganz und mit Erfolg leben zu können.

Mein sehnlichster Wunsch ist demnach, daß Ew. Excellenz, in Berücksichtigung meiner 13jährigen mühevollen und zeitraubenden Geschäftsführung bei der Kön. und Universitäts-Bibliothek, mich dieses Amtes entbinden und mir den dort bezogenen Gehalt aus anderen Fonds hochgeneigtst anweisen wollen, ein Wunsch, der Anderen bei viel kürzerer Amtsführung, als den ehemaligen Bi-

bliotheksbeamten v. d. Hagen, Middeldorpf, Büsching und Förster gewährt wurde.

Ew. Excellenz hoffe ich nächstens durch Übersendung der Horae belg., P. III. et IV., der Altdeutschen Blätter Heft 3, und des schon zum 6. Bogen gedruckten Leitfadens: Die deutsche Philologie im Grundrisse, zu überzeugen, daß ich nur für die Universität und Wissenschaft ersprießlich zu wirken im Stande bin, wenn ich nicht mehr gezwungen sein werde, einen großen Theil meiner Zeit auf Arbeiten zu verwenden, die meinem Fache fern stehen, sehr zerstreuend und meist von gewöhnlichen Handlangerdiensten nicht verschieden sind, wobei sich weder etwas lernen noch Ehrenwerthes gewinnen läßt.

Der Minister antwortete schon den 11. März:

Ew. Wohlgeboren danke ich hierdurch verbindlichst für die gefällige Mittheilung des von Ihnen verfaßten Buchs der Liebe, von welchem ich mit Vergnügen nähere Kenntniß genommen habe. Ihres Wunsches, daß Sie von Ihrem Amte bei der dortigen Universitäts-Bibliothek entbunden und Ihnen die Besoldung, die Sie als Custos der Bibliothek beziehen, aus anderweitigen Fonds gewährt werden mögte, werde ich eingedenk bleiben. Für jetzt sehe ich mich aber wegen Mangels an allen geeigneten Fonds außer Stande, diesem Wunsche zu willfahren.

Mit Vergnügen benutze ich zugleich diese Veranlassung, Sie meiner vorzüglichen Hochachtung erneuert zu versichern.

Altenstein.

Es blieb also beim Alten.

Schon lange war ich mit der Idee umgegangen die deutsche Sprachwissenschaft und Litteraturgeschichte als ein Ganzes in einem Grundrisse darzustellen. Nach vielen mühsamen Vorarbeiten war es mir endlich gelungen, das Buch war fertig bis auf die Vorrede. Diese wollte ich nach Rücksprache mit Moriz

Haupt bei ihm in Zittau vollenden. Ich reiste am 2. April nach Görlitz, blieb die Osterwoche dort bei meinem Freunde Leopold Haupt und war dann die nächsten drittehalb Wochen in der Familie Haupt in Zittau.

Der alte Haupt war ziemlich wieder hergestellt, er nahm Theil an unseren Arbeiten und unseren Gesprächen und wußte mitunter sehr interessant zu erzählen, namentlich von seinen Erlebnissen im Jahre 1813, doch schien es mir immer, als ob die Erinnerung an seine frühere umfangreiche Thätigkeit ihn schmerzlich berührte. Er war vom J. 1810 bis 1832 Bürgermeister*) gewesen und mußte diese Stelle in Folge der Umgestaltung des sächsischen Städtewesens aufgeben. Als ihm später das Syndicat der Stadt angetragen wurde, nahm er dies untergeordnete Amt nicht an und büßte somit zugleich eine Pension ein. Seine äußeren Verhältnisse waren nun freilich der Art, daß er auf Amt und Pension verzichten konnte, der Verlust aller Wirksamkeit und alles Einflusses traf ihn viel schwerer: er sah in der Nichtwiederwahl eine große Kränkung und Mißhandlung und konnte sich von dieser Ansicht nicht losmachen, die denn endlich in ein Seelenleiden ausartete. Zu seiner Zerstreuung und Genesung begab er sich 1834 mit Gattin und Sohn auf einige Zeit hinweg von dem Schauplatze trauriger Erinnerungen in das lebenslustige Wien. Da war ich denn oft mit ihnen beisammen: wir spazierten in den reizenden Umgebungen Wiens, besuchten Abends den Sperl, wo Strauß seine Triumphe feierte, oder wählten uns andere Vergnügungs-

*) Über seine großen Verdienste um die Stadt und seine schriftstellerischen Arbeiten spricht sich Pescheck aus im Neuen Nekrolog der Deutschen 1843. S. 339—342. Ernst Friedrich Haupt war geb. 31. Mai 1774 und starb den 1. Mai 1843.

örter, die eben damals viel besucht wurden. Die liebevolle Theilnahme des Sohnes für seinen leidenden Vater rührte mich tief, ich bot meinerseits Alles auf, den Alten zu erheitern und gesprächig zu machen. Oftmals gelang es mir auch: ich wußte immer neue Scherze und Schwänke und zerstreute und erheiterte die ganze Familie. Es war natürlich, daß mich bald alle drei recht gern hatten, und beim Abschiede mußte ich versprechen, sie recht bald in Zittau zu besuchen. Dies geschah denn auch schon im Winter desselben Jahres. Bei Kälte und hohem Schnee kehrte ich auf meiner Rückreise von Leipzig bei Haupt vor. Ich ward überaus freundlich aufgenommen, es gefiel mir dermaßen, daß ich mehrere Tage verweilte. Dies Jahr wiederholte ich nun in den Osterferien meinen Besuch.

Ich wohnte mit dem jungen Haupt in einem Flügel des großen elterlichen Hauses, jeder am äußersten Ende, durch viele Zimmer von einander getrennt. Das Wetter war sehr unfreundlich und wir verspürten gar kein Verlangen ins Freie zu gehen. Da wir nur wenige Stunden des Tages mit den Eltern verkehrten, so waren wir die übrige Zeit ganz auf uns beschränkt. Jeder hatte zu arbeiten, das Verlangen uns wechselseitig auszusprechen war sehr groß und so machten wir uns denn den Tag über mehrmals Besuche, die oft Stunden lang währten. Gewöhnlich saßen wir Abends nach Tische in meinem Zimmer und unterhielten uns über Welt und Litteratur und alles Mögliche. Meine Vorrede zur deutschen Philologie, an welcher Haupt großen Antheil nahm, führte uns oft auf deutsche Litteraturgeschichte und Sprachwissenschaft. Eines Abends saßen wir wieder wie gewöhnlich beisammen und scherzten über manche neuere Erscheinung auf dem Gebiete der altdeutschen Litteratur. Ich meinte, am besten ließe sich reimweis darüber ein Urtheil

aussprechen. Schön, und im Nu reimten wir Guckkastenbilderreime. Dann kamen wir auf unsere neuesten Dichter und ihre Manieren. Wir versuchten nun diese nachzuahmen, und sogleich waren auch einige fertig. Wir hätten gewiß noch an anderen Abenden diese Belustigungen fortgesetzt, wenn nicht immer ein Neues, uns wichtiger Scheinendes, das Alte verdrängt hätte. Hier jedoch einige Proben, die ich mir zur Erinnerung an diese ergötzlichen Zittauer Abende aufbewahrt habe.

Altdeutsche Kuckkastenbilder.

Anjetzo präsentieret sich
Graff's Sprachschatz craß und fürchterlich.
Schatz hat er ihn deshalb genannt,
Weil er drin seine Rechnung fand.

Viel Sanskrit macht das Buch uns kund,
Zehn Lettern gehen auf ein Pfund.
Daß man sich findet recht zu Haus,
Heckt er 500 Zeichen aus.

Den Otfried hat er ausgeschickt,
Daß er ihm seinen Beutel spickt.
Daß man ihn trefflich mag verstehn,
In jedem Vers zwei Puncta stehn.

Herr von der Hagen hat gewacht
Eintausend schon und Eine Nacht.
Wann heißet es: Victoria!
Die Minnesinger sind nun da?

Dem Mone ward's, das Gott erbarm!
Im heilgen Grale gar zu warm;
Er läuft heraus und stürzt sich gleich
In einen alten Antenteich.

Doch kühlt es seine Hitze nicht,
Denn zum Anzeiger ruft die Pflicht.
Ihn ängstet sehr der Zwentibolk,
Und noch viel mehr das Wilzenvolk.

Der Maßmann aus Italia
Bringt heim erlesne Gothica;
Als theologscher Candidat
Er sie herausgegeben hat.

Von Kaiserchronik spricht er viel,
Und schreibet einen saubern Stil;
Damit nichts aus einander fällt,
Er alles hübsch in Klammern stellt.

Das Turnen steckt ihm noch im Kopf,
Drum faßt er keck den Tod beim Schopf,
Und hopst im Todtentanz herum —
Die Kosten zahlt das Publicum.

Herr Zeüne ist ein Geolog,
Drum er auch in die Lüfte flog.
Gar vieles fuhr ihm durch den Kopf,
Doch fand er keinen Kammertopf.

Und als er wieder niederstieg,
Da zog er in den Wartburgkrieg;
Trieb guthische Philologie
Und schrieb th mit einem ψ.

Herr Oechsle schmücket sich allhier
Mit blassem Druck auf Löschpapier;
Er fährt zu einer Hochzeit aus
Und führt nie eine Braut nach Haus.

Herr Erlach stößt in's Wunderhorn
Und alls was er bläst, das ist verlorn.
Und wenn es auch vier Bände sind,
's Ist alles Wind, nur eitel Wind.

Es kommt nun auch zu diesem Tanz
Der philosophsche Rosenkranz.
Doch weil er gar zu dunkel spricht,
So nützt er nichts und schadet nicht.

Hier zieht ein Schaf in Wolfsgewand
Improvisierend durch das Land.

Auf's Futter ist es sehr erpicht,
Graſ't in altdeutschen Wäldern nicht.

Von Eppishusen ist genannt
Der Meister Sepp gar weit bekannt.
Schenkt er uns seinen Liedersaal,
So sei es gut für dieses Mal.

Der Renner rennet durch das Land,
Sie haben ihm den Rock verbrannt.
Ach, macht geschwind, sonst kommt er um,
Und hängt ihm einen neuen um.

Es zeigt sich nun zum Überfluß
Noch mancher neue Musicus;
Im Basse jeder musiciert,
Und alles klingt doch wie castriert.

Zuletzt kommt noch aus seinem Berg
Herr Laurin, ein viel kleiner Zwerg.
Ein andrer wartet schon auf ihn
Und ruft: willkommen, Luarin!

Jetzt heißt es, Jungens, gute Nacht!
Der Kasten wird nun zugemacht.
Doch setzt ihr einen Dreier dran,
So fang' ich gleich von vornen an.

Poetische Manieren.

1.

Es steht der dürre Schlehenstrauch
Und ziehet an ein weiß Gewand,
Es färbt sich grün das ganze Land,
Und nächstens blühn die Rosen auch.

Der Kibitz kreiset um sein Nest —
O Bild der Liebe sanft und rein —
Und Erd' und Himmel lächeln drein,
In solch ein schönes Frühlingsfest.

2.

Bachstelzen baden ihr Gefieder
Im klaren grünumbuschten Quell —
Born der Natur so reich und hell,
Du giebst mir ewig neue Lieder.

3.

Die Frösche schrei'n im Sumpf gemeinsam,
Ich wandl' in Waldesschatten einsam.
O schreit, ihr Frösche, nur im Ried,
Nicht stören soll euch ja mein Lied.

4.

Die Gänseblümchen wie bescheiden
Sie stehen auf dem grünen Plan!
Ich möchte fast ihr Glück beneiden
Und muß mich ihnen freundlich nahn.

Sie blühn in grüner Waldesmitte,
Ein stummberedter Frühlingsgruß —
Stör' ich sie wohl durch meine Tritte? —
Ich lenke rückwärts meinen Fuß.

5.

Wie bin ich durstig schon seit Stunden,
Kaum kühlet mich des Waldes Schatten.
Da hab' ich einen Strauch gefunden
Mit Beeren, die sich friedlich gatten.
Doch wag' ich nicht sie abzupflücken,
Weil sie so schön, o Strauch, dich schmücken.

6.

Ich komm' an diesem Nachmittag
In einen grünen Buchenhag,
Doch ist den scharfen Beilesschlägen
Schon manche Buche rings erlegen.
Mir will es fast wie Mord erscheinen,
Ich muß ob eurem Tode weinen.

7.

Die Fliege spielt im Sonnenschimmer
Und schwebet hin und her beweglich!
Wie wäre doch daheim im Zimmer
Ihr Summen mir so unerträglich.
Doch ist es hier in grüner Flur
Ein Klang aus deinem Lied, Natur.

Karl Mayer.

1.

Das war die alte Großmutter,
Die in dem Lehnstuhl saß,
Sie schwatzt mit bleicher Lippe
Und weiß doch selber nicht was.

Der Kater sitzet daneben
Und brummt und knurrt seinen Baß,
Er brummet und er knurret
Und weiß doch selber nicht was.

Da draußen heulet der Hofhund
Empor zum Monde so blaß,
Er heult und winselt erbärmlich
Und weiß doch selber nicht was.

Und neben der alten Großmutter,
Das tiefe Auge so naß,
Da flüstert ein krankes Mägdlein
Und weiß doch selber nicht was.

Sie flüstert keine Gebete,
Weiß nicht von Lieb' und Haß;
Es wird ihr so eigen im Herzen
Und weiß doch selber nicht was.

Und draußen steh' ich und spähe
Und sehe durch's Fensterglas,
Ich möchte segnen und fluchen —
Und weiß doch selber nicht was.

2.

Es hat schon neune geschlagen,
Es wirbelt der Zapfenstreich;

Ich liege träumend und schläfrig
Im weißen Arme so weich.

Mein Liebchen, was horchst du so seltsam
Auf den wirbelnden Zapfenstreich?
Was wirst du auf meine Frage
Auf einmal so ernst und so bleich?

Gedenkst du des schlanken Leutnants
In knapper Uniform,
Der täglich auf der Parade
Sich zieret und brüstet enorm?

Er liegt in seiner Kaserne,
Gebannt vom Zapfenstreich,
Ich lach' und liege behaglich
In deinen Armen so weich.

3.

Es ist so düster und öde,
Der Wind zieht über die Flur,
Im Schilderhaus auf dem Walle
Steh' ich in dünner Montur.

Ich denk' an die schönen Zeiten,
Wo ich im Collegium schlief,
Und niemals eine Patrouille
Aus meinen Träumen mich rief.

Es schwatzte der dürre Professor
Von christlicher Moral;
Mir träumte viel gescheidter
Von seinem Ehegemahl.

4.

Ich sitze im Parterre
Und seh die Tragödie mir an:
Es spielt Acteur und Actrice,
Wie man es nur wünschen kann.

In schönen und häßlichen Augen
Schon manche Thräne blinkt,

Da nun mit mächtigem Schwunge
Rauschend der Vorhang sinkt.

Mein Nachbar weinet und flüstert:
„Das war ein schöner Zug!“
Ich merk' es, mich quälet seit Jahren
Der Rheumatismus genug.

Heinrich Heine.

Am 5. Mai starb der erste Custos unserer Bibliothek, Dr. Johann Christoph Friedrich.*) Obschon er nebst seinen Kindern in dem Bücherdiebstahlsprozesse gegen seine Frau durch richterliche Entscheidung für schuldlos erklärt war, so war er doch suspendiert geblieben, zwar mit vollem Gehalte.

Obschon mir jetzt das erste Custodiat von Rechtswegen zufallen mußte, so hielt ich es doch für nothwendig, die 600 ℔ Gehalt, welche der Dr. Friedrich bezogen hatte zu beanspruchen und wendete mich deshalb an den Minister. Bald darauf sendete ich ihm die vier bereits angekündigten Bücher und dem vielvermögenden GR. Dr. Schulze die ihm gewidmete deutsche Philologie.**)

Da keine Antwort erfolgte, so wiederholte ich am 15. Juni dem Minister den Wunsch: ‘endlich des Custodiats entbunden und als Professor so gestellt zu sein, daß ich diesem Amte ungetheilt Zeit und Kräfte widmen darf und als Lehrer und Schriftsteller ersprießlicher zu wirken vermag.’

Am 28. Juni dankte GR. Schulze:

---

*) Neuer Nekrolog der Deutschen 1836. S. 330—336. Vom geh. Commerzienrath Oelsner.

**) Die deutsche Philologie im Grundriss. Ein Leitfaden zu Vorlesungen von Dr. Heinrich Hoffmann. Breslau, Aderholz 1836. 8⁰. XXXXII. 239 SS.

'Ew. Wohlgeboren danke ich aufs herzlichste für die gütige Mittheilung und persönliche Zueignung des von Ihnen verfaßten Leitfadens zu Vorlesungen über die deutsche Philologie, durch welchen Sie Sich um die Wissenschaft, wie um alle, die sich aus Berufung und Neigung mit der deutschen Philologie beschäftigen wollen, ein bleibendes Verdienst erworben haben. Ihre Arbeit war um so mühsamer und schwieriger, als Sie bei Entwerfung Ihres bibliographischen Umrisses keinen Vorgänger hatten, dem Sie folgen konnten. Mit einem besondern Interesse habe ich Ihre gehaltreiche Vorrede gelesen, aus welcher ich viel gelernt habe.'

Am Schlusse heißt es:

'Vielleicht ist es mir vergönnt, Sie auf Ihrer Reise hier persönlich zu begrüßen und Ihnen mündlich zu sagen, wie aufrichtig ich Sie und Ihr ernstes Streben schätze und wie sehr ich bin

Ihr
ganz ergebener Freund
Dr. J. Schulze.'

Den 14. Juli dankte der Minister für meine übersandten Schriften, bedauerte jedoch, meinem Wunsche in Hinsicht der Entbindung von meinem Amte als Custos nicht entsprechen zu können, 'da gar keine Fonds vorhanden sind, Sie für die mit dieser Stelle verbundenen Einkünfte anderweitig zu entschädigen.'

Ich war unterdessen eingekommen um Urlaub zu einer wissenschaftlichen Reise auf drei Monate (August Sept. Oct.). Die Städte, worin ich länger zu verweilen gedachte, hatte ich angegeben: Kopenhagen, Amsterdam, Leiden, Haag, Antwerpen, Brüssel und Paris. Die Urlaubsbewilligung verzögerte sich. Da ich doch über Berlin gehen mußte, so ersuchte ich den

Curator der Universität mir dieselbe nachzuschicken.*) Ich reiste den 26. Juli ab.

Die nächsten acht Tage verweilte ich in Berlin. Ich wohnte wie immer bei meinem Bruder und verkehrte viel mit seinen und meinen Freunden. Ich verschaffte mir einen Ministerialpaß und die Visa des niederländischen und des belgischen Gesandten. Abends den 3. August am Geburtstage des Königs reiste ich mit der Schnellpost nach Stettin. Den folgenden Mittag um 12 Uhr fuhr ich mit dem Dampfschiff Dronning Maria, Capitän Lous, nach Kopenhagen.

Es war meine erste Seefahrt. Das Wetter war schön, die See ruhig. Nachdem wir eine Zeitlang in See waren, wurde auf dem Verdecke die Tafel angerichtet. Wir ließen uns nieder und es schien allen gut zu schmecken. Nach Tische sah ich mir die Gesellschaft näher an und sprach mit einem und dem andern. Ein ältlicher Herr, der wie es schien mit seiner gleichalterigen jungen Frau eine Hochzeitsreise machte, fragte mich auf offener See: 'Um Vergebung, Sie reisen wol auch nach Kopenhagen?' — Ganz ernst erwiederte ich: 'Zu dienen', und alle Umstehenden brachen in lautes Gelächter aus. Sehr angenehm war mir die Bekanntschaft mit zwei Schwedinnen: Charlotte Quiding, geb. Bremer und Agathe Bremer, Schwestern der Schriftstellerin Friederike Bremer. Sie erzählten mir viel von ihrer Heimat und dem dortigen Leben und Treiben. Wir fuhren nun immer an der Küste entlang und erreichten um 6 Uhr Swinemünde. Unterdessen machte ich noch eine mir sehr liebe Bekanntschaft: Arend Friedrich August Wiegmann,

*) Sie war den 19. Juli in Berlin bereits ertheilt und wurde erst den 19. August durch Heinke expediert.

ein geborener Braunschweiger, Professor der Zoologie an der Universität zu Berlin. Er reiste im Auftrage der Regierung, um die zoologischen Sammlungen in Berlin durch neue Erwerbungen zu ergänzen und zu erweitern. Ich fand in ihm einen gemüthlichen, kenntnißreichen Reisegefährten, der auch für andere Dinge Sinn hatte, die seiner Lieblingswissenschaft fern lagen. Die See wurde unruhig, das Schiff schwankte, die Reisenden zogen sich in die Kajüten zurück. Ich begab mich zu Bette und schlief sechs Stunden ganz ruhig. Wiegmann war schon um 3 erwacht.

Um 6 Uhr Morgens am 5. August hielten wir vor Bornholm und nahmen die dortigen Gäste an Bord. Der Sturm wurde immer ärger, die See ging hoch. Die hinzugekommenen Fremden, lauter Dänen, wurden alle seekrank, von den Deutschen, die schon an Bord gewesen waren, niemand. Nach einigen Stunden verspürte ich großen Hunger und ließ mir ein Beefsteak geben. Es war ein Meisterstück damit fertig zu werden unter den vielen Seekranken, die in allen Ecken sich erleichterten. Ich hielt mich tapfer, mein Frühstück war verspeist. Gegen 5 Uhr Nachmittags liefen wir in den Sund ein. Die Flagge wurde aufgehißt. Nach 8 Uhr erst waren wir auf der Rhede vor Kopenhagen und wurden in Böten ausgeschifft. Der Platz vor der Zollbude war durch Soldaten abgesperrt, an der Seite rechts und links hielten erwartungsvoll die großen Gasthofbesitzer in ihren Wagen und eine große Schaar Gepäckträger drohte uns mit ihren Diensten zu beglücken. Wir wurden wie Gefangene in die Zollbude geführt. Nachdem unser Gepäck gehörig durchsucht war, sollten wir unsere Pässe, die uns bereits auf dem Schiffe abgenommen waren, wieder in Empfang nehmen. Der Polizeimeister hatte

einen ganzen Haufen Pässe vor sich. Er rief die Namen auf. Das Geschäft ging sehr langsam, da er oft nicht lesen konnte. Ich hörte vier=, fünfmal den Namen Hoffmann. Ich meldete mich — immer war es ein anderer. Nachdem wir schon sehr lange gewartet und uns nach Ruhe und Erquickung gesehnt, bat ich den Herrn Beamten, doch endlich die Sache zu erledigen, wir reisten ja nicht unserer Pässe wegen; wenn er sie jetzt nicht auffinden könne, möchte er sie uns in den Gasthof senden. Da dauerte es denn nicht lange und wir waren im Besitze unserer Pässe. Jetzt begann der Abmarsch. Die Gepäckträger umdrängten uns und machten die unverschämtesten Forderungen. Endlich einigten wir uns, und da ergab sich, daß Wiegmann's Mantel nebst den Schlüsseln fehlte. Wir eilten zurück und fanden noch zu rechter Zeit das Fehlende. Die Schildwache erklärte bereits, wir sollten machen daß wir fortkämen, das Thor würde geschlossen. Jetzt zogen wir mit Sack und Pack ins Hôtel royal. Leider zog uns die ganze Gesellschaft unserer Landsleute nach. Wir traten ein, die Verwirrung war groß, es dauerte lange bis uns Zimmer angewiesen waren. Als wir uns in dem großen Speisesaale einfanden, war kein ordentliches Essen zu erlangen, wir mußten mit allerlei Resten vorlieb nehmen.

Mit Wiegmann kam ich überein, wir wollten die Personen, denen wir empfohlen waren, gemeinschaftlich besuchen, weiter sollte keiner sich an den anderen binden, jeder für sich seine wissenschaftlichen Zwecke verfolgen.

Samstagmorgen den 6. August besuchte ich die Bibliothek. Ich wurde recht freundlich empfangen, aber ich merkte bald, daß man durchaus nicht geneigt war, mir eine Benutzung der Bibliothek zu gewähren, wie ich sie für meinen Zweck wünschen

mußte. Ich sah viele seltene alte Drucke, zeichnete Manches auf und bat, mir Einiges auf einen Tag zu leihen. Das wurde mir abgeschlagen. Zu den Handschriften gelangte ich noch nicht.

Am Nachmittage besuchten wir den Kaufmann Gottschalk und den Professor Eschricht. Um mir eine bessere Benutzung der Bibliothek zu erzielen, besuchte ich den Prof. Molbech. Der etwas zurückhaltende ernste Mann wurde sehr freundlich als er erfuhr, daß ich mich auch etwas mit dänischer Sprache und Litteratur beschäftigt hätte und daß ich die dänischen Volkslieder mit ihren zum Theil lieblichen Weisen mir oft vorsingen ließe. Als ich aber nun mit seiner Frau versuchte dänisch zu sprechen, da schien es, als ob ich sein Herz gewonnen hätte. Ob er bei alledem in Betreff meiner Bibliothekswünsche ein gutes Wort für mich eingelegt hatte oder am Ende nichts in dieser Angelegenheit vermochte, weiß ich nicht. Der Oberbibliothecar Werlauff, dem ich auch meine Aufwartung machte, war sehr kalt gegen mich und ging auf meine Bitten nicht weiter ein. Ich war noch öfter auf der Bibliothek, bekam aber nicht was ich wünschte zu sehen.

Am Abend waren wir zum Thee bei Eschricht. Es fehlte nicht an Stoff zur Unterhaltung, wir waren alle recht heiter. Sehr ergötzlich war für uns die Beigabe zum Thee: geräucherte Rennthierzungen, Rennthierkäse (gammel Ost) und norwegische Anschovis. Daniel Frederik Eschricht ist ein ausgezeichneter Physiologe, er hatte eben damals mit Johannes Müller ein Werk herausgegeben über die Wundernetze an der Leber des Thunfisches.

Den Sonntag darauf, 7. August, waren wir bei Herrn Gottschalk. Am Nachmittag besuchten wir den Friedrichsberg

und sahen uns das Volksgetümmel an. Wunderbar schön ist die Aussicht von dort nach Kopenhagen und unvergeßlich mir der Anblick der weiten heiteren Landschaft mit der großen Stadt, wohinter die See hervorblickt und einzelne Schiffe vorüber segelten.

Am Dinstag machten wir einen hübschen Ausflug in die Umgebung Kopenhagens, wozu uns Dr. Haugstedt in seinem Wagen eingeladen hatte. Wir fuhren nach Bagsvärd, frühstückten auf grünem Rasen unter den hohen schattigen Bäumen am See, und gingen zu Fuß bis Friedrichsthal, wo uns der Wagen wieder aufnahm. Solch ein schönes frisches dunkles Grün der Bäume hatten wir noch nie gesehen, jedes Blatt rein und unbenagt. Wir konnten uns nicht satt freuen an den herrlichen Bäumen, den ganzen Thiergarten hindurch bis Klampenborg. In Bellevue hatte Dr. Haugstedt ein Frühstück bestellt. Wir nahmen erst ein erfrischendes Seebad und verspeisten dann mit erhöhtem Appetit einen frischen Hummer. Erst gegen Abend kehrten wir heim von unserer ergötzlichen Fahrt freude- und dankerfüllt gegen den liebenswürdigen Doctor, dem wir nun auch noch versprechen mußten, den andern Tag zu Mittag mit ihm in seiner Familie zu speisen.

Der Verkehr mit den Dänen war damals ein überaus harmloser, so daß wir nicht ahnden konnten, daß er jemals ein feindseliger werden könnte. Ihre Ruhmredigkeit konnten wir uns schon gefallen lassen, wußten wir doch, daß deutsche Cultur, deutsche Kunst und deutsches Wissen in ganz Dänemark bekannt und geachtet genug waren und sich ihnen kein gebildeter Däne verschließen konnte und mochte. Wenn mitunter die Herren doch ein bischen zu stark renommiert hatten, als ob sie die einzigen in der Welt wären, die in allen Dingen das Beste,

Größte und Schönste hätten, dann pflegte ich wol mich sehr stark hinterdrein gegen Wiegmann auszusprechen: ‘Nicht wahr, das sind doch die echten deutschen Gascogner?’

Den Mittwoch-Abend hatten wir unsern Geschäftsträger, Freiherrn von Schleinitz zum Thee eingeladen. Wir unterhielten uns über dänische Zustände, dänische Sitten und Gebräuche. Ich wunderte mich über die Belästigungen der Fremden. Man posaune in alle Welt aus, welch eine bequeme angenehme genußreiche Fahrt die mit dem Dampfschiffe nach Kopenhagen sei, und suche nachdem man eben gelandet einem die vielgepriesene herrliche Dänenhauptstadt durch Mauth- und Paßplackereien zu verleiden. Der Geschäftsträger bemerkte, es käme häufig vor, daß man die Fremden zwingen wolle, neben dem Paß ihres Vaterlandes noch einen dänischen zu nehmen. ‘Sollte Ihnen das, fuhr er fort, etwa auch begegnen, so dürfen Sie auf mich rechnen, ich werde dafür sorgen, daß Ihnen Ihr preußischer Paß genügt.’

Molbech besuchte mich noch den Tag vor meiner Abreise. Er verehrte mir ein von ihm herausgegebenes Werk, wovon nur 200 Exemplare gedruckt wurden:

Den ældste danske Bibel-Oversættelse eller det gamle Testamentes otte første Bøger. Kiøbenhavn 1828. 8°.

Obschon er erster Bibliothekſecretär war, so hatte auch er doch in Betreff der Bibliothek meine Wünsche nicht erfüllen können. Freundlich wie er war auch ich, dankte für sein hübsches Geschenk und wir nahmen Abschied von einander.

Auch Rafn besuchte mich, der Unterbibliothecar, der sich um isländische Sprache und Litteratur schon damals große Verdienste erworben hatte. Der Mann steht noch heute vor mir wie ein aus dem Grabe gestiegener alter Isländer: groß von

Gestalt, mit fast grauer Gesichtsfarbe, grasgrünen gläsernen Augen, fast leblos stand er vor mir und überreichte mir mit eintönigen Worten das Diplom der Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab zu Kopenhagen. Ich freute mich dieser überraschenden Ehre und dankte dem Stifter der Gesellschaft tausendmal. Rafn ging, und ich las die Statuten durch. Da ersah ich denn, daß man als Mitglied jährlich so und so viel zahlen müßte und darauf konnte ich mich natürlich nicht einlassen. So war ich am Ende doch kein Mitglied und begnügte mich mit der billigen Freude.

Den 12. August wollte ich mit dem Dampfschiffe Frederik den siette abreisen. Ich schickte den Hausknecht, mir ein Billet zu holen. Er kam ohne Billet wieder; der Capitän ließ mir sagen, ich müsse einen dänischen Paß haben. Ich schickte sofort den Hausknecht wieder hin mit meinem preußischen Passe, den möchte sich der Herr Capitän ansehen, und wenn er mir auf das Visum des preußischen Gesandten kein Billet ertheilen wolle, so würde ich ihn schon zwingen. Das half.

Um 8 Uhr Abends fuhr das Dampfschiff ab. Den anderen Morgen um 6 liefen wir in den Kieler Hafen ein. So müde ich war, so hatte ich doch im Gasthof keine Ruhe. Zunächst besuchte ich die Bibliothek, dann Herrn Boie, Sohn des J. H. Vossischen Schwagers. Nachdem ich mich an seinen Sammlungen von Vögeln, Käfern und Schlangen*) ergötzt hatte, ging ich mit ihm in die Harmonie und speiste später in seiner Familie zu Mittag. Am Nachmittag fuhren wir mit Ratjen im Nachen nach Düsternbrook. Zum Ruderschlage las

*) Wahrscheinlich der Nachlaß seines Bruders Heinrich, der für das zoologische Museum eine Reise nach Java machte und 1827 starb.

ich ihnen das Buch der Liebe vor. Den Abend und den ganzen folgenden Tag verlebte ich mit Ratjen, der sich wahrhaft collegialisch meiner annahm. Mittags war bei ihm große Gesellschaft. Ich lernte mehrere Kieler Professoren kennen: Hegewisch, Ritter, Olshausen, Behn. Wir waren sehr vergnügt. Überhaupt schien das hier bei der Universität ein frisches, heitergeselliges Leben zu sein, man lebte und ließ leben. Was ich anderswo nicht gewagt hätte, wagte ich hier: ich las den Herren Collegen meinen Reisebericht von 1834 vor und mehrere Breslauer Trinksprüche. Am Nachmittag spazierten wir nach Düsternbrook, und ich erfreute mich dieser lieblichen Landschaft am westlichen Ufer des Kieler Hafens.

Den 15. August reiste ich weiter. Herr Völckers in Lehmkuhlen, dessen Bekanntschaft ich auf dem Dampfschiffe gemacht, hatte mich zu sich eingeladen; ich äußerte nämlich den Wunsch, ich möchte wol einmal die holsteinsche Milchwirthschaft näher kennen lernen. Er sendete mir nach Kiel einen Wagen mit vier munteren norwegischen Pferden und ich legte den dreimeilenweiten Weg in sehr kurzer Zeit zurück. Völckers, bekannt als tüchtiger Landwirth und Pferdezüchter, führte mich nun überall umher, ich sah seine Vollblutpferde und stattlichen Kühe, seine wohleingerichteten, reinlichen, saalartigen Räume für Butter- und Käsebereitung, seine Ackergeräthe u. dgl. Die übrige Zeit suchte ich durch Spazierengehen auszufüllen. Im Park sah ich eine Hütte auf einem Rasenplatze. Ich fragte ein Mädchen: 'Was soll denn die Hütte da?' — 'O! da schläft der Wächter drin, wenn er die Leinwand bewacht.'

Am Abend fanden sich noch zwei Gäste ein, die Kaufleute Ehlers und Edwards von Hamburg. So ernst, gemessen und streng auf Hamburger Anstand haltend diese Herren in ihrer

Republik sind, daß sie nicht einmal auf dem Wege zur Börse eine Cigarre zu rauchen wagen, so frei und heiter können sie auf Reisen und in der Fremde sein. Wir waren den Abend außerordentlich lustig, jeder wußte hübsche Geschichten zu erzählen. Den anderen Tag hatte ich an beiden sehr vergnügte Reisegefährten. Herr Völckers ließ uns mit seinen norwegischen Falben bis Plön fahren.

Der Gastwirth Hagelberg freute sich sehr mich kennen zu lernen. Er erinnerte sich dankbar meiner Mutter, die ihm bei einer Feuersbrunst sein ganzes baares Geld gerettet hatte. Den Plöner See kannte ich bisher nur aus Abbildungen. Er ist der größte Holsteins und gewährt von verschiedenen Seiten einen lohnenden Anblick.

Den 16. August traf ich in Lübeck ein. Die Stadt erinnert an die schönsten Zeiten des Mittelalters. Die stattlichen Kirchen, die hohen steinernen Häuser, meistens mit Spiegelscheiben, die reinlichen Straßen, die wohlgekleideten Leute machen einen wohlthätigen Eindruck. Den folgenden Tag machte ich mehrere Besuche. Der Oberappellationsgerichts-Rath Blume, dessen ich mich von Göttingen her gern erinnerte, war alt und kalt geworden. Es that mir wohl, daß ich in Dr. Deecke und Prof. Classen zwei frische heitere Männer fand, denen ich viele frohe Stunden in Lübeck verdanke. Deecke zeigte mir die Schätze der Stadtbibliothek, die Lübecker Drucke, die er selbst beschrieben hatte, und versprach mir eine getreue Abschrift von Lantsloot ende die scone Sandrijn, die ich auch später erhielt. Den Abend verbrachte ich bei ihm. Seine liebenswürdige Frau, eine Braunschweigerin, nahm lebendigen Antheil an unserer Unterhaltung, unseren Witzen und Scherzen. Wir erzählten uns viele Braunschweiger Geschichten. Ich las das

Buch der Liebe vor, dazu tranken wir Liebfrauenmilch, und erst um Mitternacht begleitete mich Deecke heim zum Gasthof.

Den folgenden Tag war ich bei ihm zum Mittagsessen, und obschon wir recht heiter gewesen waren, so sollte doch noch eine eben so angenehme Fortsetzung folgen: Deecke führte mich in den Rathskeller, wo wir denn ganz gemüthlich den Schluß des Tages verbrachten.

Sehr befriedigt setzte ich den 19. August meine Reise fort. Der Weg und mein Reisegefährte gewährten wenig Unterhaltung. Ich blieb die Nacht in Schöneberg und erreichte erst den folgenden Mittag Hamburg.

Die Stadt machte einen großartigen Eindruck auf mich: es war etwas Anderes, Neues was sich meinen Blicken darbot. Dies rege Getümmel, und doch dieser Ernst, diese Ruhe in allen Gesichtern, die einem begegnen oder an einem vorübergehen. Alles Geschäft, die Leute nehmen sich keine Zeit zum Sprechen, haben keine übrig zum Lachen.

Am Nachmittag machte ich mehrere Besuche, so auch bei Senator Merck. Ich überreichte ihm mein Creditiv. Der Herr Senator war sehr freundlich und lud mich auf den nächsten Tag zu Tische ein.

Es war ein feuchter, kalter Sonntag. Ich wußte nicht, wie ich die Zeit bis zum Mittagsessen verbringen sollte, denn dies begann erst sehr spät des Nachmittags. Ich besuchte also vorher noch meinen früheren Lehrer, den Pastor Dr. Wolff. Er war sehr freudig überrascht und entschuldigte sich auf die liebenswürdigste Weise, daß er mir auf die Zueignung meines Buches (Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck) nicht geantwortet habe und dankte tausendmal nachträglich. Der einst so zierlich schlanke Mann mit seinem hübschen geistreichen

Gesichte und dem braunen Lockenhaar, war ein starker Mann geworden mit rothem Gesichte, worin keine Spur des früheren Zaubers übrig geblieben war, kaum zum Wiedererkennen. Ich fühlte mich beklommen, ich ward wehmüthig gestimmt, das freundliche Bild eines meiner liebsten Lehrer schien zum Zerrbilde geworden zu sein. Ich nahm Abschied, setzte mich in eine Droschke und fuhr nach dem Merckschen Landsitze hinaus.

Ich stieg an der Gartenpforte aus und wurde von einem Bedienten in das Empfangszimmer geführt. Ich traf dort schon einige Gäste. Nach einiger Zeit erschien der Herr Senator. Da ich ein großer Blumenfreund bin und Gewächshäuser bemerkt hatte, so brachte ich das Gespräch auf Blumen. 'Ich habe erst neulich eine neue Blume bekommen, die blüht wie ein Schmetterling.' — Könnt' ich die wol mal sehen? — 'Mit größtem Vergnügen, erwiederte der Herr Senator. Sie steht in einem kleineren Gemache, wozu ich selbst nur den Schlüssel habe.' Wir spazierten hin. Eine merkwürdige Blume, ein zur Blume gewordener Schmetterling. Ich war erstaunt und erfreut.

Unterdessen war angerichtet worden. Die Seitenthür öffnete sich, wir wurden der Frau Senatorin und ihren Töchtern vorgestellt. Unbekannt mit den Hamburger Sitten und Gebräuchen wußte ich nicht was ich thun sollte. Erst als die übrigen eine Dame zu Tische geführt hatten, bot ich der letzten meinen Arm, es war ein Backfisch, weder hübsch noch interessant. Da die Tischgesellschaft ziemlich groß war, so war eine allgemeine Unterhaltung nicht möglich, schien auch nicht beliebt zu sein. Das Essen war gut, reichlich, mannigfaltig, so auch der Wein. Ich hatte zuletzt wol sieben Weingläser vor mir stehen, trank aber nur Rheinwein und Champagner. Bei jedem Gange

wurden zweierlei Gerichte umhergereicht. Ich saß wie ein Stummer neben meinem stummen Fräulein. Von dem was die Anderen sprachen, hörte ich nur wenig und das Wenige war so gewöhnlich, daß ich auch noch nichts verlor, wenn ich dies Wenige nicht gehört hätte. Endlich kam der Nachtisch und bald darauf wurde die Tafel aufgehoben. Die Frauen zogen sich zurück und die Männer spielten Billard. Ich ging im Garten spazieren. Als der Thee bereitet war, fand ich mich dazu ein. Ich saß neben der Frau Senatorin. 'Sie werden wol, begann sie fast verlegen mich zu fragen, ein Buch schreiben?' — 'Das doch nicht, Frau Senatorin! Um ein Buch zu schreiben, darf ich nicht erst reisen, dazu habe ich Stoff genug in mir und in meinem Zimmer.' — Ordentlich als ob ihr ein Stein vom Herzen gefallen wäre, wurde sie nun recht freundlich und gesprächig. Später erst erfuhr ich, woher fremden Gelehrten gegenüber die Familie befangen geworden sei. Beurmann war sehr freundlich bei Merck's aufgenommen und hatte nachher in seinem Buche über Hamburg Merck'sche Familiengeschichten aufgetischt.

Das Wetter war wieder schön geworden. Den folgenden Morgen begab ich mich zeitig zum Buchhändler Herold. Er hatte sich erboten, um und durch Hamburg mein Führer zu sein. Wir begannen sofort unsere Wanderung: wir gingen durch die schönen Anlagen, verweilten oben auf dem Baumhause, freuten uns an der schönen Aussicht und an dem durch Schiffe und Nachen belebten Strome, fuhren durch den Hafen und kehrten über den Stintfang zurück. Diese Wanderungen mit Abwechselung wiederholte ich noch einige Male, Herold war immer mein liebenswürdiger lebendiger Bädeker. Sie endeten dann mit einem Frühstück und buchhändlerischen Gesprächen.

Ich fühlte mich täglich heimischer in Hamburg, so neu und fremdartig mir Alles anfangs war und sein mußte. Besondere Freude gewährte mir, den treuen Gefährten meiner Kindheit, meinen Vetter F. Wiede wiederzufinden. Er lebte schon mehrere Jahre in Hamburg als Kaufmann und es ging ihm und seiner Familie gut. Wir waren oft zusammen und erzählten uns aus der Heimat und Kindheit.

Unterdessen verfolgte ich meine litterarischen Zwecke. Die Stadtbibliothek besuchte ich öfters. Obschon Professor Petersen nach seiner Ansicht glaubte mir sehr gefällig zu sein, so genügte mir doch die Durchsicht der Kataloge und das Vorlegen einiger bekannten Handschriften nicht — ich wollte sie alle selbst an- und durchsehen. Erst später wurde mein Wunsch erfüllt.

Von Privatbibliotheken lernte ich nur eine kennen, die aber für meine Zwecke sehr bedeutend war, die des Dr. Janssen*). Der Mann hatte mit Geschick und Eifer sein Leben lang gesammelt und besaß viele Werke aus der älteren deutschen Litteratur, die sich nirgend sonstwo mehr fanden. Er war außerordentlich gefällig und ließ sich keine Mühe verdrießen, mir das zu zeigen was ich zu sehen wünschte. Das Finden war oft schwierig, jeder benutzbare Raum des kleinen Hauses war bis unter das Dach mit Büchern voll gepackt. Ich machte mir viele Aufzeichnungen, die jetzt erst recht werthvoll sind, denn leider ist dieser bedeutende Bücherschatz bei dem großen Hamburger Brande 1842 ein Raub der Flammen geworden.

---

*) Joh. Anton Rudolf Janssen, geb. zu Hamburg 4. Juni 1767, gest. daselbst 7. August 1849 als Oberküster an der St. Petri-Kirche seit 1816. Ein Abriß seines Lebens und Verzeichniß seiner Schriften in Hans Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller 3. Band. S. 479–482.

Bei Pastor Rambach erwartete ich viele Seltenheiten, wurde aber getäuscht. Seine hymnologischen Schätze waren bereits sehr gelichtet, das Vorhandene hatte damals weniger Interesse für mich. Der Rest seiner Sammlungen ging später an die Stadtbibliothek über.

Sehr angenehm war mir die Bekanntschaft mit dem Syndicus Sieveking, dem Hamburger Diplomaten, der die besten Eigenschaften eines Diplomaten besaß: er war fein gebildet, geistreich und liebenswürdig durch und durch. Ich wurde auch mit dem Kreise seiner Freunde bekannt. Dr. Nicolaus Heinrich Julius wohnte damals bei ihm in einem abgelegenen Häuschen. Sieveking nannte ihn deshalb oder auch aus anderen Gründen 'meinen Eremiten'. Julius, der sich früher viel mit Linguistik beschäftigte und selbst hübsche, seltene altdeutsche Bücher gesammelt hatte, interessierte sich noch immer für die deutschen Studien. Er war eben erst in Belgien gewesen, brachte mir Grüße von Willems und Serrure und schenkte mir vlämische Liederbogen. — Auch Otto Speckter traf ich hier, der mir wegen seiner allerliebsten Zeichnungen zu Hey's Fabeln (1833) schon lange lieb und werth gewesen war. Ich besuchte ihn nachher in seiner Familie und verlebte einen heitern Abend. Der alte Vater und seine Frau waren so ganz das Bild echtdeutscher Biederkeit und häuslichen Glückes. Der Alte war sich der Einfachheit und Wahrheit seines Wesens bewußt, er scherzte über sich selbst und nannte sich der flachen und doch gebildet sein wollenden Welt gegenüber den 'olen Plattdütschen'.

Schließlich muß ich auch noch des Professors Dr. Cornelius Müller gedenken. Während der Zeit meines Hamburger Aufenthalts bewies er sich sehr theilnehmend, ich war oft in

seiner Familie und wir machten manche ergötzliche Ausflüge in die Umgegend. Eines Tages führte er mich nach Billwerder zu Frau Christine von Westphalen. Wir waren zum Mittagessen eingeladen. Wir fanden die freundlichste Aufnahme und eine recht angenehme Unterhaltung. Die Frau Wirthin erregte mehr meine Theilnahme durch das was sie in ihrem bewegten Leben erfahren, gelitten und gestrebt hatte als durch ihre Schriftstellerei. Sie galt für eine gute Dichterin bei ihren Zeitgenossen, war dafür von vielen Gelehrten anerkannt, und hatte mit manchen einen Briefwechsel unterhalten, worin natürlich auch ihrer Muse gehuldigt wurde. Man darf jedoch nicht vergessen, daß sie als Dichterin einer Zeit angehörte, welche noch sehr bescheidene Ansprüche an einen Dichter machte und in Ertheilung des Dichtertitels sehr freigebig war. Ihr vaterländischer, echtdeutscher Sinn während der schrecklichen Fremdherrschaft ist ihre beste Dichtung, und trotzdem daß sie durch ihre 'Gesänge der Zeit' 1815 ihre Mitbürger zu beleben und zu ermuthigen wußte, so ist sie doch noch kein 'weiblicher Tyrtäos'. Sie war in ihrem ganzen Wesen milde und anspruchlos und eine in jeder Beziehung achtungswerthe Persönlichkeit, und ich dankte Herrn Müller, daß ich ihre Bekanntschaft gemacht hatte *).

Den letzten Sonntag (29. Aug.) fuhr ich mit Cornelius Müller und seiner Familie nach einer Sommerwohnung jenseit Altona zu seinem Collegen Prof. Calmberg. Bei dem Mittagsmale wurde viel Gelehrsamkeit aufgetischt. Belebter und belebender war die Abendunterhaltung. Frau Emmy Calmberg,

---

*) Ihr und ihres Mannes Leben ist ausführlich beschrieben im Neuen Nekrolog der Deutschen 1840. S. 547—570. Sie starb 10. Mai 1840.

geb. Griem, spielte so wundervoll die Harfe, daß wir vor lauter Entzücken Zeit und Ort vergaßen. Als wir endlich aufbrachen, ließ sich ein starker Nebelregen nieder. Der Droschkenkutscher, der uns heimfahren sollte, hatte das Warten satt bekommen und war nach der Stadt zurückgekehrt. Müller begleitete mich mit dem Regenschirme nach Altona, um von dort für seine Familie einen Wagen zu holen. Ich mußte nun allein von Altona bis zum König von Preußen auf dem Neuen Walle wie in einem fortwährenden Regenbade spazieren.

Am folgenden Morgen nahm ich von einigen Bekannten Abschied und reiste am Nachmittag ab. In Harburg lernte ich einen Franzosen kennen, der auch nach Bremen reisen wollte. Wir einigten uns mit einem Hauderer und fuhren für 10 ℔ Gold nach Bremen.

Der Weg ist sehr langweilig, nur hin und wieder gewährte die Ebene ringsum etwas Eigenthümliches: die blühende Heide verbreitete einen röthlichen Schimmer und die Föhrenwaldungen in der Ferne waren tiefdunkelblau. Erst den folgenden Mittag erreichten wir Bremen.

Ich ging sofort zum Bibliothecar Prof. Rump, traf ihn aber nicht. Den anderen Tag machte er mir einen Gegenbesuch und führte mich in die Bibliothek. Da Alles geordnet und verzeichnet war und das Verzeichniß sogar gedruckt ist, so hatte ich wenig Mühe das Wichtigste für mich herauszufinden. Ich lieh mir mehrere Bücher, um sie zu Hause näher durchzusehen. Sehr überraschte mich, auch hier ein Exemplar des Reineke (Lübeck 1498) zu finden, freilich ein unvollständiges. Der alte Herr war sehr freundlich und gefällig. Er hat nicht lange mehr sein Amt verwaltet, er starb schon den 7. März 1837.

Den Abend nahm ich Theil an einer großen Gesellschaft bei dem Bürgermeister Smidt. Ich traf dort mehrere Gelehrte: Wilhelm Ernst Weber, Vorsteher der Gelehrtenschule, Friedrich Ruperti, Joh. Wilh. Schäfer und andere. Ich unterhielt mich viel mit dem Sohne des Bürgermeisters, H. Smidt. Er beschäftigte sich auch mit altdeutscher Sprache und Litteratur. Er hatte eben herausgegeben:

Kinder- und Ammen-Reime in plattdeutscher Mundart. Herausg. zum Besten des kleinen Frauenvereins. Bremen 1836. 8°. 74 SS.

Den andern Tag holte er mich ab und führte mich in das naturhistorische Museum, die Museumsgesellschaft und das Archiv. Ich sah hier das Bremer Stadtrecht v. J. 1302, das obschon es bei Cassel abgedruckt ist wol verdiente neu herausgegeben zu werden, es giebt wenig so alte Urkunden in niederdeutscher Sprache.

Professor Menke hatte sich gleich anfangs meiner bestens angenommen. Er war der Lehrer Wiegmann's und dieser hatte mich ihm empfohlen. Wir waren oft beisammen, er spazierte viel mit mir und machte mich mit mehreren Gelehrten bekannt. So führte er mich auch zu Rotermund.

Der Mann war Dompastor und hatte neben diesem Berufe noch eine Liebhaberei, eine unwiderstehliche Neigung über allgemeine Litteraturgeschichte zu schreiben. Eine nicht seltene Erscheinung, daß Leute nebenbei, so zum Zeitvertreibe mit Dingen sich befassen, wozu sie durchaus kein Geschick und keine begünstigende Verhältnisse haben. Rotermund's Fortsetzung der Adelung'schen Fortsetzung von Jöcher's Allgemeinem Gelehrten-Lexicon ist eine Schlauderarbeit, es fehlte ihm an aller Kritik, an umfassenden Kenntnissen und an den nothwendigsten Hülfsmitteln. Diesem unvollständigen Werke hat er nachher noch

ein neues unvollständiges folgen lassen, sein 'Gelehrtes Hannover', das schlechteste Gelehrten-Lexicon über ein deutsches Land, und noch dazu ein Land, worin die Heimat der weltberühmten Georgia Augusta. Sehr ergötzlich war mir, daß er mich zum Verfasser einer Flora belgica macht!

Der Bremer Rathskeller durfte nicht unbesucht bleiben, auch wenn Wilhelm Hauff ihn nicht verherrlicht hätte. In bester Stimmung fanden wir uns ein und bezogen ein besonderes Kellergemach. War der Wein gut, so war noch besser unsere Unterhaltung: Witze und Geschichten aller Art jagten einander, und dazwischen wurde dann wieder ein Lied angestimmt. Ruperti, Wagenfeld und ich waren fast ausgelassen, selbst die ernsteren Menke und Schäfer wurden lustig.

Um die Sanchuniathon-Frage hatte ich mich bisher wenig gekümmert, jetzt aber lag sie mir nahe und ich freute mich, daß ihre Lösung auch für mich gekommen war. In Bremen war es schon lange kein Geheimniß mehr, daß Wagenfeld der Verfasser des aufgefundenen griechischen Sanchuniathon war, noch ehe er das sogenannte Original selbst herausgab*). Wenn man diesen gutmüthigen, harmlosen Menschen sah, so konnte man nicht glauben, daß ein solcher Schalk dahinter steckte. Es schien ihm vielen Spaß zu machen, daß er die ganze Welt und so viele Gelehrte getäuscht hatte. Doch war er nur eine Sternschnuppe an dem gelehrten Himmel, die einen Augenblick glänzt und dann für immer erlischt. In der ersten Zeit, als alle öffentlichen Blätter, Zeitungen und Zeitschriften sich mit ihm beschäftigten, war er in allen Schichten der Gesellschaft in

---

*) Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libros novem graece versos a Philone Byblio, ed. latinaque versione donavit F. Wagenfeld. Bremae 1837. 8⁰, 13¼ Bogen.

Bremen ein Gegenstand der Verwunderung gewesen. Er erzählte selbst, daß eines Tages ein schlichter Bürger zu ihm kam und ihn bat: 'Wisen Se mi doch dat ole Bôk, dat Se nums wisen wilt!' Wagenfeld wie immer freundlich und gefällig zeigte ein altes Buch in Schweinsleder, das eben ihm zur Hand lag. Der Fremde erwiederte ganz befriedigt: 'Na, nu hebbik den olen Donnerslach ôk sên!' Und so erlebte auch ich noch, als ich mit Wagenfeld an der Rolandssäule vorbeiging, daß ein Kerl zu dem anderen sagte: 'Du, kike mâl, da geit de Kêrl hen, de dat Bôk schrewen hätt.' Der andere meinte: 'Den mut ik mi doch bekiken, dat is mi tein Daler wêrt!'

Es war ein hübscher Abend, dessen ich mich nachher noch oft und gern erinnerte. Leider betrübte mich später die Nachricht sehr, daß dieser poetisch begabte, kenntnißreiche Mann so früh und so traurig endete*). Er hätte als Dichter und Sprachforscher viel leisten können. Als schon längst alle Welt wußte, daß der Sanchuniathon ein Wagenfeld'sches Machwerk war, sagte noch ein Referent über die von einem Ungenannten herrührende Übersetzung (Lübeck, Rohden 1837): 'Die Übersetzung ist leicht und fließend. Wir glauben allen Denen, die asiatische Fabeln und Märchen lieben, in derselben keine unangenehme Unterhaltung versprechen zu können.' **).

Zum Andenken an unseren Rathskeller-Abend bat ich Wagenfeld, mir etwas von seiner Hand zu verehren. Zum Abschiede überreichte er mir zwei Blättchen, worauf sauber geschrieben Folgendes steht:

---

*) S. Bremer Zeitung 1846. Nr. 250, wiederholt im Neuen Nekrolog der Deutschen 1846. S. 574—582. Er starb den 26. August 1846.

**) Blätter für lit. Unterhaltung 1837. S. 1216.

Um diese Zeit kam ein Sänger aus Morgenland gezogen und verweilte einige Tage in Tyrus. Als er weiter gehen wollte, sprach der König von Tyrus zu Barmirchabas, demjenigen, welcher angeklagt war, Urkunden verfälscht zu haben: Singe mir ein Lied zum Lobe des fremden Sängers. — Jener sprach: Herr, wie kann ich einen solchen Mann würdig loben! — Doch du befiehlst; so höre denn:

Fern im Walde schlägt die Nachtigall, und die Thale hallen wieder von ihren süßen Liedern; Alles ist entzückt: die Büsche flüstern mit einander und kosen, und die Morgenröthe wird die Scherzenden noch wach finden; einsam stehen die Gestade und sehen träumend in die Flut; sie lauschen den Tönen der Ferne und hören nicht das Getöse der Wogen. Der Wandrer ist in Lust versenkt und geht sinnend umher. Die Heimat ist vergessen; wer dächte an die Heimkehr? Aber kurz ist diese Wonne; ein rauher Nord entführt uns bald den Gast; seine Lieder verstummen und wir hören nur ihren Nachhall in unsrer Brust.

Wie konnte der König sich mit solchen schlechten Worten begnügen? — „Indeß, in Betracht, daß du die ganze Nacht herumgeschwärmt, muß ich wol Nachsicht mit dir haben." Mit diesen Worten entließ ihn der Fürst.

Sanchuniathon libr. 7. c. 4.

Ich bitte
Herrn Pf. Hoffmann von Fallersleben
sich mitunter zu erinnern jenes
Urkundenverfälschers
Friedrich Wagenfeld.

Bremen den 5. Sept. 1836.

Eines Abends waren wir auch sehr heiter bei Professor Menke. Später begleitete mich Ruperti in meinen Gasthof.

Ich mußte ihm einige meiner Gedichte vorlesen. Wir trennten uns erst Nachts gegen 2 Uhr.

Auch bei Schäfer verlebte ich einen frohen Abend. Ich erhielt von ihm die Aushängebogen seines Grundrisses der deutschen Litteraturgeschichte, die ich des anderen Morgens durchlas. Er hat später diese Studien mit großem Erfolg fortgesetzt.

So verging unter litterarischen Arbeiten und im geselligen Verkehre, der für mich heiter und anregend war, fast eine ganze Woche in Bremen.

Am 4. September Nachmittags 3 Uhr reiste ich mit der Post nach Oldenburg. Kurz vorher wollten wir noch Einmal recht vergnügt sein in den traulichen Räumen des Rathskellers, der aber war und blieb verschlossen, denn es war Sonntag, und doch wollten wir nach Art unserer Vorfahren Johannes-Minne trinken. Endlich fanden wir dazu eine Freistätte in der Börsenhalle: wir tranken auf ein baldiges glückliches Wiedersehen!

In Oldenburg erneuerte ich die Bekanntschaft mit Greverus, besuchte die Bibliothek und verlebte einen angenehmen Abend bei dem Hof- und Garnisonprediger Frerichs. Ich hatte gehört, daß derselbe sich viel mit dem Friesischen beschäftige. Er erzählte mir, daß er fünf Jahre auf Wangeroge Pastor gewesen sei und viel zu einem Idiotikon gesammelt habe; die altfriesische Sitte schwinde aber immer mehr und mit ihr auch die Sprache. Er hatte die Absicht, etwas darüber herauszugeben, wurde jedoch durch Amtsgeschäfte und mehr noch durch Krankheit daran verhindert. Er war damals schon sehr leidend und starb bereits zu Anfange des folgenden Jahrs*) (14. Januar

*) Neuer Nekrolog der Deutschen 1837. S. 105.

1837). In seiner Lebensbeschreibung heißt es: 'aus den ungeordneten Materialien wird ein Freund des Verewigten ans Licht fördern was daraus zu gewinnen möglich sein wird', was aber meines Wissens nie geschehen ist.

Theodor von Kobbe, Assessor beim Criminalgerichte, war damals verreist, seine Rückkehr wurde stündlich erwartet. In seiner Wohnung hinterließ ich die Bitte, sobald er käme, ihm meine Anwesenheit zu melden. Am Morgen des 6. Sept. wollte ich eben weiter reisen, ich hatte eine gute Gelegenheit nach Emden gefunden, da erschien plötzlich Kobbe. Er bot Alles auf, mich zu bewegen, noch einen Tag zuzugeben — ich konnte leider nicht, wie hätte ich nach Emden kommen sollen? Als er sah, daß mein Entschluß fest stand, setzte er sich mit mir in den Wagen und sagte dem Kutscher, er solle da und dann da fahren ꝛc. Der Kutscher merkte bald, daß er nicht auf dem rechten Wege war und bog in diesen ein, nachdem wir wer weiß wie lange schon im Kreise umhergefahren waren. Kobbe hatte seinen Zweck erreicht: wir waren auf diese Weise noch etwas länger beisammen geblieben. Schon bei unserem ersten Zusammentreffen gab er sich mir kund als einen guten, genialen, heiteren und gemüthlichen Menschen, und ich nahm eine sehr angenehme Erinnerung mit in die traurige Öde, die vor mir lag.

Der Weg war schlecht, es ging nur langsam vorwärts, wir kamen nicht weiter als bis Apen, da wurde übernachtet. Die Lebensweise ist hier schon ziemlich holländisch. Der Wirth und seine Nachbaren saßen um den Heerd herum. Da ich viel über den schlechten Weg sprach, so meinten die Bauern, ich wäre ein Regierungsbeamter, der zur Anlage einer Chaussee die Gegend besichtige. Sie nannten mich fortwährend: Herr Bauinspector, und wurden in ihrem Glauben noch mehr be-

stärkt, als ich sie zu bewegen suchte, bei der Regierung den Bau einer Chaussee zu beantragen.

Den anderen Morgen brachen wir zeitig auf und erreichten bald die ostfriesische Gränze. Wie von einer Anhöhe hinab sahen wir weite Weiden mit bunten Kühen und Pferden, von Dohlen und Kibitzen umschwärmt. Mittags trafen wir in Leer ein und Nachmittags um 5 Uhr im weißen Hause zu Emden.

Ich hatte gerade noch Zeit, die Kirchenbibliothek zu sehen. Ich fand nichts für meine Zwecke. Als ich an einem Zimmer vorbeiging, sah ich die Kirchenvorsteher, die aus langen irdenen Pfeifen rauchten und feierlich das Heil der Gemeinde beriethen.

Den 8. September fuhr ich über den Dollart nach Delfzijl und von da mit der Trekschuite nach Groningen. Ich kam spät Abends an und konnte erst den folgenden Tag meine Besuche machen.

Prof. Theodor van Swinderen war sehr erfreut mich wieder zu sehen. Wir kannten uns schon von Bonn her. Obgleich seine Studien den meinigen fern lagen, so hatte er doch immer mit mir in Briefwechsel gestanden und mir den litterarischen Verkehr mit Holland vermittelt. Wir besuchten das von ihm gegründete naturhistorische Museum. Es hatte bereits Manches aufzuweisen was man oft in älteren Museen vermißt: so war die Sammlung chinesischer Käfer und Schmetterlinge nicht unbedeutend.

Prof. G. J. Meyer, früher in Gent, bekannt durch mehrere Schriften über ältere niederländische Dichter, zeigte mir seine sprachlichen Werke, und ging mit mir zu den Bücherschränken der Gesellschaft pro excolendo iure patrio. Die Gesellschaft feierte seit Jahren und doch war Stoff genug zu litterarischer Thätigkeit vorhanden.

Auch Lulofs lernte ich kennen. Der Mann hat über alles Mögliche geschrieben was er verstand und nicht verstand, und gerieth deshalb in viele Händel.

Schon den 10. September reiste ich weiter, fuhr die Nacht durch und traf den anderen Mittag in Amsterdam ein.

Es war mir ganz eigen zu Muthe, als ich bei Johannes Müller ins Haus trat. Vor funfzehen Jahren ein armer Student, und heute ein Professor ordinarius, dem so eben noch der König von Holland die große goldene Medaille verehrte. Die Familie Müller war sehr erfreut, mich nach so langer Zeit wieder zu sehen. Es verstand sich von selbst, ich mußte wieder wie damals ihr Gast sein, und es war mir wohl unter diesen deutschen gemüthlichen Menschen die alten heiteren Stunden zu erneuen.

Kaum war meine Ankunft bekannt, so wurde ich auch schon auf die Polizei vorgeladen. Bei der feindseligen Stellung, welche Holland und Belgien noch fortwährend gegen einander behaupteten, war eine strengere Aufsicht über die Fremden eingetreten und so durfte ich mich denn nicht weiter wundern. Ich erklärte nur: ich bin Mitglied des kön. Instituts und wohne beim Buchhändler Johannes Müller. Das genügte. Einige Stunden darauf besuchte mich der Polizeidirector Wiselius:

Monsieur, j'ai l'honneur de vous faire ma visite. Ich antwortete holländisch, das schien ihn zu freuen und wir setzten die Unterhaltung holländisch fort. Wiselius war Polizeidirector, Secretär der litt. Classe des Instituts und zugleich holländischer Dichter. Durch seine Vermittelung erhielt ich den freien Zutritt zu der Bibliothek des Instituts und konnte dort und zu Hause Bücher und Handschriften daraus so viel ich wollte mit Muße benutzen. Ich fand so oft ich kam eine neue irdene

Pfeife, Tabak und ein Gefäß mit glühender Torfkohle. Herr Groebe brachte mir die Werke, die ich wünschte. Leider war der gedruckte Katalog musterhaft schlecht. Wiselius wußte das auch und bemerkte: 'Selbst der König hat drüber gelacht.' Die Liederbücher des 17. Jahrhunderts sah ich alle durch, fand aber nichts für meine Zwecke.

Auch die Bibliothek der Doopsgezinde Gemeente lernte ich durch ihren Prediger, den Bruder meines Freundes Müller kennen. Sie enthält einen Schatz alter niederländischer Gesangbücher, welche später Phil. Wackernagel in seiner Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes S. 493 ff. näher beschrieben hat.

So viel Zeit ich täglich auf meine litterarischen Arbeiten verwenden mußte, so blieb mir doch noch genug zum Sehen übrig. Besonders genußreich war der Besuch des kön. Museums und der damaligen Kunstausstellung, letztere arm an historischen Bildern, desto reicher aber an schönen Landschaften, wodurch sich die niederländische Schule noch immer auszeichnet. So angenehm mir die Erinnerung daran lange nachher noch blieb, so widerlich ist mir noch heute der Eindruck, den die Amsterdamer Kirmeß auf mich machte.

Unausstehlich war dies fortwährende Geschrei der Gaukler und Seiltänzer, der Einlader vor den Wachspuppencabinetten und Buden mit wilden Thieren, schauderhaft der Lärm der trunkenen Matrosen, und der Jubel der Dienstmädchen bei ihrem unbeholfenen Auf- und Herumspringen, das ein Tanz sein sollte. Und diese Musik, die man zu hören bekam! Hier hätte kein Teniers malen können, nur ein Höllenbreughel. Und doch mußte Vornehm und Gering auf den Amsterdamer Botermarkt!

Ich fühlte mich bisher recht heimisch: ich lebte ja ganz nach Wunsch, ich hatte für nichts weiter zu sorgen, ich konnte sehr bequem arbeiten — und dennoch bekam ich einen Anfall von Heimweh, der mich dermaßen traurig und unruhig machte, daß ich eines Mittags einpackte und sofort abreiste. Für die liebevolle Aufnahme dankte ich herzlichst, und fuhr bei trübem, dunkelm Wetter aus Amsterdam hinaus.

Bis Haarlem sprach ich kein Wort. Dann wendete ich mich an meine Reisegesellschaft, zwei Deutsche, einer Dr. Lucas, Director der polyt. Schule in Augsburg, der andere Kaufmann Uhlich aus Triest. Wir unterhielten uns viel und suchten Trost für das schlechte Wetter im Singen deutscher Lieder.

So froh ich eben noch gestimmt war, so wehmüthig wurde mir, als ich den 17. Sept. nach 15 Jahren wieder in das alte gastliche Haus zu Leiden eintrat.

Dr. Salomon hieß mich herzlich willkommen. Ich bezog meine alte Wohnung und war sofort angenehm und bequem eingerichtet. Ich besuchte zunächst die alten Freunde und Bekannten: Tydeman, van der Palm, Siegenbeek, van Assen, Clarisse, Bake, Geel, van Kampen. Das waren die wenigen noch übrig gebliebenen aus der alten Zeit; sie waren zum Theil recht alt geworden, einige hatten viel häusliches Leid erfahren, nur Tydeman hatte seine jugendliche Regsamkeit und Geistesfrische bewahrt. Ich lernte nun mehrere Professoren und Gelehrte kennen, die seit 1821 bei der Universität und ihren verschiedenen Anstalten einen Wirkungskreis fanden: Reinwardt, Hofman Peerlkamp, Kist, Uttewaall, van der Chijs, C. Leemans, Janssen, Bergman, Schrant, — oder eine unabhängige Stellung einnahmen: Kluit, Bodel Nieuwenhuis, Jos. Hoffmann und Carl Ludwig Blume, Herausgeber der Flora Javae. Ge-

meinsame oder verwandte wissenschaftliche Bestrebungen brachten mich mit dem einen und dem anderen in nähere Beziehung.

Sehr lieb und werth wurde mir die Bekanntschaft mit Reinwardt. Er war von Geburt ein Westfale*), und obschon lange in Holland doch seinem ganzen Wesen nach ein echter Deutscher geblieben. Im Auftrage der niederländischen Regierung hatte er 1815—1822 Ostindien bereist. Seine reichen Sammlungen waren leider durch Schiffbruch untergegangen, er hatte aber einen Schatz von Entdeckungen und Beobachtungen mitgebracht, der ihm immer zu Gebote stand, seine Unterhaltung war sehr angenehm und lehrreich. Er hat wenig geschrieben, aber als Professor der Naturwissenschaften und Director der naturhistorischen Sammlungen und des botanischen Gartens sich große Verdienste erworben.

Ich lernte auch noch einen ausgezeichneten Landsmann kennen, den Dr. Joseph Hoffmann. Er war als Student nach Leiden gekommen wie man sagt als Flüchtling, in Folge eines unglücklichen Duells. Philipp Franz v. Siebold nahm sich seiner freundlich an und machte ihm den Vorschlag, bei den von Siebold bereits begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten über Japan hülfreiche Hand zu leisten. Hoffmann ging darauf ein, lernte Japanisch von den beiden Japanesen, die Siebold mitgebracht hatte, und gelangte bald so weit, daß er selbstständig forschen und arbeiten konnte. Er führte mich in das merkwürdige Siebold'sche Cabinet, und es war ein hoher Genuß für mich, über die reichen Schätze durch einen solchen Führer das richtige Verständniß zu gewinnen.

---

*) Geb. zu Lüttringshausen bei Lennep 3. Juni 1773, † zu Leiden 6. März 1854.

Schon durch Meyer in Groningen hatte ich erfahren, daß mir vom Könige der Niederlande die große goldene Medaille ertheilt worden sei. Ich wollte es nicht recht glauben. Es stand jetzt gedruckt zu lesen im Konst- en Letterbode 1836. Nr. 40: Z. M. heeft als een blijk van Hoogstdeszelfs goedkeuring aan den Heer Dr. Hoffmann van Fallersleben, te Breslau, doen uitreiken eene gouden medaille ter waarde van 25 dukaten wegens twee door hem uitgegeven en Hoogstdenzelven aangeboden belangrijke werken, betreffende de oude Nederduitsche Letterkunde.

Ich fand es passend, persönlich meinen Dank auszusprechen. Der König gab an gewissen Tagen allgemeine Audienzen. Ich fuhr zu einer solchen nach dem Haag hinüber. Zu einem hofmäßigen Erscheinen fehlte mir nur ein Paar Handschuhe, das ich mir für 1 fl. 10 Cents kaufte. Der König empfing mich und redete mich deutsch an: ‘Habe ich schon mal das Vergnügen gehabt Sie zu sehen?’ Nachdem ich meinen Dank dargebracht hatte, äußerte er seine Freude, daß ich als ein Fremder so glücklich im Finden gewesen sei und mich so eifrig mit der alten Sprache und Dichtung der Niederländer beschäftige. Der König war überaus huldvoll und ich ging sehr befriedigt heim.

Nachher besuchte ich Holtrop, Bibliothecar der kön. Bibliothek, und bekam alle Handschriften zu sehen die ich zu sehen wünschte. Abends war ich wieder in Leiden.

Meine Zeit war getheilt zwischen Arbeiten und Besuchen. Zu Spaziergängen war das Wetter zu schlecht, und da es kein Wirthshausleben wie bei uns giebt, so mußte ich zu Hause bleiben oder zu Freunden und Bekannten gehen. Die späten

Abendgesellschaften bekamen mir sehr schlecht, und doch mußte ich mich in die Landessitte fügen.

Um die Zeit war gerade ein Concertabend. Ich wurde von meinen Freunden mitgenommen. An der oberen Seite des langen Saales befanden sich die Musiker, meist Liefhebbers und spielten munter darauf los. Die Zuhörer saßen an kleinen Tischen, rauchten ihr Pijpje und tranken eins dazu. Es ging ganz gemüthlich her.

Am 2. October besuchte mich Professor Leo von Halle. Er hatte eben seine 12 Bücher niederländischer Geschichten herausgegeben. Er fand überall freundliche Aufnahme. Mein Wirth lud ihn zum Mittagessen ein und ihm zu Ehren noch einige Gelehrte. Daß man mit Leo's Ansichten nicht immer übereinstimmte, läßt sich leicht denken, man war jedoch zu artig gegen den Fremden und ließ sich auf keine Widerlegungen ein.

Den 3. October, den Jahrestag von Leidens Entsatz*) besuchte ich mit Leo das Schauspiel. Es wurde Westerman's Stück: Leidens Ontzet gegeben und hinterdrein die holländische Bearbeitung von sieben Mädchen in Uniform. So rührend das erste Stück war, so bewirkte doch das französische Pathos der Schauspieler bei uns die entgegengesetzte Wirkung. In dem Lustspiel jedoch wurde recht natürlich gespielt.

Etwas Eigenthümliches in dem holländischen Leben hätte Leo kennen gelernt, wenn er mit mir einige Tage vorher Theil genommen an einer öffentlichen Versammlung der Genootschap van fraaije Kunsten en Wetenschappen. Bei schönem

*) Den 3. Oct. 1574 nach fünfmonatlicher schrecklicher Belagerung durch die Spanier.

Wetter fuhr ich mit Professor Bake nach einem Wirthshause hinaus, das an der Haager Straße liegt und Huis ten Dijk heißt. Wir fanden schon einige Mitglieder, bald kamen mehrere, um 12½ Uhr begann die Sitzung. Bake hielt einen Vortrag über Beredtsamkeit. Dann folgte der Rechenschaftsbericht über den Stand der Gesellschaft, Einnahme und Ausgabe und Preisfragen. Darauf gehen wir im Garten spazieren. Ich mache einige neue Bekanntschaften: Collot d'Escury, le Jeune &c. Unterdessen ist angerichtet. Ein wirklich glänzendes Gastmal beginnt. Nach und nach wird die Unterhaltung lebendiger, aber erst beim Nachtisch überläßt man sich der Fröhlichkeit. Da folgt Trinkspruch auf Trinkspruch. Auch mir wird ein Hoch ausgebracht. Ich danke mit einigen Worten, die mir eben einfallen:

Leve de wetenschap de altijd groeijende,
Leve de kunst de altijd bloeijende,
De President en de Secretaris!
Zoo dankt een vreemdeling die ook daar is.

Ein junger Dichter trägt dann ein langes Gedicht vor. Er fragt mich um meine Meinung über die Art seines Vortrags. Ich kann nur bemerken, daß die holländische Vortragsweise weder unserem Gefühle noch unserem Geschmacke zusagt. Jetzt wird gesungen, und so muß ich mich denn auch hören lassen. Ich singe: 'Das Volk steht auf, der Sturm bricht los', und: 'E jede will de Schönste'. Erst Nachts 1 Uhr kehren wir heim.

Am 5. October verließ ich Leiden, ich fuhr mit dem Postwagen nach Nimwegen und von da mit dem Dampfschiffe weiter. Am Bord Leo bis Düsseldorf, mit mir bis Köln drei Ungarn Wesselenyi, Banffi und Aickler.

Den 7. October Mittags in Köln. Ich besuchte einige Freunde und den Dom, und fuhr Abends um 6 nach Bonn.

Als ich den anderen Morgen in den Straßen von Bonn umherwanderte, tauchten unendlich viele Erinnerungen auf. Ich erkundigte mich nach meinen früheren Wirthen und Bekannten — die meisten waren verkommen oder verschollen oder gestorben. Ich wurde wehmüthig gestimmt. Ich machte einige Besuche. Welcker lud mich zum Mittagessen ein. Nach Tische ging ich allein nach Poppelsdorf. Es war mir wie damals als ich zum ersten Male denselben Weg ging, aber die schöne Aussicht nach dem Siebengebirge war nicht mehr, sie war zugebaut worden. Ich suchte meine alte Wohnung und konnte sie lange nicht wieder finden: das Haus war umgebaut, der frühere Besitzer gestorben, seine Familie ausgewandert. Am Abend kam ich mit mehreren Professoren zusammen, ich kannte keinen einzigen. Es war mir Alles so fremd, daß ich schon den dritten Tag weiter reiste. Meine wehmüthige Stimmung begleitete mich und stellte sich noch später wieder ein. So entstanden die 'Poppelsdorfer Erinnerungen':

Ihr blauen Berge seid es wieder,
Du bist es wieder, grünes Thal!
Hier sang ich meine ersten Lieder,
Ich liebte hier zum ersten Mal.

Von Linz ab reiste ich mit Karl Simrock. Wir kehrten in Coblenz in den Riesen ein und wollten unsern alten Universitätsgenossen Peter Adams begrüßen. Da hieß es, er wäre im Theater, heute würde der Glöckner von Notre Dame ausgepfiffen. Dies war bereits versucht worden, als wir ins Parterre eintraten, die Ultramontanen waren in die Flucht geschlagen und der Glöckner wurde ungestört bis zu Ende gespielt.

Man sah uns groß an, als wir uns nach einem Mitpfeifer erkundigten. Den andern Morgen kam Adams zu uns und lud uns zu Mittag ein. Obschon bei Tische unser Bonner Leben der Hauptgegenstand der Unterhaltung war, so konnte es doch nicht fehlen, daß das Gespräch immer wieder in die Gegenwart hinüber spielte, und dann war es für unser einen nicht angenehm, ich fühlte mich so unfrei, es ward mir so unheimlich, so beklommen. Alle meine alten Coblenzer Freunde standen mit an der Spitze des sogen. Glaubensheeres, und bildeten den Kern der deutschen Ultramontanen. Mit solchen Leuten kann ein ehrlicher Deutscher nicht gemüthlich verkehren. Am Abend besuchte ich das Casino. Da fragte ich meinen Nachbar: 'Gehört denn der Bürgermeister auch dazu?' — 'Nein, erwiederte er, jetzt nicht mehr, er hat sein Jahr abgedient.' — Ich fühlte mich erst wieder frei und froh bei meinem lieben biedern, freisinnigen, klaren und gemüthlichen Carl Bädeker.

Ich reiste mit Schnell- und Extrapost weiter. Erst in Göttingen hielt ich Rast. Den 13. October gegen Abend kam ich an und kehrte bei den Brüdern Grimm ein. Der Empfang war ein überaus herzlicher. Wilhelm war sehr leidend und reizbar, ich verkehrte meist nur mit Jacob. Dieser fragte mich ob ich noch geneigt wäre in Gesellschaft zu gehen, Otfried Müller habe zur Einweihung seines neuen Hauses seine Freunde eingeladen. Ich war bereit. Zu rechter Zeit fanden wir uns ein. Müller, der mich schon von Berlin her kannte, empfing mich sehr freundlich. In den großen hell erleuchteten Räumen bewegte sich die feine Welt Göttingens. Man begrüßte sich, wurde einander vorgestellt, sprach etwas, trank Thee, später Wein und suchte sich sehr anständig zu vergnügen. Anfangs bewahrte auch ich den echten Salonton. Als mich Jacob Grimm

dem Professor Gervinus vorstellte, und unser beider Namen nannte, verbeugten wir uns sehr artig und sahen uns an und sprachen kein Wort. Nach dieser geistreichen Unterhaltung wendeten wir uns wieder der übrigen Gesellschaft zu. Da rief ich für mich: 'Ich bin des trocknen Tons nun satt' und setzte mich mit Siebold und einigen lustigen Gästen in einem Nebenzimmer zusammen. Hier fingen wir an uns allerlei hübsche Geschichten zu erzählen und entwickelten eine ungemeine Heiterkeit. Ich war unerschöpflich, fand ein sehr dankbares Publicum und dachte: Hofrath hin! Hofrath her! Hoffart muß Zwang leiden. Den andern Tag war ganz Göttingen noch voll von meinen Geschichten und mancher lachte noch nachträglich. Selbst Wilhelm Grimm, der doch viel Geschichten wußte und gern und gut erzählte, hätte den Abend nicht gegen mich ankommen können. Alles entwickelte sich nach Wunsch, wir kehrten fröhlich heim, nur nicht Frau Wilhelm Grimm, sie hatte einen Verlust zu beklagen, ihre schönen Andenkenstassen, die sie ihrer Freundin zum Feste geliehen, waren durch Ungeschicktheit eines Dienstboten fallen gelassen und zerschmettert.

Die folgenden Tage machte ich Besuche bei v. Siebold, Gieseler, Otfried Müller, Dahlmann, Benecke, Höck. Jacob zeigte mir alle neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft, und auf der Bibliothek sah ich mir das Fach der deutschen Litteratur näher an. Benecke lud uns zum Abendessen ein. Ich ging zeitig hin, Jacob folgte erst später nach, er war kein Freund des Tabaksgeruchs und wußte, daß Benecke gerne vorher rauchte. Benecke kannte ich schon früher von der Bibliothek her; ich sah ihn dort in den weiten Sälen feierlich einherschreiten, den Hut etwas seitwärts zur Linken gerückt, ohne eine Miene zu verziehen. Ich ahndete

nicht, daß derselbe Mann gemüthlich und heiter sein konnte. Kaum hatte er mich begrüßt und willkommen geheißen, so bot er mir eine Pfeife an: 'Es ist der edelste Genuß den die Welt hat; die neuere Cultur möchte uns gern auch darum bringen.'

Als das Abendessen bereit war, erschien Jacob Grimm. Bei Tische entspann sich eine vielseitige und heitere Unterhaltung. Benecke erzählte: 'Der Iwein ist vergriffen, Reimer will abrechnen.' 'Nun, sagte Jacob schalkhaft lächelnd, da hätten Sie uns wol mehr aufwichsen können!'

Es war ein angenehmer Abend, der uns noch am anderen Morgen ergötzte. Jacob war so heiter gestimmt, daß er im 4. Theile seiner Grammatik, woran er eben arbeitete, eine Anmerkung gegen Benecke strich.

Sonntag-Abend den 16. Oct. nahm ich Abschied und reiste den folgenden Morgen in aller Frühe mit der Post nach Hannover und von da mit Extrapost nach Bothfeld zu meinen Verwandten.

Zwei Tage war ich in Bothfeld, oder eigentlich in Hannover, denn jeden Tag machten wir dahin einen Spaziergang. Das Pfarrdorf ist nur eine kleine Meile von der Stadt entfernt.

Als wir den ersten Abend heimkehren wollten, erschraken wir gar sehr, wir glaubten ganz Bothfeld stehe in Feuer und Flammen. Es war das prachtvollste Nordlicht, das ich je gesehen habe, Stunden lang dauerte sein blutrothstrahlender Schein.

Bei Pertz war ich mit meinem Schwager etwa eine Stunde. Wir sprachen viel über Handschriften und Bibliotheken. Den andern Tag ging er mit mir auf die kön. Bibliothek, ich sah

mir die Handschriften alle an, durch seine Vermittelung erhielt ich später mehrere geliehen. Die Bibliothek glich mehr einer Rumpelkammer, wohin man Dinge schafft die man anderswo nicht unterbringen kann.

Pertz ist eine echte calenberger Natur, wie man sie zu hunderten in den Straßen von Hannover umhergehen sieht: groß, fortwährend in gerader Haltung, mit ernstem Gesichte, bedächtig in allen Äußerungen, zurückhaltend, mehr redekarg als redselig, und nicht bloß dem Fremden, sondern jedem gegenüber vornehm thuend.

Der Bibliotheksecretär Christoph Wilhelm Siemsen war dagegen eine kümmerliche Person. Seine Augen waren so eigenthümlich beschaffen, daß er das was er lesen wollte, so dicht davor hielt, daß das Papier die Augenbrauen zu berühren schien. Er war sehr gefällig, sehr kenntnißreich, besonders in der Bibliographie; er benutzte jede Gelegenheit, billigst seine Bibliothek, die schon recht bedeutend war im Fache der Gelehrten- und Büchergeschichte, zu bereichern.

Den 20. October reiste ich mit meiner Schwester und ihrer Tochter Alwine in meine Heimat. So ein Stück Lüneburger Heide wie über Burgdorf und Ütze läßt sich nur mit Geduld und Humor angenehm durchreisen. Der Kutscher mit seinen Ackerpferden übereilte sich nicht, die Wege waren schlecht, oft gar nicht vorhanden; wir fuhren meist nur der Richtung nach. In Leiferde wollten wir Kaffee trinken. Es entspann sich folgendes Gespräch zwischen mir und der Wirthin:

Mutter, könn wi denn ôk wol ne Tasse Caffe krigen?

O ja, den könt Se krigen.

Aber ôk glîk?

Ja, glîk.

Nach einem Viertelstündchen brachte sie den Kaffee.

Is denn ôk wol en betjen Cichorien drin?

O ja, et is en betjen drinne.

Ja, et mot ôk en betjen vêl sîn, süs mach ik en nich.

Ja, et is ôk en betjen vêl.

Ne, wenn et nich gans vêl is, denn mach ik en nich.

Na, denn willik Sei man seggen, et is ôk luter Cichorien.

Unterdessen wurde es dunkel, die Fahrt ging langsamer, es war als ob wir gar nicht das Ziel erreichen sollten, kurz vor dem Orte verirrten wir uns auch noch. Trotzdem behielt ich meinen guten Humor. Endlich waren wir da. Ich sprang vom Wagen herab, setzte mir einen Frauenhut auf, hüllte mich in meinen Mantel, machte mich ganz klein und spazierte so am Arme meiner Schwester in das elterliche Haus. Niemand kannte uns. Neugierig kamen die Unsrigen herbei, becomplimentierten uns und führten uns in ein Nebenzimmer. Da erhob ich mich und — die freudigste Überraschung war gelungen.

Das Wetter war schön, meine Stimmung noch schöner: ich war sehr lustig und die Meinigen waren es auch, besonders meine Mutter. Sie schrieb am 27. Oct. an meinen Bruder:

'Heute vor 8 Tagen hatte ich eine große Freude. Heinrich kam von Bothfelde und brachte Auguste und Alwine mit. Ich kann es Dir nicht beschreiben, wie es uns allen war. Noch nie habe ich den Jungen so gesehen, er war ausgelassen lustig. Nur Schade, daß er nur zwei Tage blieb. Er sang den ganzen Tag und war sehr zufrieden.'

Den 25. October traf ich in Berlin ein, den folgenden Tag hatte ich Audienz beim Minister und den 30. war ich wieder in Breslau.

Wol hegte ich die Hoffnung, künftighin, unangefochten in meinen amtlichen Beziehungen, heiter und zufrieden meiner Wissenschaft leben zu können. Diese Hoffnung sollte nie in Erfüllung gehen: die Breslauer Bibliothek war und blieb einmal mein Plagegeist.

Als ich eben in Berlin mich zur Abreise anschickte, am 3. August, hatte ich ein Schreiben des GR. Heinke erhalten, worin er die Obliegenheiten des ersten Custos, die von Wachler beantragt waren, aufführt, und mich dann auffordert, meinerseits eine Erklärung abzugeben auf die Frage: 'ob Sie diese Obliegenheiten pünktlich und gewissenhaft erfüllen und sich entgegengesetzten Falls Ihre Entlassung ohne alle weiteren Förmlichkeiten und ohne irgend einen Anspruch auf Pension gefallen lassen wollen?'

Diese von Wachler beantragten Obliegenheiten sollten sein:

'daß die Führung des Ausleihe-Journals an den für das Ausleihen der Bücher und deren Rückempfang bestimmten Tagen und Stunden, unter beiden Custoden entweder nach Tagen oder nach Wochen, je nachdem es der Oberbibliothecar am zweckmäßigsten finden werde, wechsle; und

daß außerdem jeder der beiden Custoden in Beziehung auf das Ordnen einzelner wissenschaftlicher Fächer, Katalogisierung, Revision ꝛc. diejenige Arbeit, welche ihm der Ober-Bibliothecar überweisen wird, unweigerlich zu übernehmen, und binnen einer von letzterem angemessen zu bestimmenden Frist zu beenden habe.'

Diese Obliegenheiten waren freilich beantragt, auch als genehmigt vorausgesetzt, aber vom Ministerium noch gar nicht

genehmigt worden. Ich ging nicht darauf ein und würde auch nie darauf eingegangen sein. Ich antwortete den 3. August von Berlin aus ganz einfach:

'Ich eile, Ew. Hochw. ganz gehorsamst zu erwiedern, daß ich gerne bereit bin diejenigen Geschäfte, welche bei der dortigen Bibliothek mir in dem Verhältnisse eines ersten Custos hinführo obliegen, nach Kräften zu erfüllen, jedoch zur Vermeidung etwaiger künftiger Collisionen angelegentlich wünschen muß, daß solche vorher nach einer speciellen Dienstinstruction speciell festgestellt werden, und es nicht lediglich dem Ermessen des Vorstandes überlassen bleibe, solche nach Gutbefinden zu vertheilen und zu übertragen.'

Den 14. November meldete mir GR. Heinke meine Ernennung zum ersten Custos mit 440 ℔ Gehalt (also 160 ℔ und 7 Klafter hartes Holz weniger als mein Vorgänger!). Er bemerkte jedoch: 'Dabei hat jedoch das hohe Ministerium ausdrücklich nicht für nothwendig befunden, Ihre diesfälligen Geschäfte durch eine Ihnen speciell zu ertheilende Dienst-Instruction festzustellen.' Ich war also von neuem der Willkür des Oberbibliothecars preisgegeben. Der alte Zankapfel war geblieben. Das zeigte sich denn gar bald.

Am 26. November hielt Wachler die erste Bibliotheks-Conferenz. Er wollte aus dem alten Bibliotheks-Reglement beweisen, daß er befugt gewesen sei, den Turnus der Custoden beim Ausleiheamte zu beantragen und fragte, ob ich darauf einginge. Ich antwortete: Nein. Auch der zweite Punkt in Betreff der Arbeitsstunden wurde auf gleiche Weise von mir abgewiesen.

Den Nachmittag wendete ich mich in einer ausführlichen Beschwerdeschrift an den Minister. Statt einer Entscheidung

erhielt ich in einem Schreiben des Ministers vom 21. December die Antwort, daß sich derselbe bis zu Eingang eines Berichtes des GR. Heinke den weiteren Beschluß vorbehalten müsse.

Ich war bis jetzt immer noch Professor ordinarius designatus und hatte als solcher nur Ein Jahr das Recht, Mitglied der Facultät mit Sitz und Stimme zu sein. Ich dachte schon lange wie die Frau meines Collegen R., diese bat jedes halbe Jahr, wenn der Katalog erschien, ihren Mann: 'Schaff Dir doch das ekliche Des vom Leibe!' Dazu gehörte, daß man erstlich eine lateinische Abhandlung verfaßte und drucken ließ und zweitens dieselbe in lateinischer Sprache vor den dazu eingeladenen Mitgliedern der Universität öffentlich vertheidigte. Meine Abhandlung war bereits gedruckt: Caerl ende Elegast critice editus. Da niemand an der Universität vom Niederländischen etwas verstand als der Dr. August Geyder, damals ein hoffnungsvoller, beliebter Privatdocent in der juristischen Facultät, so wählte ich ihn zum Opponenten. Es fehlte mir noch ein Opponent und ein Respondent. Zu jenem verstand sich Karl Gabriel Nowack, später bekannt geworden durch Herausgabe eines schlesischen Schriftsteller-Lexikons. Mein Respondent wurde der ausgezeichnete lateinische Lexikograph Dr. Wilhelm Freund. Um die lateinische Comödie recht schön in Scene zu setzen, war eine Vorbereitung nöthig: wir kamen alle vier zusammen und beschlossen, die und die Punkte sollten so und so angegriffen und vertheidigt werden.

Der 22. December, der Tag meiner Habilitation erschien. Es waren zugegen Rector und Senat, der Decan und viele Mitglieder der philosophischen Facultät. Das Publicum war sehr zahlreich: viele Studenten, die sonst selten zu dergleichen Feierlichkeiten erscheinen, hatten sich eingefunden, alle neugierigst

harrend der Dinge, die da kommen sollten, denn es hieß in der Stadt: 'Der Hoffmann spricht heute lateinisch.' Ich hatte mit meinem Respondenten in einer Bank Platz genommen, vor mir in einer anderen saßen die beiden Opponenten. Ich erhob mich und bewillkommnete mit den gewöhnlichen hochtrabenden Floskeln die Anwesenden. Se. Spectabilität antwortete darauf eben so hochtrabend. Die Disputation begann. Mein Respondent sprach sehr fließend und widerlegte glänzend alle Einwürfe der Opponenten, so daß diese nach einiger Zeit nichts mehr vorzubringen wußten. Da sagte ihnen denn der Respondent viel Schmeichelhaftes, und sie wieder ihm und alle endlich mir. Ich erhob mich und dankte und wollte eben, als Se. Spectabilität schon das Ganze für geschlossen zu betrachten schien, abtreten, da wendete sich noch einer meiner Collegen, Prof. Kutzen, an mich. Auf einen solchen Überfall ex corona — wie es auf gut ciceronianisch heißt — war ich nicht vorbereitet und hatte auch keine Lust, mit meinem mittelalterlichen Latein glänzen zu wollen. Kutzen fragte mich, warum ich critice editus gesagt hätte, passender wäre wol gewesen &c. Ich that als ob ich mich zur Vertheidigung anschickte, nahm mein Büchlein in die Hand, sah hinein und sprach dann mit lauter fester Stimme: 'Concedo.' Ein lautes Gelächter erscholl und lächelnd empfahl ich mich und sang für mich den Schluß des bekannten Bierliedes:

Und Hermann der Sieger
Zog jubelnd davon.

harrend der Dinge, die da kommen sollten, denn es hieß in der Stadt: 'Der Hoffmann spricht heute lateinisch.' Ich hatte mit meinem Respondenten in einer Bank Platz genommen, vor mir in einer anderen saßen die beiden Opponenten. Ich erhob mich und bewillkommnete mit den gewöhnlichen hochtrabenden Floskeln die Anwesenden. Se. Spectabilität antwortete darauf eben so hochtrabend. Die Disputation begann. Mein Respondent sprach sehr fließend und widerlegte glänzend alle Einwürfe der Opponenten, so daß diese nach einiger Zeit nichts mehr vorzubringen wußten. Da sagte ihnen denn der Respondent viel Schmeichelhaftes, und sie wieder ihm und alle endlich mir. Ich erhob mich und dankte und wollte eben, als Se. Spectabilität schon das Ganze für geschlossen zu betrachten schien, abtreten, da wendete sich noch einer meiner Collegen, Prof. Kutzen, an mich. Auf einen solchen Überfall ex corona — wie es auf gut ciceronianisch heißt — war ich nicht vorbereitet und hatte auch keine Lust, mit meinem mittelalterlichen Latein glänzen zu wollen. Kutzen fragte mich, warum ich critice editus gesagt hätte, passender wäre wol gewesen ꝛc. Ich that als ob ich mich zur Vertheidigung anschickte, nahm mein Büchlein in die Hand, sah hinein und sprach dann mit lauter fester Stimme: 'Concedo.' Ein lautes Gelächter erscholl und lächelnd empfahl ich mich und sang für mich den Schluß des bekannten Bierliedes:

Und Hermann der Sieger
Zog jubelnd davon.